

Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 53

31. Januar 2006

Nr. 1

Rosenfeld und die Herren von Zimmern

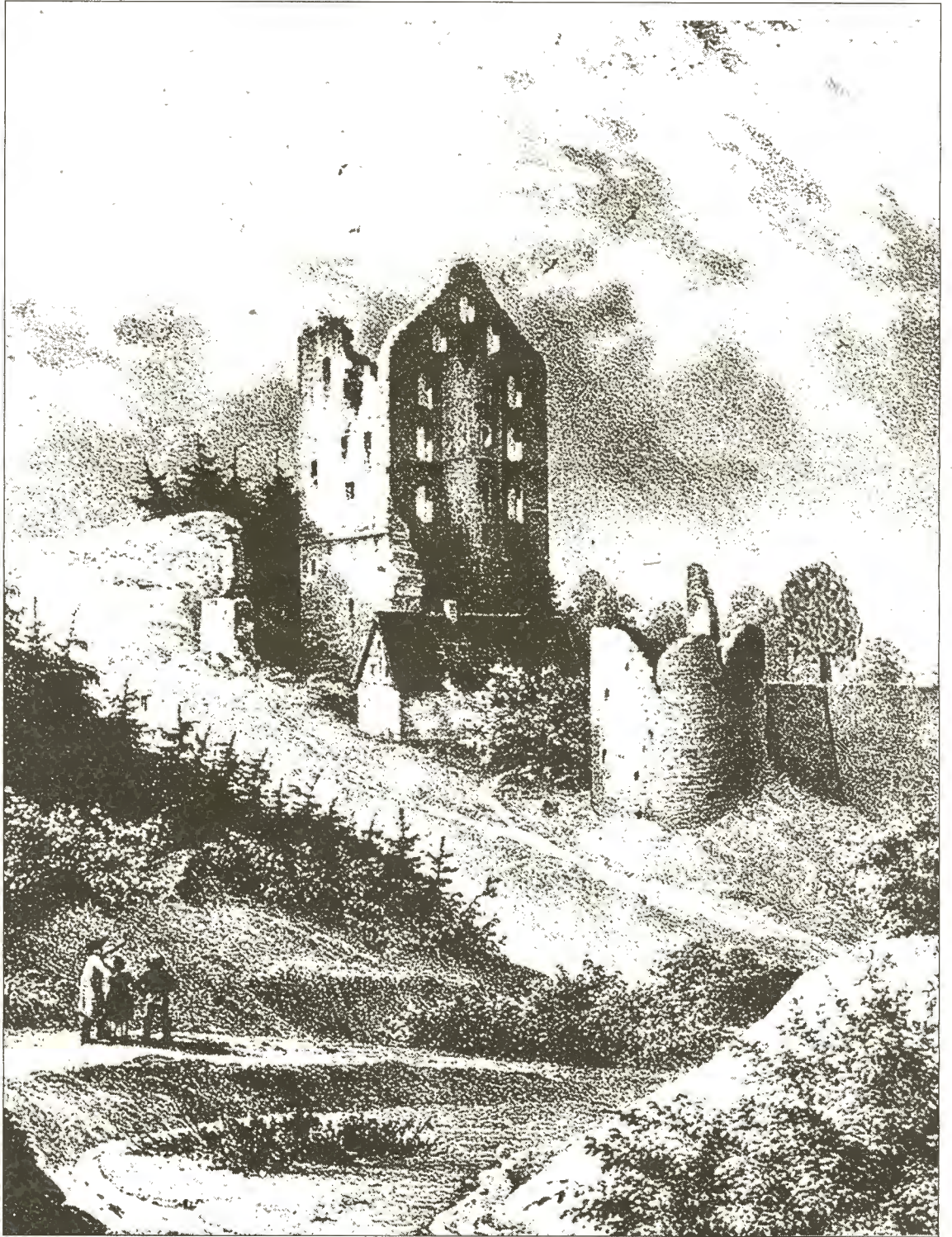
Einfluss des alten Grafengeschlechts auf die Ortschaft auf dem Kleinen Heuberg – Von Manfred Seeger

Als Graf Froben Christoph von Zimmern 1566 seine Familienchronik geschrieben hatte^{1.)} ging es ihm wohl vor allem darum dem Geschlecht der Herren von Zimmern ein Denkmal zu setzen. Es ging ihm auch darum nachzuweisen, welch bedeutendes altes und einst auch begütertes Geschlecht die Zimmern waren und dass sie nicht zu Unrecht wenige Jahre zuvor vom Kaiser in den Grafenstand erhoben worden waren. Deshalb hat er wohl wissend oder unwissend seinen Gefühlen keinen Zwang angetan das Zimmersche Geschlecht so gut als möglich herauszuheben, der Zweck heiligte auch in diesem Fall die Mittel. Dies war ihm so wichtig, dass er in seiner Chronik sogar in Betracht zog, dass die Zimmern von Herzögen abstammten hätten und diesen Titel lange Zeit geführt hätten. Auf alle Fälle hätten die Zimmern adelige Truchsess, Schenken, Marschälle und Kämmerer besessen und er führt aus, dass solche Ämter nur von fürstlichen Geschlechtern verliehen werden durften. Weiter unten wird er dann ein wenig bescheidener und er schreibt, aus solch allem ist abzunehmen, dass der alten Freiherren von Zimmern Stand etwas höher als Freiherren gewesen ist.^{2.)} Es muss jedoch gesagt werden, dass Froben Christoph auch schonungslos die Misswirtschaft verschiedener Familienmitglieder aufgedeckt hat, die mit ihrem Tun und Lassen das Geschlecht häufig an den Rand des Ruins gebracht hatten.

In diesem Zusammenhang erzählt er die Geschichte eines seiner Vorfahren, Friedrich von Zimmern im Zusammenhang mit Rosenfeld.^{3.)} In der Kreisbeschreibung des Kreises Balingen steht lakonisch: Auf die Zimmersche Chronik, die als Stadtgründer die Herren von Zimmern nennt, ist in diesem Fall nicht viel zu geben.^{4.)} Dies wird in der Zimmerschen Chronik auch nicht behauptet. Auf Seite 29 räumt der Vorabdruck der Kreisbeschreibung ein, dass an der Zimmerschen Chronik doch ein wahrer Kern sein könnte und zwar hinsichtlich der Schilderung der Burg Untreues Ziel und der Burg Tiefenberg.^{5.)} Beide lagen im Bubenhofer Tal. Es ist bewiesen, dass die Markung Rosenfeld im allmählichen Wachstum entstand und verschiedene historische Bestandteile aufweist. Den Westteil bilden Teile des verschwundenen Berkheim während der Nordteil aus der Markung des abgegangenen Steinbrunnen besteht.^{6.)} Der südöstliche Teil samt dem Bergsporn auf dem die Stadt liegt gehörte dagegen zu Isingen.^{7.)} Als Rosenfeld im 14. und 15. Jahrhundert auch noch die Hälfte der Bubenhofer Markung erwarb, hatte die Stadtmarkung etwa ihren heutigen Umfang erreicht.^{8.)}

Bei 3 von 4 aufgeführten Markungen hatten die Herren von Zimmern namhaften Grundbesitz.

1.) **Bubenhofer Tal.** Die Herren von Bubenhofen waren dort Lehensleute der Herren von Zimmern. Das ganze Bubenhofer Tal gehörte ursprünglich den Herren von Zimmern, die noch bis in das 17. Jahrhundert hinein den größten Teil der Güter als Lehen ausgaben. Auch die Burg Bubenhofen samt Zubehör erscheint in den ältesten Urkunden als Zimmersches Lehen der Herren von Bubenhofen. So waren die Herren von Bubenhofen dort anfangs nicht völlig unabhängig.^{9.)} Auch die Burg Tiefenberg, die von 1365 – 1511 urkundlich als Burgstall erwähnt wird, war Zimmersches Lehen. Nach der Kreisbeschreibung ist diese längst vor 1365 Burgstall d. h. Ruine geworden. Somit muss sie als Burg schon viel früher gestanden haben. Auch nach der Teilung 1421 blieben beide Teile des Burgstalls immer noch Zimmersches Lehen.^{10.)} Wenn Bubenhofen, Tiefenberg, treues Ziel und die dazugehörigen Siedlungen die Bubenhofen und Brandhofs erst als Zimmersches



Herrenzimmern bei Rottweil am Neckar, die Stammburg der Herren und Grafen von Zimmern. Lithographie von 1839 nach einer Zeichnung von etwa 1830.

QUELLE: ARCHIV SEEGER

Lehen erhalten haben so ist es müßig darüber zu rätseln, ob hier schon vor der Nennung des Namens Bubenhofen 1254 etwas gestanden ist. Die Siedlungen waren im wesentlichen die heutige Heiligenmühle mit der abgegangenen Kirche, Fischermühle und Pelzmühle. Hier möchte ich eine persönliche mündliche Überlie-

ferung einflechten, meine Großmutter die sehr in Heimatgeschichte bewandert war erzählte mir als Bub, dass sich früher in der Pelzmühle eine Freistatt befunden hätte. Wer dort in eine bestimmte Stube flüchten konnte, dem durfte nichts mehr geschehen. Dies traf wohl nur für Württemberger nach der Teilung zu,

denen es gelang nach Binsdorf – Österreich zu kommen. Was damals schon stand und später noch hinzukam hat mit der Lehensübernahme der Herren von Bubenhofen seinen bis heute geltenden Namen Bubenhofer Tal erhalten. Mit Sicherheit haben sich die Bewohner des Tals nicht nur von den wenigen Wiesen im Talgrund ernährt, sondern es ist anzunehmen, dass das nicht weit entfernt liegende Gewann Braike und andere als Äcker zum Grundbesitz der Zimmern bzw. deren Lehensleuten den Herren von Bubenhofen gehörte. Der Flurname Braike deutet auf Herrschaftsbesitz.

2. **Steinbrunnen.** In der Kreisbeschreibung des Landkreises Balingen ist festgehalten, dass der Ort Steinbrunnen obwohl zu diesem Zeitpunkt schon an die 400 Jahre nicht mehr bestehend ursprünglich mit vielen Lehen oder Einzelgütern zu einem abgegangenen Ort gehörte. Lehensherren vor der Stadtgründung waren neben anderen auch hier vor allem die Herren von Zimmern.^{11.)} Auch ist bekannt, dass bereits 1303 durch einen Vertrag zwischen den Herzögen von Teck als Stadtherren und den Herren von Zimmern eine Vereinbarung getroffen wurde, wonach Zimmersche Untertanen nicht mehr in der Stadt Rosenfeld aufgenommen werden durften.^{12.)} Somit waren 1303 die Herren von Zimmern immer noch in unserer Gegend ansässig und die Herzöge von Teck haben auf Zimmerschem Hoheitsgebiet Untertanen für die Stadt Rosenfeld abgeworben. Später tritt als Nachfolger der Herren von Zimmern neben der Rottweiler Bruderschaft das Augustinerkloster von Oberndorf auf, beide konnten von den Herren von Zimmern viele Einzelstücke erwerben.^{13.)}

3. **Isingen.** Ein hochadeliger Pfarrer Rudolf von Zimmern besaß schon um 1275 eine Pfründe an der Isinger Martinskirche, des Weiteren ist bekannt, dass der zur Kirche gehörende Maierhof der einem Freiherrn Werner von Zimmern gehört hatte um einen sehr hohen Betrag im Jahr 1299 an den Johanniterorden in Rottweil verkauft worden war.^{14.)} Somit ist eindeutig belegt, dass die Herren von Zimmern zur Zeit der Stadtgründung 1255 auch in Isingen sehr begütert waren. Somit dürfte bewiesen sein, dass die Herren von Zimmern und die Markung Rosenfeld schon vor der Stadtgründung sehr viel verbunden hat.

Nun wieder zurück zur Chronik des Grafen Froben Christoph von Zimmern und was er uns interessantes von Rosenfeld oder dem betreffenden Gebiet und seinem Vorfahr Friedrich von Zimmern erzählt. Zum besseren Verständnis ist es jedoch vorteilhaft zuvor kurz auf die Ahnentafel Friedrichs von Zimmern einzugehen. Urgroßvater war Kuno von Zimmern der mit seiner Frau Mechthild von Tübingen um 1020 lebte. Beide hatten einen Sohn Werner von Zimmern der mit Sophie von Veringen verheiratet war. Diese Großeltern hatten 4 Söhne Mangwaldt, Gottfried, Albrichs und Hartprecht. Der 2. Sohn Gottfried war der Vater Friedrichs von Zimmern und war mit Agnes von Hohenberg verehelicht. Aus dieser Ehe wiederum gingen 10 Söhne und 1 Tochter hervor. Die beiden ersten Söhne Jörg und Kuno starben in jungem Alter. Die drei nächsten Söhne Friedrich von dem die Chronik im Zusammenhang mit Rosenfeld berichtet sowie Konradt und Albrecht nahmen am 1. Kreuzzug 1096 – 1099 teil in dessen Verlauf Konradt und Albrecht umgekommen waren. Die 5 letzten Söhne waren: Wilhelm, Gottfried, Wernher, Eberhard und Hans. Gottfried heiratete eine Elisabeth von Teck und konnte somit auch ein Bindeglied zwischen Teck und Zimmern und dem späteren Rosenfeld sein. Er war der einzige von 10 Söhnen der das Geschlecht der Herren von Zimmern weiter führte. Sein Bruder Friedrich kehrte wieder vom Kreuzzug zurück zu dessen Finanzierung er und seine beiden gefallenen Brüder Konradt und Albrecht bereits das Zimmersche Vermögen ohne Wissen ihres Vaters und ihrer Brüder ziemlich strapaziert hatten.^{15.)} Nachdem er wieder zu Hause war wurde er erneut vom Fernweh erfasst und er beschloss wieder nach Jerusalem zurückzukehren. Er trifft sich mit seinen Brüdern Wilhelm und Gottfried auf Burg Herrenzimmern um sich mit ihnen über die Finanzierung seiner 2. Reise nach Jerusalem und seinen Erbansprüchen zu unterhalten.^{16.)} Friedrich erhielt darauf auf Geheiß seines Vaters den sie anschließend zu dritt in St. Georgen besuchten das Gebiet des späteren Rosenfeld samt den Schlössern Harthausen und Tiefenberg auch die zugehörigen Dörfer mit Zehnten und Leuten. Nachdem Friedrich die Untertanen gehuldigt hatten, begann er diese zu schätzen und mit allen Mitteln Geld aus ihnen einzutreiben, er kannte dabei kein Erbarmen. Sein Hofgesinde vom Adel und andere derer er wegen seiner Reise nicht wenig bei sich hatte und die mit ihm ziehen wollten, blieb sein Vorhaben nicht verborgen und sie halfen ihm dabei nach

Kräften. Zuletzt versetzte er alles miteinander ohne Wissen seiner Brüder nämlich das Gebiet Rosenfeld mit den Dörfern samt Zubehör an Herzog Friedrich von Teck den Schwiegervater seines Bruders Gottfried. Dadurch entstand einige Jahre später großer Zwist zwischen den Herzögen von Teck und der Freiherrschaft von Zimmern. Durch die Vermittlung eines Abtes von St. Gallen blieb das Gebiet Rosenfeld jedoch den Herzögen von Teck. Friedrich hatte noch etliche Zehnten auf Rosenfelder Gebiet, Erlaheim und Isingen die verpfändete er dem Johanniterhaus in Rottweil. (Die Texte unterstrichen, wurden vom Verfasser leicht geändert bzw. richtig gestellt. Der Hinweis auf das Johanniterhaus deckt sich mit der Kreisbeschreibung, siehe auch oben unter Steinbrunnen). Die Burg Tiefenberg (hinter dem Haus Bubenhofer Tal Nr. 3) gab er einem Edelmann der Branthoch hieß, dergestalt, dass er und seine Kinder, Töchter als auch Knaben diese zu Lehen von der Freiherrschaft Zimmern empfangen sollten. Der Branthoch Eisenhart war lange Zeit seines Vaters Amtmann im Gebiet Rosenfeld gewesen und einer seiner Söhne zog danach mit Herr Friedrich hinweg übers Meer. Zuvor hatte Branthoch allernächst bei dem Schloss Tiefenberg seinen Sitz.^{8.)} Untreues Ziel geheißt gehabt, das ihm von seinen Missgönnern und Feinden abgebrannt worden war. (Die Lage der Burg Untreues Ziel könnte so vermutet die Kreisbeschreibung auf dem Bergrücken, Tiefenberg gegenüber, vor der Mündung des Kronbachs gelegen sein. Der Name Birken deutet auf Burg und somit wäre Untreues Ziel etwas weiter talaufwärts im Birkenbühl zu suchen). Längere Zeit danach ist auch Tiefenberg von den Branthochen in andere Hände gekommen und zuletzt abgegangen.

Die Zimmersche Chronik fährt fort, nachdem Herr Friedrich seine Herrschaft verpfändet und alles losgeworden, nahm er sich von wieder von dannen nach Syrien zu ziehen in der Hoffnung zu Gottes Lob und der Christenheit zu Nutzen gegen die Ungläubigen zu streiten. Es waren noch etliche vom Adel und auch andere bei ihm und diese hatten sich auch vorgenommen mit ihm zu ziehen. Mit diesen und seinen Dienern zog er an dem vorgesehenen Tag davon. Er nahm seinen Weg zunächst durch das Rheintal wobei sich sein Zug vermehrte und nahm dann den nächsten Weg nach Mailand. Dort erfuhr er, dass in Genua Kriegsvolk nach Jerusalem gesucht wurde und er nahm den nächsten Weg nach Genua. Er kam wie vorgesehen auf dem Kriegsschauplatz an und beteiligte sich am Kampfgeschehen. Friedrich wurde wieder verwundet, sein Anhang jedoch war vollständig umgekommen insbesondere auch sein bester Freund. Dies geschah im Jahr 1106.

Er hielt sich von nun an bis seine Wunden geheilt waren bei einem deutschen Ritter in Cäsarea auf. Eines Tages ging er mit großem Unmut und ganz traurig in der Stadt vor dem Tor spazieren, dabei dachte er an den großen Verlust seiner guten Freunde und seiner getreuen Diener die er aus deutschen Landen hierher gebracht hatte. Auch dachte er an all sein Hab das er durch die Ungläubigen verloren hatte. In solchen Gedanken begegnete ihm aus der Fügung Gottes ein Priester, den führte er nach freundlicher Begrüßung in eine nahe stehende Kapelle. Dort klagte er dem Priester seinen großen Verlust, sowie er wieder öfters gegen die Ungläubigen gekämpft hatte wobei all die Seinen erschlagen worden waren auch zwei leibliche Brüder hatte er dabei schon früher verloren. Er habe alle seine Diener und Soldaten verloren die er um Gottes Willen besoldet hatte. Er habe auch das Übrige all sein Hab und Gut verloren, dass er auch wiederholt auf den Tod verwundet wurde und mit Not davongekommen wäre. Er bekannte dem Priester, wie er mehrmals seines Herrn Vaters, auch seine und seiner Brüder arme Leute ausgebeutet, gestraft und genötigt habe, damit er das ganze finanzierte. Zuletzt habe er aus großer Begierde auch sein väterliches Erbe versetzt und verschleudert seinen Brüdern und seinem ganzen Geschlecht zum Nachteil. Der Priester machte ihm deswegen große Vorwürfe und zeigte ihm an, dass gewisslich allein die Ausbeutung und das harte und herzlose Vorgehen gegen die armen Leute der Grund seines großen Verlusts und Unglücks wäre, denn obwohl er der Meinung gewesen wäre dieses Gut allein zum Widerstand gegen die Ungläubigen zu gebrauchen, was im allgemeinen nicht unrecht wäre, so wäre dies Gott doch äußerst zuwider wenn er nicht von Herzen bereue und bedaure, ohne allen Zweifel würden ihm in diesem Leben noch mehr Widerwärtigkeiten und Unfälle zustoßen und er müsste auch mit ewiger Pein und Strafe büßen wenn er nicht bereue. Herr Friedrich verließ dem Priester sein Leben zu bessern, schied wohlgetröstet von ihm, kam

unlängs wieder zum König Balduin von Jerusalem bei dem er hernach blieb. Er beendete sein Leben im Dienste des Königs und wurde in Syrien begraben.

Wie in diesem Kapitel gehört hatte Herr Friedrich Freiherr von Zimmern seines Bruders Schwiegervater Herzog Friedrich von Teck das Rosenfelder Gebiet versetzt. Den Herzögen von Teck verblieb es auch nicht und man muss jedoch wissen, dass deselben Herzog Friedrichs Nachkommen solches auch nicht behalten konnten. Sondern die Brüder Herzog Konradt und Herzog Ludwig von Teck haben dies Graf Eberhard von Württemberg verkauft.

Damit hätte die ganze Geschichte ein Ende, wenn nicht noch ein Nachspiel eingetreten wäre. Dieses Nachspiel wird gleichfalls in der Zimmerschen Chronik erzählt und wurde sogar in die Bad-Herrenalber Ortschronik aufgenommen. Ich möchte es so weitergeben wie es in der Ortschronik von Bad-Herrenalb geschildert wird.^{17.)}

Die Stiftung des Klosters. Herrenalb vom Kloster zum Kurort.

Die Stiftung des Klosters

Aus alten Zeiten ist eine schaurige Geschichte überliefert, die berichtet, welch wundersame Ereignisse zur Entstehung von Klöstern führen konnten. Da infolge dieser Geschehnisse auch das Kloster Herrenalb entstanden sein soll, ist es lohnend, diese seltsamen Vorkommnisse aus längst vergangenen Zeiten der Ritter hier noch einmal zu erzählen:

„Wie herrn albrechten freiherren von Zimbern ain wunderbarliche geschicht mit ain gespenst auf dem Stromberg im Zaubergew widerfaren, auch wie im grave Erchinger von Monhaim ain closter auf gedachtem Stromberg zu b awen vergonet hat.“

Herr Albrecht von Zimmern kam des öfteren zu seinem Herrn, Friedrich von Schwaben, bei dem er aufgewachsen war und mit dem er sich immer schon gut verstanden hatte. Als er wieder einmal für einige Zeit bei Herzog Friedrich weilte, beschloss dieser, mit seinen adligen Gästen, die sich in großer Anzahl an seinem Hof aufhielten, einen Ausflug zu Graf Erchinger nach Monheim im Zabergäu zu veranstalten. Nahe bei dem Schloss dieses Grafen befand sich ein großer Wald, Stromberg genannt, in dem bereits vor längerer Zeit ein außergewöhnlich großer Hirsch gesehen worden war, den zu fangen jedoch damals nicht gelang.

Als nun Herzog Friedrich mit seinem Gefolge anwesend war, wurde der Hirsch von neuem gesehen, zur großen Freude von Graf Erchinger und seinen Gästen. Als bald ritt die ganze Gesellschaft hinaus in den Wald, um dieses prächtige Tier zu jagen. Unter ihnen war auch Herr Albrecht von Zimmern, der, als er einmal etwas abseits ritt, einen großen schönen Hirsch entdeckte, dem er sogleich nachsetzte. Aber er verirrte sich im Wald und fand nicht mehr heraus. Da begegnete ihm ein Furcht erregender Mann. Obwohl Herr Albrecht von Natur aus nicht ängstlich war, erschrak er über den Anblick dieses Fremden und bekreuzigte sich, worauf der Mann zu reden anfang. Er sagte zu Albrecht, dass er sich nicht zu fürchten brauchte, denn er sei von Gott angewiesen, ihm etwas zu zeigen. Zu diesem Zweck solle er mit ihm reiten, es würde ihm nichts geschehen. Als Albrecht von Gott reden hörte, willigte er ein und folgte dem Unbekannten, bis sie zu einem stattlichen Schloss mit vielen Türmen gelangten.

Hier wurden sie von schweigenden Knechten und Dienern empfangen. Albrechts Begleiter erklärte ihm, er solle mit niemandem reden, außer mit ihm und solle seinen Anweisungen folgen. Darauf führte er ihn in einen großen Saal, in dem ein Herr zusammen mit seinem Hofgesinde an einem Tisch saß. Sobald Albrecht eingetreten war, standen die Anwesenden von ihren Plätzen auf, neigten ihre Häupter zur Begrüßung und setzten sich wieder. Keiner sprach ein Wort. Und um Herrn Albrecht kümmerten sie sich nicht weiter. Stillschweigend aßen sie von ihrem reich gedeckten Tisch.

Nachdem Albrecht dieser schweigenden Gesellschaft eine Zeit lang verwundert zugesehen hatte, sein Schwert einsatzbereit in den Händen haltend, sagte sein Begleiter, er solle vor dem

Herrn und seinem Gesinde das Haupt verneigen, damit sie gehen könnten. Das tat Albrecht, und wieder standen alle auf und verneigten sich gegen ihn. Darauf führte ihn sein Begleiter aus dem Schloss heraus und den gleichen Weg wieder in den Wald zurück.

Hier erklärte der Fremde die seltsamen Geschehnisse: „Der Herr, den du da gesehen hast, ist deines Vaters Bruder gewesen, Herr Friedrich von Zimmern, ein christlicher, frommer Herr, der tatkräftig gegen die Ungläubigen vorgegangen ist. Ich und die anderen, die du gesehen hast, sind seine Diener gewesen. Wir leiden nun das allgrößte, unsäglichste Pein, das man mit Worten nicht beschreiben kann, und zwar deswegen, weil Friedrich die armen Leute um ihren letzten Pfennig gebracht hat, zum Teil gewaltsam, um diese unrechtmäßig zusammengebrachten Mittel gegen die Ungläubigen einzusetzen. Wir alle haben ihm dazu geraten und ihm dabei noch geholfen, wofür wir jetzt büßen müssen, bis Gott ein Erbarmen mit uns hat. Dies alles sollst du wissen, damit du dich vor dieser und anderen Sünden hütst und dein Leben besserst.“

Nachdem ihm der Geist noch den Heimweg beschrieben hatte, sich noch einmal umzublicken, „um zu sehen, wie sich die Pracht und Herrlichkeit sehr schnell in Kummer und Elend verwandeln können, verschwand er. Also wandte sich Herr Albrecht noch einmal um. Was er sah, versetzte ihm einen großen Schrecken. Das prachtvolle Schloss hatte sich in lodernes Feuer verwandelt, in Pech und stinkenden Schwefel. Dazu ertönte das kläglichste Geschrei, Weinen und Gewimmer. Entsetzt machte sich Herr Albrecht auf den Heimweg.

In kurzer Zeit erreichte er Herzog Friedrich und Graf Erchinger. Sie konnten ihn fast nicht mehr erkennen, so sehr hatte er sich in wenigen Stunden verändert: seine Haare und sein Bart waren ganz weiß geworden. Nachdem er ihnen von seinem Abenteuer erzählt hatte, ritten sie nun selbst von Furcht ergriffen, in großer Niedergeschlagenheit nach Monheim zurück. Dort bat Herr Albrecht den Grafen Erchinger aufs dringlichste, hier eine Kirche erbauen zu dürfen, da die

Geschichte in seiner Grafschaft passiert war. Graf Erchinger willigte ein und unterstützte Albrecht noch, damit ein ganzes Frauenkloster gebaut werden konnte. Dieses Vorhaben wurde auch von Herzog Friedrich von Schwaben tatkräftig unterstützt. So konnte das Kloster in Monheim nicht weit vom Schloss entfernt errichtet werden.

Diese Geschichte ereignete sich im Jahre 1134. Damals hatte sich auch Graf Berthold von Eberstein in Monheim aufgehalten. Er nahm sich diese Ereignisse so sehr zu Herzen, als wären sie ihm selbst widerfahren. Deshalb gründete er gleichfalls ein Nonnenkloster, das Frauenalb genannt wurde. Etliche Jahre später, als Kaiser Friedrich I., genannt Barbarossa, nach Asien zog, war er unter seinem Gefolge. Nachdem der Kaiser zum großen Bedauern der ganzen Christenheit in Armenien gestorben war, kehrte Graf Berthold wieder in deutsche Lande zurück. Hier baute er ein Mönchskloster, Herrenalb genannt. Dieses stattete er, wie zuvor schon Frauenalb, mit vielerlei Rechten und Gütern aus, im Beisein von Pfalzgraf Hugo von Tübingen, Markgraf Hermann von Baden, Graf Conrad von Calw, Graf Eberhard von Straubenhardt und anderen mehr. Nach dem Tod seiner Frau, Gräfin Uta von Sinsheim, verbrachte er den Rest seines Lebens in Herrenalb.

Stammtafel der Herren von Zimmern

- 1020 1.) Kuno von Zimmern verheiratet mit Mechthild von Tübingen
- 1040 2.) Werner von Zimmern verheiratet mit Sophie von Veringen
- 3.) Mangwald von Zimmern verheiratet mit Alathilden von Wartenberg
- 4.) Rudolf und Wornher
- 3.) Albrichs von Zimmern
- 3.) Hartprecht von Zimmern
- 3.) Gottfried von Zimmern verheiratet mit Agnes von Hohenberg
- 4.) Jörg von Zimmern + jung gestorben
- 4.) Kuno von Zimmern + jung gestorben

- 4.) Friedrich von Zimmern + Syrien
- 4.) Konrad von Zimmern + Kreuzzug
- 4.) Albrecht von Zimmern + Kreuzzug
- 4.) Wilhelm von Zimmern (bei Herzog Friedrich von Schwaben)
- 1080 4.) Gottfried von Zimmern verheiratet mit Elisabeth von Teck
- 1124 4.) Werner von Zimmern St. Peter
- 1124 4.) Eberhard von Zimmern St. Peter
- 4.) Hans von Zimmern + Frankreich
- 4.) Berchtrada von Zimmern
- 1127 5.) Albrecht von Zimmern verheiratet mit Beatrix von Urslingen
- 5.) Wilhelm von Zimmern
- 5.) Waltprecht von Zimmern Mönch
- 5.) Sophia von Zimmern verheiratet mit Friedrich von Zollern

QUELENNACHWEIS

- 1.) Zimmersche Chronik Vorwort Seite 5 – 8 Band 1 Decker Hauff
- 2.) Zimmersche Chronik Seite 43 + 44 Band 1 Decker Hauff
- 3.) Zimmersche Chronik Seite 80 – 85 Band 1 Decker Hauff
- 4.) Vorabdruck Kreisbeschreibung Seite 9
- 5.) Vorabdruck Kreisbeschreibung Seite 29
- 6.) Vorabdruck Kreisbeschreibung Seite 9
- 7.) Vorabdruck Kreisbeschreibung Seite 9
- 8.) Vorabdruck Kreisbeschreibung Seite 10
- 9.) Geschichte der Herren von Bubenhofen Seite 2
- 10.) Vorabdruck Kreisbeschreibung Seite 29
- 11.) Vorabdruck Kreisbeschreibung Seite 16
- 12.) Vorabdruck Kreisbeschreibung Seite 25
- 13.) Vorabdruck Kreisbeschreibung Seite 28
- 14.) 1200 Jahre Isingen Seite 23
- 15.) Zimmersche Chronik Seite 76 Band 1 Decker Hauff
- 16.) Zimmersche Chronik Seite 80 – 85 Band 1 Decker Hauff
- 17.) Bad Herrenalb vom Kloster zum Luftkurort Seite 26 + 27

Historische Spurensuche in Isingen

Prof. Gill H. Boehringer zu Besuch – Nachfahre des Dorfschultes Emanuel Hähl – Von Klaus May

Vor kurzem besuchte Professor Gill H. Boehringer mit seiner Ehefrau Cristina Isingen, um den Wirkungsort seines Urgroßvaters, des ehemaligen Dorfschultes und Junglehrers Emanuel Hähl, kennen zu lernen. Die Eheleute Rosa und Willi Frommer, die 2005 über Hähl ein Büchlein veröffentlicht haben, waren die erste Anlaufstelle für Boehringers.

Das Wirken und Leben von Emanuel Hähl ist auch nach 150 Jahren ergreifend. Der studierte Lehrer war als Unterlehrer im Jahre 1850 bis 1852 in Isingen tätig. Nach einem Jahr im Auswärtigen Dienst wählten ihn die Isinger im April 1853, damals eine arme Zeit, zum Schultheißen.

Hähl zeichnete sich durch seine soziale Ader aus. Er kaufte den Steinfurthof, um darin eine Armenackerbauschule für Knaben einzurichten. Er tauschte und kaufte viele Grundstücke, kam in finanzielle Schwierigkeiten, fälschte sogar zwei Pfandbriefe und floh 1858, um seiner Bestrafung zu entgehen, nach Amerika.

Dort setzte er unter dem Geburtsnamen seiner Ehefrau, Böhringer, sein soziales Engagement fort. Nach einem kurzem Studium wurde er zum Pfarrer in der Reformkirche zugelassen. Unter den Wirren des Sezessionskrieges der Nord- gegen die Südstaaten gründete er ein Waisenhaus für arme und verwahrloste Kinder in Philadelphia, das es heute noch gibt.

Seine Ehefrau und die vier Kinder übersiedelten kurze Zeit nach ihm nach Amerika. Emanuel Hähl verstarb bereits schon mit 42 Jahren und hinterließ vier Kinder. Die Vereinigung der ehemaligen Waisenkinder hat nun Nachforschungen über ihren Gründer aufgenommen und ist so auch auf Isingen in Baden-Württemberg gestoßen.

Professor Gill Boehringer hat sich vor Jahren von Philadelphia auf einen Lehrstuhl nach Sydney versetzen lassen. Für die Aufarbeitung seiner Familiengeschichte hat er sich ein Jahr von seiner Lehrstuhl-



Die Spuren seines Großvaters Emanuel Hähl führten Professor Gill Boehringer (zweiter von links) mit seiner Ehefrau Cristine (dritte von links) von Sydney nach Isingen. Emanuel Hähl war Lehrer und Schultheiß in Isingen und später Gründer des Bethany-Waisenhauses bei Philadelphia in den USA. Eine wichtige Hilfe bei der Ahnenforschung waren Willi Frommer (rechts) und seine Frau Rosa (links).

FOTO: KLAUS MAY

aufgabe als Direktor für „Historical Study of the Common Law Department of Public Law“ befreien lassen. Er hat sich am Wochenende wohl gefühlt in Isingen und viele Verwandte besucht. Seine Ehefrau Christina, eine Philippinin hat zum ersten Mal in ihrem Leben Schnee gesehen. sehen.

Willi Frommer hat sich mit dem bekannten Schult heißen intensiv befasst und konnte so viele Fragen

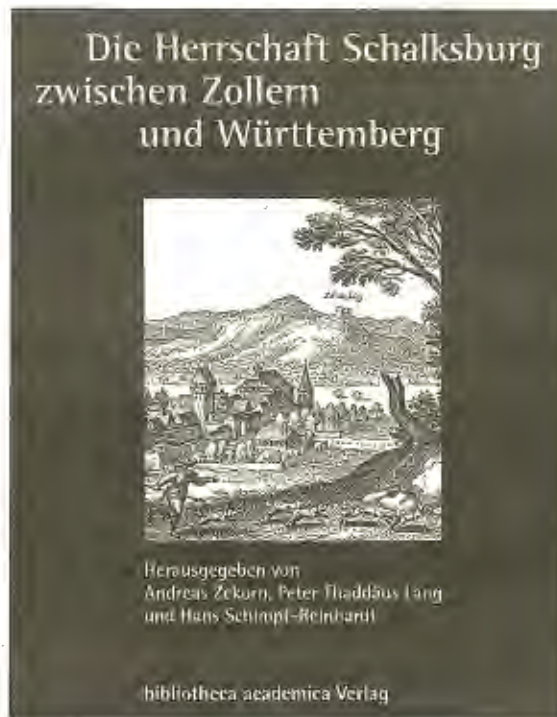
beantworten. Das im letzten Jahr vorgestellte Büchlein ist mittlerweile vergriffen und wurde bereits von Freunden in das Englische übersetzt. Neue Erkenntnisse erhofft sich der Professor von den geschichtlich noch nicht erforschten Jahren seines Urgroßvater 1837 bis 1850. Hilfreich könnten dafür die Taufpaten von Hähls Kinder, Jakob Geiger und Hermann Weigne, sein. Man vermutet, dass die beiden Studiumkollegen von Emanuel Hähl gewesen sind.

Die Herrschaft Schalksburg zwischen Zollern und Württemberg¹

Vortrag anlässlich der Buchvorstellung am 3. November 2005 – Von Dr. Andreas Zekorn, Ende

Der letzte Beitrag von Dr. Otto H. Becker, Oberarchivar an der Abteilung Staatsarchiv Sigmaringen des Landesarchivs Baden-Württemberg und Vorsitzender des Hohenzollerischen Geschichtsvereins, befasst sich mit den Spätfolgen des Verkaufs von 1403. Er zeigt das „Fortwirken einer Tradition im 19. und 20. Jahrhundert“ auf und macht damit eindrucksvoll deutlich, wie die Wirkungen eines historischen Ereignisses bis in die jüngste Vergangenheit verfolgt werden können. Im 19. und 20. Jahrhundert bekam der Verkauf überregionale Bedeutung. Die Hohenzollern hatten den Verlust der Schalksburg herrschaft nie verschmerzt, und nach den vergeblichen Bemühungen, den Verkauf auf dem Rechtsweg rückgängig zu machen oder die Schalksburg als Pfand wieder an sich zu bringen, gab man auch im 18. Jahrhundert den Gedanken an eine Rückgewinnung nicht auf. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts befasste sich die süddeutsche, hohenzollerische Geschichtsforschung mit der Veräußerung, konnte sich aber nur wenig von der Sage um den Verlust der Schalksburg herrschaft lösen. Auch die preußische Historiographie kümmerte sich um dieses Ereignis: Im Rahmen des dynastischen Geschichtsschreibens rückte die Geschichte von den Ursprüngen der Zollern, aus deren Stamm die preußischen Könige und später das deutsche Kaiserhaus hervorging, in das Blickfeld und damit auch die Geschichte der Herrschaft Schalksburg. Die Herrschaft wurde von den preußischen Geschichtsschreibern Rudolf Graf von Stillefried-Alcantara und Traugott Maercker als zollerisches Stammesgebiet bezeichnet, ihr Verkauf galt als verhängnisvoller Schritt. Die Geschichtsschreiber vermittelten den preußischen Königen eine antiwürttembergische Haltung, so dass König Wilhelm I. nach Beendigung des Deutschen Krieges 1866 mit dem Gedanken spielte, das Amt Balingen als Kriegsschadung von Württemberg zurückzufordern. Bismarck, der Württemberg als Bundesgenossen gewinnen wollte, konnte dies jedoch verhindern.

Kurz darauf änderten sich die Verhältnisse grundlegend: Württemberg bejahte die nationale Führungsrolle Preußens. So konnte bei den Jubiläumsfeierlichkeiten im Jahre 1903 in Balingen anlässlich des Verkaufs der Herrschaft Schalksburg die Bindung des Amtes Balingen sowohl an Württemberg als auch an das Haupt des neuen deutschen Reiches, den Kaiser zollerischer Abstammung, betont werden. Zollerische und würt-



Das Standardwerk über die Herrschaft Schalksburg zwischen Zollern und Württemberg.

tembergische Tradition flossen hier zusammen. Ähnlich besannen sich Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts Sänger und Turner aus Balingen, Ebingen und Hechingen auf friedliche Weise ihrer gemeinsamen Wurzeln und schlossen sich zu Gauen zusammen, welche die Schalksburg im Namen führten. 1924 wurden beim Zusammenschluss des Hohenzollern-Sängerbundes mit dem Schalksburg-Gau zum Hohenzollern-Schalksburg-Gau die Begriffe „Zollern-Schalksburg-Gau“ und Zollernalb, soweit feststellbar, erstmals als gleichbedeutend gebraucht. Schon vor der Bildung des Zollernalbkreises im Jahre 1973 aus den Landkreisen Balingen und Hechingen gab es also zahlreiche Verbindungen zwischen beiden Kreisen, und

auch der Name „Zollern-Alb“ wurde bereits vor der Kreisreform in Zusammenhang mit einer kreisübergreifenden Vereinigung verwendet.

Insgesamt werden in dem Buch zahlreiche Aspekte der zollerisch-hohenbergisch-württembergischen Geschichte unserer Region im Mittelalter, der Geschichte der Herrschaft Schalksburg unter ihren zollerischen und württembergischen Inhabern, inklusive der Spätfolgen des Übergangs, behandelt und zahlreiche neue Erkenntnisse gewonnen werden. Nicht zuletzt möge die Publikation dazu beitragen, dass sich die Bevölkerung des Zollernalbkreises ihrer gemeinsamen historischen Wurzeln besinnt, die mit dem Namen Zollern und Schalksburg verbunden sind.

LITERATUR

(1) Vortrag anlässlich der Buchvorstellung am 3. November 2005 im Landratsamt Zollernalbkreis. Die genauen Belege finden sich in dem am Ende im bibliographischen Hinweis angegebenen Buch.

(2) Vgl. dazu auch im Folgenden die Quellenangaben in: Die Herrschaft Schalksburg zwischen Zollern und Württemberg, S. 9 f.

(3) Zur Forschungslage: ebd. S. 10 ff.

Bibliographische Angaben

Die Herrschaft Schalksburg zwischen Zollern und Württemberg. Herausgegeben von Andreas Zekorn, Peter Thaddäus Lang und Hans Schimpf-Reinhardt im Auftrag des Zollernalbkreises und der Städte Albstadt und Balingen. bibliotheca academica Verlag: Ependorf/Neckar 2005. Festeinband, 254 Seiten, 45 z. T. farbige Abbildungen ISBN 3-928471-56-2. Ladenpreis 29 Euro.

Dia-Rückschau

Am Mittwoch, 8. Februar, findet um 18 Uhr eine Dia-Rückschau zur letztjährigen Exkursion nach Mecklenburg-Vorpommern im Sitzungssaal des Landratsamtes statt.

Studienfahrten und Vorträge 2006

Februar	8. 2.	KRATT	Dia-Rückschau Mecklenburg-Vorpommern; im Landratsamt	18 Uhr
März	8. 3.	WILLIG	Dia-Rückschau Friauf; im Landratsamt	18 Uhr
	30. 3.	MAHLER	Holzschnitt-Museum Klaus Herzer, Öschingen	Pkw
April	24./30. 4.	ROLLER	Piemont, Hotel „Ariotto“, Terruggia	Bus
Mai	20. 5.	GROH	Buttenhausen „Altes Lager“ Münsingen, Kirche Gruom	Bus
Juni	9. 6.	WILLIG	Schlösser: Schaubeck, Löwenstein, Malenfels	Bus
	18./24. 6.	KRATT	Kärnten, Hotel „Post“, Villach	Bus
Juli	11. 7.	WILLIG	Schlösser: Fridingen, Mühlheim, Bronnen, Riethelm	Bus
	28. 7.	WILLIG	Ausstellung im Schloss Sigmaringen, Königsegg und Krauchenwies	Bus
August	19. 8.	GROH	Burg Straßberg (begrenzt auf 30 Personen)	Pkw
September	18. 9.	BÜHLER-WEBER	Vom Ursprung bis zur Mündung der Enz	Bus
Oktober	28. 10.	ROLLER	Hauptversammlung 2006, Stauffenberg-Schloss Lautlingen	18 Uhr

Korrekturhinweis

Mai	13. 5.	LANG	Die Industrialisierung von Ebingen, Stadtführung, ab Stadtarchiv	15 Uhr
-----	--------	------	--	--------

Stammtische

Balingen: an jedem 2. Mittwoch im Monat, Leitung: Dr. Hans Schimpf-Reinhardt, Zehntscheuer, Hotel Lang
Albstadt: an jedem 1. Mittwoch im Monat, Leitung: Hans Geissler, Café Wildt-Abt in Ebingen

Die Autoren dieser Ausgabe

Manfred Seeger
Panoramastr. 8
72348 Rosenfeld

Klaus May
Tannrain 5
72348 Rosenfeld

Dr. Andreas Zekorn
Kreisarchiv
Landratsamt Zollernalbkreis
Hirschbergstr. 29
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:

Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:

Erich Mahler, Mörikeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:

Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 53

28. Februar 2006

Nr. 2

Taufe in der ehemaligen Diözese Konstanz

Überlieferte Bräuche und Gepflogenheiten – Von Dr. Klaus Peter Dannecker

Besondere Ereigniss im Leben eines Menschen sind schon immer durch besondere Maßnahmen hervorgehoben worden. Das war früher so, und das ist auch heute noch so. Der Beginn des Lebens, die Geburt, wurde und wird durch einen Kranz von Festen und Bräuchen begleitet, ebenso das Erwachsenwerden, die Gründung einer Familie, die Übernahme besonderer Aufgaben und schließlich der Tod. Diese Feiern und Bräuche waren früher sehr viel stärker religiös geprägt als sie heute sind. Die Menschen suchten Halt und Orientierung, gerade in den Zeiten des Lebens, in denen ein Umbruch, eine Neuorientierung und ein Neubeginn oder ein Abschluss stattfindet. Ein Blick in die Geschichte der Bräuche vor der Geburt bzw. Taufe möchte uns in einem ersten Schritt damit bekannte machen, wie unsere Vorfahren mit dieser Situation umgegangen sind und uns Anregung geben, wie wir selber damit umgehen können, wo wir Orientierung und Halt finden.

Rituelle Gepflogenheiten und Gebräuche vor und bei der Geburt

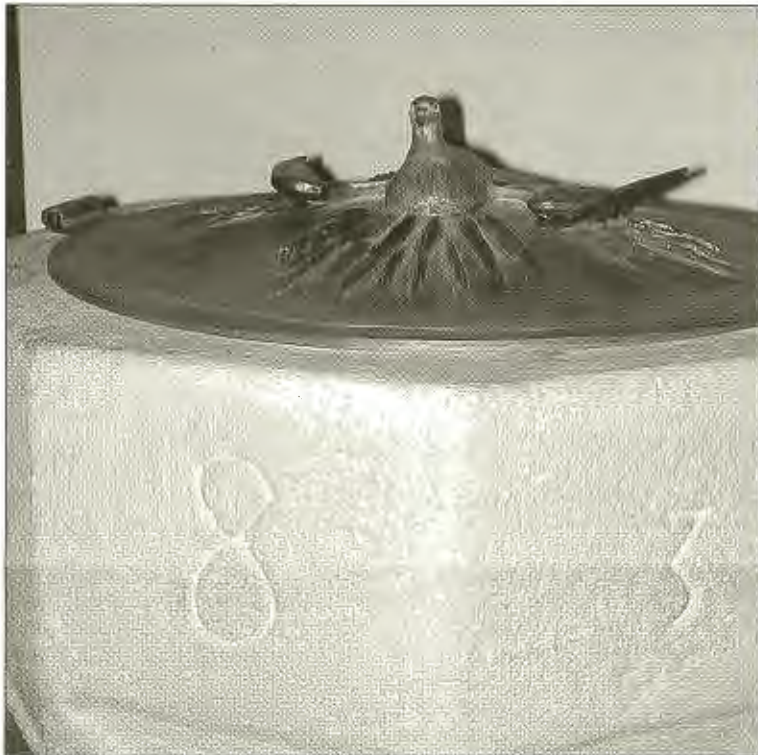
Überlieferte Gepflogenheiten und Gebräuche vor und bei der Geburt lagen im Bereich des frommen Brauchtums jenseits der offiziellen Liturgie. Als Quellen kommen volkskundliche Überlieferungen aus einzelnen Beobachtungen und systematischen Erhebungen in Frage.

In Erwartung der Geburt

Das einflussreiche Pontifikale von Durandus († 1296) bezeugt einen damals allgemein verbreiteten Brauch, wenn es der werdenden Mutter empfiehlt, vor der Geburt zur Beichte und zur Kommunion zu gehen. Der häufige Messbesuch war in der Zeit der Schwangerschaft ebenfalls üblich. Es gab eigene Messformulare in den Anliegen einer schwangeren Frau¹. Die Beicht und Kommunion der schwangeren Frau vor der Geburt wurde im 16. Jahrhundert in Biberach a. d. R. gepflegt.² Diese Gepflogenheit wird Ende des 19. Jahrhunderts in der volkskundlichen Erhebung für Württemberg noch bezeugt.³ Im Biberach des 16. Jahrhunderts hielten die schwangeren Frauen Andachten vor dem Altarbild „unser Frauen in der Kindbeth“.⁴ Zur Geburt selber wurden im gesamten Berichtszeitraum geweihte Kerzen, Weihwasser und nach Möglichkeit Reliquien bereitgehalten; bisweilen wurde die Wiege gesegnet.⁵ Mancherorts war es üblich, mit einem Glockenzeichen zum Gebet für Frauen in Geburtsnöten aufzurufen. Aus Seefeld bei Rottweil a. N. wird berichtet, dass 1524 die Gemeinde in den naheliegenden Wallfahrtsort Heiligenbronn eilte, als bei der Frau des Dorfherrn Johannes Wernher Freiherr von Zimmern die Wehen einsetzten. Dort betete man für eine glückliche Geburt.⁶

Die Segnung der Mutter vor der Geburt

Die Segnung der Mutter vor der Geburt (*Benedictio mulieris parturientis*) war wie der Muttersegen nach der Geburt (*Benedictio mulieris post partum*) und die Einführung in die Kirche (*Benedictio ad introducendam mulierem in ecclesiam*) eine Weise der Kirche, die Nöte, Sorgen und Freuden der Mutter mitzutragen und im Gebet zu begleiten. Lateinische Segensformeln für gebärende Frauen finden sich in vielen Handschriften ab dem 10. Jahrhundert.⁷ Die Verwendung dieser Formeln am Wochenbett nahm jedoch ab dem 13./14. Jahrhundert ab, da man es zunehmend als unschicklich empfand, wenn ein Kleriker, also ein Mann, bei der Geburt anwesend war. Die Geistlichen schrieben des-



Ein in seiner Schlichtheit besonders beeindruckendes Taufbecken befindet sich in der Kirche von Hausen a.T.
FOTO: DANIEL SEEBURGER

halb die Segensformeln auf Zettel, die den gebärenden Frauen auf den Leib gelegt wurden.⁸

Die Geburt

Höhn berichtet, dass der Volksglaube der Mutter in Württemberg nahelegte, während der Geburt ihres Kindes zu beten.⁹ Der Vater reichte das Neugeborene der Mutter, die es ein- oder drei Mal küsste und dabei „Werde ein guter Christ!“ sprach. Vater und Mutter segneten das Kind mit den Worten: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes! Der Herr behüte dich und führe dich alle Tage“. Dazu wurde das Kind mit Weihwasser besprengt.¹⁰ Die volkskundliche Forschung hat einige Gebräuche und Sitten zutage gefördert, die in direktem Zusammenhang mit der Hebamme und ihren Aufgaben bei der Geburt und Taufe eines Kindes stehen.

Die Herkunft der Neugeborenen wurde Kindern im süddeutschen Raum auf folgende Weise erklärt: Die Hebamme hole die Kinder aus einem Gewässer und bringe sie in die Familie. Das Gewässer konnte je nach den lokalen Gegebenheiten ein Brunnen („Kindlesbrunnen“), ein Bach oder ein See sein; auch eine Höhle mit einem Wasservorkommen war möglich. An vielen Orten ist das betreffende Gewässer direkt beim Wohnhaus der Hebamme zu finden.¹¹ In Ratshausen steht das Haus in dem die Hebamme wohnte in der sog. Vorstadt über einem heute kanalisierten Bachlauf. Aus diesem „zog“ die Hebamme die Kinder und brachte sie in die Familien.¹² Dies war keineswegs die einzige Erklärung. In Schömburg, Ratshausen und Weilen u. d. R. sagte man den Kindern auch, dass die Kinder hinter der „Bloagta ge Erbsa beiga“ waren, also hinter dem Plettenberg Erbsen aufgestapelt haben.¹³ Es ist durchaus denkbar, dass es lokal noch andere Erklärungen gab,

oder auch unterschiedliche Erklärungen zu unterschiedlichen Zeiten. Leider sind Informationen hierüber kaum dokumentiert.

Kam die Hebamme zu einer Geburt, besprengte sie häufig die Wochenstube und Wöchnerin mit Weihwasser.¹⁴ Sie leitete die Kreißende an, Stoßgebete wie „Im Namen Gottes des Vaters [...]“ zu sprechen.¹⁵

Das Neugeborene wurde von der Hebamme mit „Gott sei Lob und Dank!“ oder „Glück zur Jugend!“ begrüßt.¹⁶

Beim ersten Bad des Kindes, das von der Hebamme vorgenommen wurde, fügte man dem Badewasser gelegentlich Weihwasser, drei Tropfen Wachs einer geweihten Kerze oder Johanneswein zu oder legte einen Rosenkranz oder Geld hinein. Aus Sipplingen wird berichtet, dass nach der Geburt noch in Anwesenheit der Hebamme fünf Vaterunser und das Credo zur Danksagung gebetet wurden.¹⁷

Die Hebamme wurde für die rasche Taufe des Neugeborenen auch vom Volk als verantwortlich betrachtet. Dazu fielen ihr eher organisatorische Aufgaben zu. An manchen Orten, z. B. in Mergentheim

war es Aufgabe der Hebamme, die Paten anzufragen.¹⁸

Zum Taufgang stattete bisweilen die Hebamme das Kind aus.¹⁹ Sie besprengte das Kind vor dem Verlassen des Hauses beim Taufgang mit Weihwasser und sprach ein Segenswort wie „In Gottes Namen!“ oder „Also wollen wir gehen in Gottes Namen! Einen Heiden tragen wir fort, einen Christen bringen wir heim“. Meistens trug die Hebamme das Kind zur Kirche. Wegen möglicher böser Blicke war das Kind fest eingebunden in ein Taftuch.²⁰

Der „Taufgang“

Unter „Taufgang“ versteht man den Zug der Taufgemeinde vom Elternhaus des Täuflings, wo sie diesen abholt, zur Kirche, in der die Taufe stattfinden soll. Das Kind wurde für die Taufe meist mit einem Hemdchen und Häubchen bekleidet und in ein Trag- oder Taufkissen eingebunden, das mit einem weißen oder roten Flor bedeckt war. Darüber breitete man das Taftuch.²¹

Das Taftuch war im Biberach des 16. Jahrhunderts ein weißes (?) Leinentuch. Es konnte andernorts aber auch sehr bunt sein und konnte mit einem eingestickten oder aufgenähten Kreuz verziert sein.²² In Baden war es im 18. Jahrhundert meist von rötlicher Farbe oder rosa gefärbt. Ein uneheliches Kind wurde nur mit einem einfachen farbigen Tuch statt mit dem weißen Taftuch zur Kirche getragen.²³ Mancherorts wurde das Taftuch für Arme von der Hebamme leihweise zur Verfügung gestellt, in Rottenburg kaufte es die Dote (Patin), in Tuttlingen oder Sulz stellten es Gastwirte zur Verfügung.²⁴

In das Tragekissen mit dem Neugeborenen wurden

verschiedene Gegenstände eingebunden. Der Biberacher Bericht des 16. Jahrhunderts nennt eine gesegnete Kerze.²⁵ In Württemberg band man regional unterschiedliche Gegenstände in das Tragekissen ein: Die volkskundliche Erhebung im 19. Jahrhundert nennt das Gesang- und Gebetbuch, ebenso Salzbrod, ein Blatt aus einem Gebetbuch, drei Brotstückchen eingewickelt in gewöhnlichem Papier oder in ein Stück aus einem Gebetbuch, drei Sprengerlein Salz, Heiligenbildchen, Zettel mit drei Kreuzen oder den drei göttlichen Namen, Stahlfedern und Federhalter. Die Gegenstände sollten den Täufling vor Hexen und bösen Geistern schützen, das Lernen später erleichtern oder andere Eigenschaften des Kindes fördern bzw. verhindern.²⁶ Deutlich sind die magischen und abergläubischen Hintergedanken zu erkennen. Vereinzelt sind akustische Signale zur Begleitung des Taufzuges überliefert. Als es in Freiburg i. Br. noch Türmer gab, bliesen diese auf dem Münsterturm, wenn ein Kind zur Taufe getragen wurde.²⁷ Ebenso ein Zeichen der Freude und Festlichkeit war das Läuten der Taufglocke zum Taufzug, das aus dem Württemberg des 19. Jahrhunderts bezugt ist. Während des Zuges zur Kirche wurde mancherorts geschossen oder mit Flegeln oder auf Scheunentoren geworfenen Steinen Lärm produziert, nicht um der Festlichkeit willen, sondern um böse Geister zu vertreiben.²⁸

Am Taufgang in Biberach nahmen zu Beginn des 16. Jahrhunderts die Hebamme, die Paten und viele Frauen und Männer teil.²⁹ Nachdem sich im Laufe des 16.

Jahrhunderts der Tauftermin näher an die Geburt geschoben hatte,³⁰ nahm die Zahl der am Taufgang und der Taufe Beteiligten immer mehr ab. Im 18. Jahrhundert dürfte der Tiefpunkt erreicht worden sein, als bisweilen nur noch die Hebamme und die Paten das Kind zur Kirche brachten.³¹ Für das 19. Jahrhundert kann wieder ein Ansteigen der Teilnehmenden bei der Tauffeier festgestellt werden.³²

Zum Taufgang in Biberach zu Beginn des 16. Jahrhunderts kamen die Paten zum Haus der Eltern und holten das Neugeborene ab, das von der Hebamme getragen wurde. Ein Mädchen, das die Hauskerze³³ trug, ging dem ganzen Zug voraus. Es folgte die Hebamme mit dem Kind, danach schlossen sich die Frauen und Männer an.³⁴

Ehe der Taufzug im Württemberg Ende des 19. Jahrhunderts das Haus verließ, wurde vielfach ein Vaterunser gebetet oder die heiligste Dreifaltigkeit angerufen. Im Oberamt Heidenheim sagte die Mutter zu den Paten: „Bringt einen rechten Christen heim.“ Daraufhin gab die Hebamme, die das Kind trug, mit den Worten „In Gottes Namen“ das Signal zum Aufbruch, mancherorts segnete sie das Kind noch beim Verlassen der Stube.³⁵

Nach den Ausführungen Höhns trug meistens die Hebamme das Kind bis zur Kirche, sonst auch die Patin. Manchmal trug die Hebamme das Kind auf dem Weg zur Kirche, die Patin auf dem Heimweg, oder die ältere Patin trug das Kind hin, die jüngere zurück oder umgekehrt. Nur an einem Ort trug es die Hebamme

hin, der Pate zurück. Die Prozessionsordnung war verschieden. Entweder ging die Hebamme voraus, gefolgt vom Vater und den Paten, oder der Vater und Pate gingen voraus, die Hebamme folgte mit der Patin. Manchmal ging die Hebamme in der Mitte, ihr voraus die Männer, die Patinnen hinter ihr.³⁶ Leider differenziert Höhn zu wenig; ob es unterschiedliche Bräuche in katholischen und protestantischen Gegenden gegeben hat, ist nicht ersichtlich. Der Taufgang führte zum Eingang der Kirche, an größeren Kirchen, wie in Biberach a. d. R., zur „Taufüre“, einem für diesen Zweck bestimmten Portal. Hier fand der erste Teil der Tauffeier statt. Die Abnahme des Taufbuches signalisierte den Beginn der Feier.³⁷

Über den Autor

Dr. Klaus Peter Dannecker (42) ist Priester und wissenschaftlicher Mitarbeiter des Liturgie-Instituts der Universität Trier. Er lebt in Trier und Ratshausen. Vor kurzem erschien seine Dissertation „Taufe, Firmung und Erstkommunion in der ehemaligen Diözese Konstanz. Eine liturgiegeschichtliche Untersuchung der Initiationssakramente“, Münster 2005. In der heutigen und den folgenden Ausgaben fasst Dannecker seine Forschungsergebnisse in Hinblick auf die Kirchengemeinden in unserer Region zusammen.

QUELENNACHWEIS

- ¹ Vgl. G. Durantis. Guillelmi Duranti Rationale divinum officiorum. Hg. A. Davril. Corpus Christianorum Continuatio mediaevalis 140/140a/140b. Turnholt 1995, VII, VII, 7; M. Andrieu. Le Pontifical romain au moyen-âge. 3. Le Pontifical de Guillaume Durand. Studi e testi/Biblioteca Apostolica Vaticana 88. Città del Vaticano 1940, III, 678-680; Appendix III. „De benedictione fetus in utero matris“; A. Franz. Die Kirchlichen Benediktionen im Mittelalter. 2 Bde. Freiburg/Br. 1909. Zitiert als: Franz, Benediktionen, 2, 186, 208, bes. 193; zur allgemeinen Situation vgl. Bergdolt, Klaus. „Schwangerschaft und Geburt“: LMA 7, 1612-1616, bes. 1612.
- ² Vgl. Schilling, A[n]dreas, Hg. „Die religiösen und kirchlichen Zustände der ehemaligen Reichsstadt Biberach unmittelbar vor Einführung der Reformation. Geschildert von einem Zeitgenossen“. Freiburger Diözesanarchiv 19 (1887) 1-191. Zitiert als: Schilling, Zustände Biberach, 161.
- ³ Vgl. H. Höhn. „Sitte und Brauch bei Geburt, Taufe und in der Kindheit“: K. Bohnenberger, A. Eberhardt, H. Höhn, und R. Kapff, (Bearb.) Volkstümliche Überlieferung in Württemberg. Glaube - Brauch - Heilkunde. Photomech. Neudruck 3. Aufl. Stuttgart 1980, 69-92. Zitiert als: Höhn, Sitte und Brauch, 71.
- ⁴ Vgl. Schilling, Zustände Biberach, 35.
- ⁵ Vgl. Schilling, Zustände Biberach, 161; Franz, Benediktionen, II, 194-196; Höhn, Sitte und Brauch, 71; A. Siegel. Lichter am Lebensweg. Aus unserer Volksfrömmigkeit. Karlsruhe 1953. Zitiert als: Siegel, Lichter, 11f.
- ⁶ Vgl. G. F. C. v. Zimmern. Die Chronik der Grafen von Zimmern. Handschriften 580 und 581 der Fürstlichen Fürstenbergischen Hofbibliothek Donaueschingen. Hg. von Hansmartin Decker-Hauff unter Mitarbeit von Rudolf Siegel. 7Bde. [davon 3 erschienen]. Sigmaringen 1964ff, II, 161; Franz, Benediktionen, 2, 204; Siegel, Lichter, 16.
- ⁷ Einen Überblick zur geschichtlichen Entwicklung bieten B. Kleinheyer. „Riten um Ehe und Familie“: B. Kleinheyer, E. Von Severus, und R. Kaczynski. Sakramentliche Feiern II. Regensburg 1984, 67-156. Hier 151 und A. Jilek. „Segensfeier vor der Geburt“: A. Heinz und H. Rennings, (Hg.) Heute Segnen. Werkbuch zum Benediktionale. Freiburg i. Br. [u. a.] 1987, 265-271. Hier 266-268.
- ⁸ Vgl. Franz, Benediktionen, 2, 198.
- ⁹ Vgl. Höhn, Sitte und Brauch, 73; HWDa 6, 697.
- ¹⁰ Höhn, Sitte und Brauch, 73; HWDa 3, 1593f.
- ¹¹ Vgl. E. H. Meyer. Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert. Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 8. Reprint der Ausg. Straßburg 1900. Aufl. Stuttgart 1984. Zitiert als: Meyer, Badisches Volksleben (Nachdruck 1984),

- 13; Höhn, Sitte und Brauch, 71f; HWDa 3, 1596f. Diese Erklärung war im ganzen süddeutschen Raum verbreitet. Die im Norden Deutschlands übliche Erklärung, dass der Storch die Kinder bringe, hat sich in den letzten Jahrzehnten auch in Süddeutschland verbreitet. Höhn gibt in seiner Arbeit viele Beispiele für einzelne Orte, an denen die Hebamme die Kinder aus dem Wasser gezogen hat.
- ¹² Diese Auskunft verdanke ich einem Gespräch mit Georg Hummel (geb. 1916) aus Ratshausen im Sommer 2000.
- ¹³ Diese Erklärung teilte mir der Ratshausener Brauchtumsforscher Gerold K. Riede in einem Schreiben vom 26. 1. 2006 mit. Interessant scheint auch die Erklärung für die Herkunft der Kälblein zu sein, die aus dem „Blöderloch“, also der Güllengrube, die es früher bei jedem Haus gab, gezogen wurden.
- ¹⁴ Vgl. E. H. Meyer. Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert. Straßburg 1900. Zitiert als: Meyer, Badisches Volksleben, 24. Zu den Sagen und Mythen im Zusammenhang mit der Geburt vgl. Meyer, Badisches Volksleben, 9-20 und Höhn, Sitte und Brauch, 71f.
- ¹⁵ Vgl. HWDa 3, 1592.
- ¹⁶ Höhn, Sitte und Brauch, 73; HWDa 3, 1593f.
- ¹⁷ Vgl. Höhn, Sitte und Brauch, 73; Meyer, Badisches Volksleben, 15; Siegel, Lichter, 16; HWDa 3, 1592.
- ¹⁸ So z. B. in Mergentheim, vgl. Höhn, Sitte und Brauch, 80. Zu weiteren Aufgaben und Vorrangstellungen der Hebamme bei den Feierlichkeiten um Geburt und Taufe vgl. Höhn, Sitte und Brauch, 71-87.
- ¹⁹ Näheres zur Ausstattung des Kindes zur Taufe S. 124.
- ²⁰ Höhn, Sitte und Brauch, 82; HWDa 3, 1600. Große Furcht bestand vor bösen Blicken von Hexen, gegen die allerlei Vorsorge getroffen und abergläubische Handlungen vorgenommen wurden. Ausführlich dazu Höhn, Sitte und Brauch, 75-77.82.
- ²¹ Vgl. Meyer, Badisches Volksleben, 24.
- ²² „Wann ein Fraw Ains Kindts genesen ist, so hat mann es in ein Kissen eingebunden unnd ain gewichtts lüecht dazue, und hat denn ain Leinin thuch mit eim Creüz darüber deckht.“ Schilling, Zustände Biberach, 162. Vgl. Siegel, Lichter, 29. Ob das hier besprochene Taufbuch mit dem von E. Wymann. „Liturgische Taufsitten in der Diözese Konstanz“: Geschichtsfreund 60 (1905) 1-151. Zitiert als: Wymann, Taufsitten (vgl. S. 277) nach der Taufe beschriebenen Tuch identisch ist, muss offen bleiben, ist aber wahrscheinlich.
- ²³ Vgl. Meyer, Badisches Volksleben, 25; Höhn, Sitte und Brauch, 82.
- ²⁴ Vgl. Höhn, Sitte und Brauch, 82.
- ²⁵ Vgl. Schilling, Zustände Biberach, 163. (Text bei Anm. 530 zitiert). Der württembergischen volkskundlichen Erhebung verdanken wir eine detaillier-

te Beschreibung des Taufzuges, die Ende des 19. Jahrhunderts aufgenommen wurde. Bedingte Rückschlüsse auf die frühere Gestalt sind möglich.

- ²⁶ Vgl. Höhn, Sitte und Brauch, 82. Dort auch: „Öfter wird dem Kind oder dem Erstgeborenen (OA Leonberg) vor der Taufe ein lebendes Würmchen in die Hand gebunden. Ist es beim Heimkommen von der Kirche abgestorben, so bekommt das Kind später die Kraft zur Sympathieheilung (OA Reutlingen, Urach)“.

- ²⁷ Vgl. F. Hefe. „Von alten Sitten und Bräuchen“: Oberrheinische Heimat 28 (1941) 311-368. Hier, 318.

- ²⁸ Vgl. Höhn, Sitte und Brauch, 82f.

- ²⁹ Vgl. Schilling, Zustände Biberach, 162.

- ³⁰ Zum Tauftermin vgl. Dannecker, Klaus Peter. Taufe, Firmung und Erstkommunion in der ehemaligen Diözese Konstanz. Eine liturgiegeschichtliche Untersuchung der Initiationssakramente. (Liturgiewissenschaftliche Quellen und Forschungen 92). Münster 2005, 96-101.

- ³¹ Vgl. A. Heinz. „Eine neue Chance für das Taufbrauchtum. Brauchtumsfreundliche Impulse in der nachkonziliaren Feier der Kindertaufe“: M. Klöckner und W. Glade, (Hg.) Die Feier der Sakramente in der Gemeinde. Festschrift für Heinrich Rennings. Kevelaer 1986, 169-177. Hier, 171f.

- ³² Vgl. Höhn, Sitte und Brauch, 82f.

- ³³ Es handelt sich nicht um die Taufkerze, die im Bereich der Diözese Konstanz erst im Rituale von 1766 erwähnt wird und in Gebrauch kommt. Vgl. S. 258.

- ³⁴ „So mann das Khinkdt hat Ahnhin Tragen, so hat ein Klains Töchterlin Ain geweychte Hauss Kerz vorher Tragen, und die hebamm dann das Khündt darnach im Khüsse. Und denn so sendt etlich Frawen darmit Gangen; etwann so sendt die Mann auch in Kirchen Gangen unnd da gesein, bis das Kindt Taufft ist worden.“ Schilling, Zustände Biberach, 162. Vgl. auch Siegel, Lichter, 27. Ein Zeugnis vom Schwarzwald aus dem 18. Jahrhundert belegt den Brauch, vgl. Meyer, Badisches Volksleben, 24.

- ³⁵ Vgl. Höhn, Sitte und Brauch, 82f. Vgl. Höhn, Sitte und Brauch, 82f.

- ³⁶ Dort ist auch die lokale Zuordnung der Zeugnisse ersichtlich.

- ³⁷ „So man für die Thauff Thür ist Khommen, so hat mann das Khindt nit hinein Tragen, mann hat es herusen gelassen, bis der Helffer ist Khommen.“ Schilling, Zustände Biberach, 162. Hochdeutsch: „Wenn man an der Taufüre angekommen ist, wurde das Kind nicht in die Kirche hineingebracht, sondern man hat gewartet, bis der Vikar bzw. Kaplan herausgekommen ist“. Zur Abnahme des Taufbuches vgl. Siegel, Lichter, 29. Ganz ähnlich wie in Biberach wird der Taufgang in Köln beschrieben, vgl. A. Gestrich, J.-U. Krause, und M. Mitterauer. Geschichte der Familie. (Europäische Kulturgeschichte 1). Stuttgart 2003, 560f.

Hünengräber und Knöpfflemesser

Die Alamannen im Zollernalbkreis¹ – Von Dr. Christoph Morrissey und Dr. Andreas Zekorn

Als man um 1880 bei Fischingen ein immerhin etwa 1300 Jahre altes alamannisches Grab mit einem Sax (Kurzschwert) fand, wurde jenes kurzerhand geschliffen und diente – mit einem Griff versehen – alsdann in der Küche des Wehrsteiner Hofes als Knöpfflemesser. Wie man sieht, hat also die Arbeit der Altvorderen offenbar nicht nur für wissensdurstige Wissenschaftler sondern bisweilen auch für die Bevölkerung vor Ort einen ganz praktischen Nutzen gehabt.

Weniger an Hobby-Köche als an historisch und heimatkundlich Interessierte richtet sich jedoch die nun vorliegende, freilich ungedruckte Arbeit von Georg Schmitt mit dem Titel „Die Alamannen im Zollernalbkreis“. Sie wurde 1988 als Dissertation an der Universität Mainz abgeschlossen, 2004 inhaltlich überarbeitet und aktualisiert und 2005 dort an der zuständigen Fakultät eingereicht. Die Veröffentlichung der Doktorarbeit ist vorgesehen in der Reihe „Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg“, die vom Landesamt für Denkmalpflege (ehemals Landesdenkmalamt) herausgegeben wird. Wann eine Drucklegung stattfindet, ist aufgrund knapper Haushaltsmittel derzeit nicht absehbar. Um diese für den Zollernalbkreis wichtige Arbeit für Recherchen und Nachfragen jetzt schon zugänglich zu machen, liegt sie – ohne redaktionelle Überarbeitung und einige notwendige Korrekturen – als Ausdruck im Kreisarchiv des Zollernalbkreises sowie als Datei im allgemein lesbaren PDF-Format vor.

Lücke klapft

1931 erschien die Arbeit von Walther Veeck über „Die Alamannen in Württemberg“, 1970 der Beitrag von Friedrich Garscha über „Die Alamannen in Südbaden“. Zwischen den ehemals württembergischen und südbadischen Landesteilen klapft bis heute hinsichtlich der Publikation frühmittelalterlicher (alamannischer) Funden eine größere Lücke: Auf der archäologischen Karte war das hohenzollerische Gebiet ein weitgehend weißer Fleck. Die erste Zusammenstellung der Fundstellen in Hohenzollern von Karl Theodor Zingeler aus den Jahren 1893/94 bzw. 1896 ist heute begreiflicherweise nicht mehr aktuell ebenso wie die Darstellung von Eduard Peters und Oscar Paret von 1948². Das Landesdenkmalamt beabsichtigte schon 1960/61 diese Lücke zu schließen, konnte das Vorhaben seinerzeit aber aus verschiedenen Gründen nicht vollenden.

1983 wurde die Bearbeitung der Fundstellen im Altkreis Hechingen schließlich Georg Schmitt im Rahmen einer Dissertation übertragen. Die Durchsicht des Fundmaterials und der Fundstellen sowie ein Blick auf die naturräumliche Gliederung des Altkreises Hechingen ließen eine Ausweitung des Untersuchungsgebietes auf den Altkreis Balingen geraten erscheinen, womit sich das Bearbeitungsgebiet weitgehend mit dem heutigen Zollernalbkreis deckt. Lediglich der südöstliche Teil des Landkreises mit den Orten Benzingen, Harthausen, Kaiseringen, Straßberg und Winterlingen blieb aus unterschiedlichen Gründen ebenso ausgespart wie das bis 1938 zum Oberamt Spaichingen gehörende Nusplingen. Das Bearbeitungsgebiet umfasst somit 24 Städte und Gemeinden innerhalb des Zollernalbkreises sowie die Ortsteile von drei weiteren Städten außerhalb des Kreises (Horb, Sulz a. N., Trochtelfingen). Insgesamt wurden 97, bis zur Kreisreform meist selbstständige Ortschaften in die Untersuchung einbezogen.

Wichtige Neufunde im Anhang

Im Jahr 1988 abgeschlossen, konnte in der Dissertation später erschienene Literatur nur bei grundlegenden Bedeutung nachgetragen werden. Wichtige Neufunde sind – allerdings nur sofern schon anderweitig veröffentlicht – als Anhang zum Katalog aufgenommen.

Ziel der Arbeit ist vorrangig die Erfassung und Wiedergabe von sämtlichen überlieferten Befunden und Funden aus der Zeit zwischen dem Fall des Limes um 259/60 und dem endgültigen Verlust der politischen Selbstständigkeit der Alamannen im Jahre 746. Neben etwa 115 Grabfunden und Friedhöfen – früher bisweilen auch als Hünengräber bezeichnet – sind dies Sied-

lungs-, Einzel- und Depotfunde. Aufgearbeitet sind beispielsweise die bedeutenden Bestattungsplätze bei Balingen, Bisingen, Burladingen, Ebingen oder Truchteltingen, ein Depotfund bei Lautlingen mit Hinterlassenschaften eines Schmiedes, völkerwanderungszeitliche Funde bei Dotternhausen und auf dem Lochenstein sowie eine frühkarolingische Lanzenspitze bei Bitz. Weitere Themen der Arbeit sind Bestattungssitten, Grabbauten, Tracht, Schmuck und Bewaffnung der Bevölkerung ebenso wie Gräberfelder und Hofgrablegen, aber auch aussagefähige Flurnamen und anderes mehr.

Bereits neue Ergebnisse

Fast 20 Jahre sind seit dem Abschluss der Dissertation vergangen und die archäologische Forschung hat zwischenzeitlich neue Ergebnisse erbracht. Jahr um Jahr werden durch Ausgrabungen und Neufunde neue Quellen erschlossen, manches erscheint nun in anderem Licht. Dies konnte und sollte in der Arbeit nicht nachgearbeitet werden, man beschränkte sich auf Aktualisierungen und das Nachtragen neu erschienener Literatur. Der nicht zuletzt deshalb gegenüber der ursprünglichen Fassung stark gekürzte und knapp gehaltene auswertende Text wird allerdings durch einen umfangreichen Katalog aller Fundstellen ergänzt. Um die Arbeit, und dabei insbesondere den Katalog mit den Fundorten, auch für den archäologischen Nichtfachmann wie etwa den Historiker, den Landeskundler, den Archivar und Museologen, zu einem nützlichen Hilfsmittel zu gestalten, folgt im Katalog auf jede Fundstelle eine knappe Auswertung. Dabei wird das Gräberfeld – darum handelt es sich in der Regel – hinsichtlich der Gründungs- und Belegungszeit, des Umfangs und der Sozialstruktur behandelt. Ferner wird unter Heranziehung der historisch-geografischen Quellen auf Lage, Name, Alter, Größe und Struktur sowie auf den späteren Werdegang der zugehörigen Siedlung eingegangen. Den Abschluss bildet ein Rekonstruktionsversuch der mittelalterlichen Geschichte des jeweiligen Ortes und der Besiedlungsgeschichte seiner Gemarkung. So stellt denn der ansonsten nur für Nachschlagezwecke gedachte Katalog den Kern und die eigentliche Auswertung der vorliegenden Arbeit dar.

Mit dieser ungedruckten, aber nun wenigstens begrenzt zugänglichen Arbeit erhält der Zollernalbkreis einen wichtigen Beitrag zur regionalen Geschichtsforschung. Mit der Darstellung der bislang vielfach noch unpublizierten oder nur in knappen Fundmeldungen erwähnten Funde und Befunde sowie den siedlungsgeschichtlichen Überlegungen des Autors wird der interessierten Bevölkerung eine fundierte Grundlage geboten, um dem Alter und der Entstehungsgeschichte des jeweiligen Ortes, der Gemeinde oder Stadt nachgehen zu können. Deutlich werden dabei Vielfalt und Reichtum der archäologischen Zeugnisse aus alamannischer Zeit, in welcher die Ursprünge vieler Orte und Gemeinden des heutigen Zollernalbkreises liegen.

Räumliche Erschließung

Durch die Arbeit wird die zögerliche Erschließung unseres Raums in der nachrömischen Zeit, der Völkerwanderungszeit (spätes 3. bis 5. Jahrhundert n. Chr.), erkennbar: bislang sind nur kleine Siedlungsplätze bei Dotternhausen und im Talgrund westlich von Albstadt-Ebingen nachgewiesen, während von Lochenstein und der Schalksburg nur einzelne Funde vorliegen. Auch Hüttengrundrisse beim römischen Gutshof von Hechingen-Stein könnten in das 3. oder 4. Jahrhundert datieren.

Die weiten **Albtäler** von Starzel und Fehla, von Eyach und Schmiecha wie auch Bära gehören zu den im frühen Mittelalter, seit dem 6. Jahrhundert, am frühesten besiedelten Gebieten des Zollernalbkreises. Mehrere größere Bestattungsplätze, die auf entsprechende Siedlungen hinweisen, wurden bei Burladingen, Albstadt-Ebingen und -Truchteltingen gefunden, einzelne Gräber datieren hier bereits in die Zeit um 500 n. Chr. Weitere Grabstätten bei Albstadt-Lautlingen, -Pfeffingen und -Tailfingen aber auch bei Straßberg und Nusplingen (im Bäratal) unterstreichen die frühe Erschlie-

ßung der naturräumlich und insbesondere auch verkehrsgeographisch günstigen Talräume.

Erst im frühen 6. Jahrhundert beginnt die flächige Besiedlung des **Albvorlandes**. Die naturräumlich günstigeren Bereiche sind schon in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts auf Dauer erschlossen, nachgewiesen durch ausgedehnte Reihengräberfelder etwa im Umkreis der Stadt Balingen sowie bei Bisingen, Geislingen und Haigerloch-Owingen. Es bestätigt sich, dass die Siedlungen, die einen Ortsnamen mit der Endung -ingen besitzen, in der Regel die ältesten sind. Mit etlichen Ausnahmen – siehe oben – liegen sie an verkehrsgünstigen und naturräumlich bevorzugten Plätzen.

Besiedlung im 7. Jahrhundert

Ältere Ausbausiedlungen des 7. Jahrhunderts sind dann oft unter den -heim, -dorf, -hausen und -stetten-Orten zu finden. Zum ersten Mal wird durch die Dissertation jetzt deutlich erkennbar, dass die alamannische Besiedlung der Albhochfläche erst im 7. Jahrhundert erfolgte, wobei angesichts der bislang gefundenen, lediglich kleineren Gräberfelder bei Bitz, Winterlingen, Benzingen, Meßstetten und Hossingen von einer anfangs eher lockeren Erschließung des Raums in Form kleinerer Hofgruppen auszugehen ist.

Es bleibt die Hoffnung, dass diese informative und wichtige Arbeit in absehbarer Zeit gedruckt wird. Wenn es dazu hin noch gelänge, interessante und teils umfangreiche Neufunde der letzten Jahre insbesondere aus dem Ebinger Raum und auf dem Kleinen Heuberg zumind-dest informell mit einarbeiten zu können, wäre dies sicher ein besonders gelungener Abschluss jahrzehntelanger Bemühungen der staatlichen Denkmalpflege, beteiligter Wissenschaftler und engagierter Laien um dieses Thema.

Eingeflossen sind die Ergebnisse im Übrigen bereits zum Teil in den im Jahre 2003 erschienenen Führer zu den archäologischen Denkmälern im Zollernalbkreis (Zollernalb-Profil-Reihe B, Bd. 2, herausgegeben vom Zollernalbkreis).

Infos

Nähere Informationen unter folgender E-Mail-Adresse: kreisarchiv@zollernalbkreis.de.

BIBLIOGRAPHIE

Georg Schmitt, Die Alamannen im Zollernalbkreis, Pirna 2005, 217 und 113 S. (Dissertation, maschinschriftlich und auf CD-ROM).

QUELLENVERWEISE

(1) Die Schreibweise „Alamannen“ folgt in diesem Beitrag der in der vorgestellten Dissertation gebrauchten Schreibweise, die von Archäologen verwendet wird und die bedeutungsgleich ist mit der Schreibweise „Alemannen“, die bei Historikern üblich ist.

(2) Karl-Theodor Zingeler, die vor- und frühgeschichtliche Forschung in Hohenzollern, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde in Hohenzollern 27 (1893/94, S.1 - 115. Sparat: Sigmaringen 1894.– Ders. und Wilhelm Friedrich Laur, Die Bau- und Kunstdenkmäler in den Hohenzollern'schen Landen, Stuttgart 1896. Vgl. auch: Eduard Peters und Oscar Paret, Die vor- und frühgeschichtliche Kunst- und Kulturdenkmäler in Hohenzollern, in: Walther Genzmer, Die Kunstdenkmäler Hohenzollerns, Zweiter Band: Kreis Sigmaringen, Stuttgart 1948, S. 475-495.

Dias zur Studienfahrt

Am Mittwoch, 8. März, findet um 18 Uhr die Dia-Rückschau zur letztjährigen Studienfahrt nach Friaul/Norditalien im Sitzungssaal des Landratsamtes statt. Anschließend treffen sich die Interessierten noch im Royan-Stübli in der Stadthalle. Diese Veranstaltung findet im Rahmen des üblichen Stammtisches statt.

Zur Frühjahrsblüte ins Piemont

Nach Ostern führt die Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb in dieses schöne und interessante Land zur Frühjahrsblüte im Kranz der höchsten und imposantesten Berge und Gipfel der Alpen. Unterkunft mit Halbpension für alle Tage ist gebucht im Vier-Sterne-Hotel „Ario Ho“ in Terruggia-Monferrato. Dieser Ort, inmitten von Weinbergen, liegt nahe der Stadt Casale-Monferrato, der ehemaligen Residenzstadt und Sitz der Markgrafen des Monferrat.

Das Piemont mit seiner heutigen Hauptstadt Turin und die autonome Region Aoste liegen im Grenzgebiet zu Frankreich und der Schweiz. Im Süden bildet der Gebirgszug der ligurischen Alpen die Grenze zur Region Ligurien. Der Kampf um den Besitz und die Beherrschung der Alpenpässe brachte dem Piemont und dem Aostatal über Jahrhunderte hinweg ständige Okkupationen seitens der Angrenzer. Zuletzt vertrieb Prinz Eugen von Savoyen mit seinem Österreichischen Heer 1718 die Franzosen. Die Österreicher vertrieb Na-

poleon 1800 mit seinen Franzosen, bis er selbst wieder vertrieben wurde. So ging es weiter bis 1861 Turin die Gründungs-Hauptstadt eines Königreiches Italien wurde. Aber bereits 1865 verlor Turin wieder diesen Rang, doch jetzt im Februar 2006 wurden in Turin und im Piemont die XX. Olympischen Winterspiele ausgetragen. Und wir besuchen das Piemont und Aostatal anschließend vom Sonntag, 23. April bis Samstag, 29. April 2006 in der Blumen- und Blütenpracht des Frühlings. Inmitten dieser aufblühenden Natur und mit Blick auf die grandiose Kulisse der Hochgebirgsgipfel mit gleißendem Schnee und Eis besichtigen wir Städte, Bauwerke und Kulturschätze aus Jahrtausenden.

In Aosta beeindruckt die imposanten Bauten aus der Zeit des römischen Imperiums. Im Monferrat haben sich Bauwerke aus der faszinierenden Kulturepoche der Langobarden erhalten. In den ehemaligen Stadtstaaten, die in ewiger Fehde miteinander lagen, finden wir Geschlechtertürme, Paläste und Stadtbefestigun-

gen. Aus der Zeit des Werdens, der Einigungsbewegung Italiens, entdecken wir Fortifikationen mit Schussrichtung Piemont gegen Frankreich und auch umgekehrt. Und aus allen Jahrhunderten haben sich, trotz Kriegen und Zerstörungen, Schlösser, Kirchen und urbane Bauten mit beeindruckenden Kunstwerken erhalten, oder sind auch den Ruinen wiedererstanden. Dabei werden wir prachtvollen Dome und Kathedralen genauso besuchen wie uralte Dorfkirchen aus langobardischer Bauweise. Wir werden auch Heilige Berge mit großartigem Blick über das weite Land erklimmen (mit dem Bus), Heilige Berge mit Klöstern aus den Anfängen des Christentums sowie aus der Zeit der Gegenreformation. Und wir werden die guten piemontesischen Weine verkosten. Also, lassen sie sich überraschen, wenige Bus-Plätze sind noch frei. Gäste sind herzlich willkommen!

Anmeldungen sind zu richten an Erich Mahler, Mörikeweg 6, 72379 Hechingen, Telefon (0 74 71) 1 55 40 oder Fax (0 74 71) 1 22 89.

Christoph Roller, Professor Dipl.-Ing., Reiseleiter



Ins Holzschnitt-Museum

In den ersten Jahren seit Bestehen des Museums hat es sich zu einer „kleinen aber feinen Kunstadresse“ mit hoher Anziehungskraft entwickelt. Das Holzschnitt-Museum Klaus Herzer im alten Rathaus in Öschingen beherbergt insgesamt 1500 Holz- und Metalldrucke aus dem Lebenswerk des Holzschneiders Klaus Herzer, sowie Druckstöcke, Holzplastiken, Monotypien, die große Grieshaber-Druckpresse, eine Andruckpresse und viele andere interessante Utensilien. Der Künstler selbst erklärt den Interessierten die Druckverfahren und führt die Besucher durch das Metier des Hochdrucks am Beispiel des Holzschnitts. Anreise im Auto. Treffpunkt ist am 30. März um 15 Uhr am alten Rathaus in Öschingen. (Hinweisschilder im Ort zeigen den Weg. Nach Mössingen in Richtung Gönningen.) Anmeldungen bei Erich Mahler, Mörikeweg 6, 72379 Hechingen, Telefon (0 74 71) 155 40; Vielleicht lassen sich Fahrergemeinschaften bilden. Näheres kann man auf Anfrage erfahren.

Die Autoren dieser Ausgabe

Dr. Klaus Peter Dannecker
Lehrstuhl für Liturgiewissenschaft
Theologische Fakultät Trier
Deutsches Liturgisches Institut
Weberbach 72a
54290 Trier

Dr. Christoph Morrissey
Corrensstr. 9
72076 Tübingen

Dr. Andreas Zekorn
Hirschbergstr. 29
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:
Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Erich Mahler, Mörikeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

Albstädter Museenlandschaft, Folge 2

Die 1975 gegründete Städtische Galerie hat sich in der Zwischenzeit in der Fachwelt einen guten Ruf erarbeitet. Das ist unter anderem der Verdienst mehrerer Stifter und Mentoren. Eine herausragende Stellung nimmt das Werk von Otto Dix (1891 bis 1969) ein, das mit ungefähr 450 Einzelwerken vertreten ist. Dazu kommen Arbeiten von Ernst Ludwig Kirchner, Erich Heckel, Max Beckmann, Felix Hollenberg, Ludwig von Hofmann,

Wilhelm Laage, Otto Gussmann oder Maria Caspar-Filser. Eine ganze Abteilung ist dem Oeuvre des aus Ebingen stammenden Zeichners und Malers Christian Landenberger (1862 bis 1827) gewidmet, der als bedeutender Vertreter des süddeutschen Impressionismus gilt. Er hat sich als Landschaftsmaler, aber auch als Porträtist hervorgetan. Von Landenberger ist auch dieses Bildnis von Brigitte Gussmann (1916).

Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 53

31. März 2006

Nr. 3

„Pfarrer hält sich übel“

Süddeutsche Dorfgeistliche der katholischen Kirche im 16. Jahrhundert – Von Dr. Peter Thaddäus Lang

Die süddeutschen Bistümer im 16. Jahrhundert



„Junge, was willst du werden?“ – diese Frage stellte sich auch schon vor fünfhundert Jahren. Damals allerdings entschieden sich wesentlich mehr junge Heranwachsende männlichen Geschlechts als heute dafür, Priester zu werden.

Die Ausbildung

Wer sich für das Priesteramt entschieden hatte, konnte sich das hierfür notwendige Rüstzeug auf mehrfache Weise beschaffen. Am weitesten verbreitet war eine Art Lehrverhältnis im Hause eines Pfarrers. Neben dem lateinischen Elementarunterricht wurden dort die Formen der Sakramentspendung und der Messritus praktisch vermittelt. Die Qualität dieser Ausbildung hing natürlich von den einschlägigen (und selten wirklich vollkommenen) Kenntnissen des auszubildenden Priesters ab. Daneben bestand die Möglichkeit, Schulen zu besuchen – zur Verfügung standen

Domschulen an den Bischofssitzen, dann auch die Stifts- und Klosterschulen und in vielen Städten die Lateinschulen¹.

Auf das ebendort vermittelte Wissen bauten die Universitäten auf. Wie viele Priester-Aspiranten dorthin fanden, lässt sich aus den erhaltenen Studentenlisten ersehen, die in der Fachwelt unter dem Namen „Universitätsmatrikel“ bekannt sind. Im Bistum Konstanz beispielsweise – zu dem praktisch ganz Süddeutschland gehörte – waren zwischen 1451 und 1500 pro Jahr 92 zukünftige Kleriker zugange. Diese Zahl hätte rein rechnerisch ausgereicht, um im Laufe der Jahre alle 1700 Pfarrstellen dieses riesigen Bistums mit Akademikern zu besetzen². Leider sagen die genannten Listen wenig aus über die Qualität des Studiums, denn man weiß, dass sich die allermeisten gar nicht ernsthaft um eine profunde Wissensaneignung bemühten, sondern nur darauf bedacht waren, ein wenig akademische Luft

zu schnuppern und das Studentenleben zu genießen. An den erworbenen akademischen Graden, sprich: Magister („M. theol.“) oder Promotion („Dr. theol.“), lässt sich allerdings ablesen, wie viele von ihnen mit ernster Entschlossenheit und mit Erfolg an ihr Studium herangegangen waren. In dem bereits erwähnten Bistum Konstanz verfügten denn sieben Prozent der Geistlichen über den Magistergrad und ein Prozent über den Dokortitel³.

Ein Doktorgrad war in der Praxis freilich selten einmal gefragt, höchstens bei einer Stelle an den großen Stadt- und Kathedraalkirchen.

In der Regel hielten sich die theologischen Kenntnisse in sehr bescheidenen Grenzen. Der Prüfling musste zwar über eine gewisse Fertigkeit im Lateinischen verfügen, aber nur so viel, dass er die beim Gottesdienst gebrauchten Worte richtig aussprechen konnte und deren wörtlichen Sinn einigermaßen verstand. Dazu

hin hatte er mit dem Messritus vertraut zu sein. Des Weiteren musste er Bescheid wissen über die richtige Spendungsweise der Sakramente, also Taufe, Beicht, Kommunion, Trauung und Krankensalbung. (Die Spendung der übrigen beiden Sakramente – Firmung und Priesterweihe – sind dem Bischof vorbehalten). Oder mit anderen Worten: Er musste wissen, welche Worte zu sprechen sind und welche Handlungen und Gesten damit einher gehen. Außerdem sollte er die Grundregeln des Glaubens kennen und – für den zukünftigen Berufsalltag besonders wichtig – er sollte über die Grundlagen der Sangeskunst verfügen.⁴

Die gestellten Anforderungen beschränkten sich also auf das Elementarste. Daraus erkennen wir unzweideutig das Priesterbild jener Zeit: Gefordert war nicht der akademisch gebildete Theologe und Seelsorger unserer Tage, sondern der praktisch-handwerklich orientierte Sakramentenverwalter⁵.

Die Pfründe

War die Ausbildung absolviert – welcher Art auch immer, musste sich der angehende Priester auf eigene Faust nach einer Pfründe umtun, auch „Benefizium“ genannt. Unter „Pfründe“ ist eine Anzahl landwirtschaftlich genutzter Grundstücke zu verstehen, die zu einer Pfarrei, zu einer Kaplanei oder zu einer Messbeziehungsweise Altarstiftung gehörten. Die Pachterträge aus diesen Grundstücken dienten den Geistlichen zum Lebensunterhalt. Begehrt und deswegen für die meisten unerreichbar waren die dicken Pfarrpfründen. Wenn man dorthin kommen wollte, brauchte man schon recht gute Beziehungen. Leichter zu erreichen waren hingegen die eher bescheiden ausgestatteten Pfründen einer Kaplanei oder auch die meist noch wesentlich schlechter dotierten Pfründen, die an eine Altar- oder Messstiftung gebunden waren und die ihre Inhaber vielfach kaum ernähren konnten. Der Weg zur Pfründe war steinig und steil – er führte über den Patronatsherrn, über jenen adeligen Herrn also, der das Patronatsrecht der betreffenden Pfründe innehatte, das Recht, den Pfarrer, Kaplan oder Altaristen dort einzusetzen. In einem Großteil der Pfarreien im Herzogtum Württemberg beispielsweise war dies der Herzog; im reichsritterschaftlichen Lautlingen hingegen die Herren von Tierberg, später die Herren von Westerstetten und dann die Herren von Stauffenberg, die das Patronatsrecht noch bis ins 20. Jahrhundert hinein ausübten.

Aber zurück zu unserem angehenden Pfarrer: Er musste also eine offene Stelle ausfindig machen, um dann den Patronatsherrn dieser Stelle so für sich einzunehmen, dass dieser ihn dem Bischof als den geeigneten Bewerber vorschlug. Nun hatten sich aber die Patronatsherren der besonders reichen Pfründen meist langfristig festgelegt in der Form von Anwartschaften. Dem Durchschnittskandidaten, der über keine sonderlich guten Beziehungen zum Kreise der Patronatsherren verfügte, blieb somit nichts anderes übrig, als sich zunächst mit einer weniger gut dotierten Altaristen- oder Kaplanstelle zu begnügen, um dann bei passender Gelegenheit auf eine bessere Stelle aufzurücken.

Mentalitäten im 16. Jahrhundert: Der Gefühlshaushalt

Bevor wir uns nun der Frage zuwenden, wie sich der solchermaßen ausgebildete und eingestellte Klerus in Amt und Leben bewährte, sollten wir zunächst einen Blick werfen auf die Welt, in welcher diese Geistlichen lebten. Denn man wird deren Verhalten nur dann einigermaßen adäquat beurteilen können, wenn man die zeitüblichen Einstellungen und Verhaltensweisen entsprechend in Rechnung stellt. Wer Gefühle und Gewohnheiten der Menschen des 16. Jahrhunderts aufmerksam studiert, der wird beim Vergleich mit der heutigen Zeit ganz erhebliche Unterschiede feststellen. So treffen wir in jener Epoche allenthalben auf spontanes und urkräftiges Herausbrechen der Gefühle, wohingegen im zivilisierten Mitteleuropa des 21. Jahrhunderts Zurückhaltung und Selbstkontrolle das Bild prägen.

Verdeutlicht sei dies an Beispielen der Freude einerseits und des Jähzorns andererseits. Die leichte Fähigkeit, sich ganz unvermittelt zu freuen und sich zu begeistern, äußert sich ganz augenfällig bei Prozessionen und Umzügen sowie bei Festlichkeiten und Schaustellungen jeder Art – die Zuschauenden hopsten, tanz-

ten und jauchzten, sie warfen sogar ihre Hüte vor Freude hoch in die Luft⁶.

Auf der Gegenseite erleben wir einen entsprechenden Hang zu gewaltig eruptiven Zornesausbrüchen. Schon bei nichtigen Anlässen fielen derbe und kränkende Worte – als tödlich beleidigend galten schon für uns so harmlose Wörter wie „Schelm“ oder „Bube“. Es folgten jählings Handgreiflichkeiten, und sodann war man stracks mit der Waffe zur Hand. Solchermaßen beggnet uns die Wirtshaus-Schlägerei landauf, landab als das häufigste Kriminaldelikt⁷.

Essen und Trinken

Ganz analog stellen sich uns die Gepflogenheiten beim Essen, Trinken und Feste feiern dar. Zu gegebenen Anlässen zechten und schlemmten die Menschen ungezügelt, hemmungslos, tagelang und in unfassbar großen Mengen. So liest sich dann die Speisefolge eines durchschnittlichen Festessens der damaligen Zeit wie die mehrseitige Menü-Karte eines heutigen Gastronomiebetriebes der gehobenen Klasse. Fünf, sechs und noch mehr Gänge galten als durchaus üblich, wobei ein jeder „Gang“ in sich eine vollständige Mahlzeit darstellte: Er enthielt mehrere Fleischsorten, dazu Fisch, Geflügel und Wild, daneben reiche Zukost an Teigwaren, Gemüse und Früchten; Suppen und Süßspeisen rundeten die einzelnen Ess-Etappen ab.

Beim Trinken kannte man ebenfalls keine Einschränkungen – allenfalls die, welche der Geldbeutel setzte. Adel und Fürsten gingen mit schlechtem Beispiel voran; am sächsischen Hof etwa bildete das „stetig Vollsein eine alt eingewurzelte Übung und Gewohnheit“. Nach einer guten Weinernte im Rheinland lagen die Betrunkenen „wie die Schweine“ auf den Straßen und hinter den Hecken. Unter den Studenten gehörte die Kneiperei ohnehin zum Lebensstil; doch auch die Bauern pflegten gehörig zu zechen. Die Zimmersche Chronik nennt es einen „bösen Brauch“, dass die Landleute nächtelang bei Suff und Spiel zubrachten⁸.

Kleidung

Ein fast alle Grenzen hinter sich lassendes Überborden und Übersäumen zeigt sich uns des Weiteren im Bereich der Kleidung. Hier bietet sich während der Reformationszeit ein Panorama überwältigender Pracht. Vorzug fand alles, was in die Augen sprang – leuchtende Farben, schrille Muster, bunte Gewandung, auffallende Formen, Üppigkeit des Schmucks, des Besatzes, der Bänder, Schleifen und Zierstiche, der Knöpfe, Borten und Rüschchen – aufwendig und kostbar die Schnallen, Gürtel und Fibeln, die Ringe, Spangen, Reifen und Nadeln, die Paspeln, Halsketten, Federbüsche und Perlenschnüre, in maßloser Vielfalt erscheinen die Hauben, Schleier, Hüte, Kappen, Barett, Mützen, Kränze und Kapuzen – kurz: Wo man hinschaut ein kaum vorstellbares Ausmaß an Gepränge⁹.

Körperliches

So sehr die frühneuzeitlichen Menschen sich dem Kleiderluxus hingaben, so wenig Hemmungen hatten sie, sich ihrer Gewänder und Mieder, wenn es ihnen zu heiß wurde. In den Badstuben tummelten sich Weiblein und Männlein kunterbunt und ohne Regel durcheinander in den Zubern und Wannen¹⁰, und wer von seiner Wohnung aus nicht allzu weit zum nächsten Badhaus hatte, der ließ die Kleider bei warmen Wetter schlankerhand einfach zu Hause¹¹.

Bei den anfälligen Festumzügen gehörte Frau Venus zum Standardprogramm der dargestellten Personen – selbstredend zeigte sie sich so, wie Gott sie geschaffen hatte. Beim gerne geübten Tanzvergnügen der Bauern zählte das Drehen und Hochwerfen der jungen Mädchen zum Grundrepertoire der Tanzfiguren – dadurch sollten sich die Röcke heben, unter denen freilich keine Unterwäsche getragen wurde¹².

Dieses jedoch recht freie und ungebundene Verhältnis zur Körperlichkeit äußerte sich auch im Hinblick auf die Körperausscheidungen. Bis weit in die Neuzeit hinein galt der Grundsatz, dass alles aus dem Leib herausgelassen werden müsse, was herauskommen wolle. Jedes Zurückhalten, so war die Ansicht, schade der Gesundheit. Als Folge dieser Auffassung wurde allenthalben und außerordentlich viel gespuckt und geschnäuzt, wobei man als einzige Einschränkung akzeptierte, dass weder der Esstisch noch die Mitmenschen getroffen werden dürften¹³. Dem entsprechend erfolgte das Entleeren von Darm und Blase augenblicklich

und stets dort, wo man den Drang dazu verspürte: Jede Mauer, jede Hecke, jeder Graben bot sich herfür an¹⁴. Die beschriebene Einstellung zu den Leibesfunktionen bezieht sich natürlich gleichermaßen auf die Sexualität. In einer überwiegend agrarisch ausgerichteten Gesellschaft sind die Modalitäten der Fortpflanzung im wahrsten Sinne des Wortes allgegenwärtig; die Kenntnis hiervon gehörte schlichtweg zum bäuerlichen „Basis-Wissen“.

Dies kommt ganz deutlich zum Ausdruck bei den Hochzeitsbräuchen des Mittelalters, die noch bis weit in das Reformationszeitalter hinein im Schwange waren. Sobald sich der Hochzeitstag seinem Ende zuneigte, schritt die Festgesellschaft in feierlichem Zuge zum Brautgemach. Dort wurde die Braut in Anwesenheit der Festgäste von den Brautjungfern entkleidet und ebenso öffentlich vollzog das Hochzeitspaar dann die Ehe¹⁵.

Der selbstverständlich-alltägliche Umgang mit der Sexualität bekundet sich besonders pointiert bei der käuflichen Liebe. Im öffentlichen Leben der mittelalterlichen Stadt hatten die betreffenden Frauen ihren festen Platz. Die „Frauenhäuser“ befanden sich oftmals dermaßen straff unter der Kontrolle der Stadtoberkeit, dass die Bewohnerinnen schon fast als städtische Bedienstete erschienen. Häufig waren auch sie, die man hohen Gästen zur Begrüßung entgegenschickte – bisweilen gar boten die Stadtväter ihrem vornehmen Besuch den unentgeltlichen Aufenthalt in besagtem Hause als eine ganz spezielle Art der Gastfreundschaft an¹⁶. – Es wird nicht notwendig sein, das hier skizzierte Bild noch weiter auszumalen.

Kehren wir also zurück zu unseren frisch ordinierten und investierten Priestern: Sie waren in dieser grellbunten, freizügigen und lebenshungrigen Welt aufgewachsen. Auch nachdem sie die Priesterweihe empfangen hatten, lebten sie weiter in dieser Umgebung; solchergestalt fühlten, dachten und handelten sie – eben als Menschen ihrer Zeit und zwar natürlich ohne jedes Schuldgefühl.

Kirche und Welt

Zudem lebten die Ortspfarrrer frei von der Maxime, ihrer Gemeinde als Vorbild dienen zu müssen¹⁷. Auf diese Weise ergab sich denn ein denkbar geringer Abstand zwischen Pfarrer und Laienschaft¹⁸, wie ja auch ganz allgemein Kirche und Welt überaus eng miteinander verwoben waren. So diente beispielsweise der Kirchturm vielerorts auch als Wachturm und das Kirchengebäude selbst in Kriegszeiten als Zufluchtsort für die Bevölkerung¹⁹, der Pfarrer seinerseits hatte nicht nur gottesdienstliche Aufgaben wahrzunehmen, sondern auch der weltlichen Gemeinde zu dienen, indem er den Farrenstall betrieb oder das gemeindeeigene Vieh hütete²⁰. Dementsprechend stellte sich der Friedhof dem Betrachter keineswegs als ein Ort der Besinnung dar; vielmehr hatte man hier den allgemeinen Treffpunkt und Versammlungsplatz des Dorfes vor sich²¹. Eine heilige Aura trennte die Seelenhirten von ihren Schafen also weder in räumlicher noch in sozialer Hinsicht.

Die Visitation

Dies alles müssen wir im Auge behalten, wenn wir uns dem konkreten Verhalten der Geistlichkeit in Amt und Leben zuwenden. Damit nähern wir uns zugeständenermaßen einem heiklen Thema. So gibt es denn auch heute noch katholische Kirchenhistoriker, die mit ungeeigneten Quellen und schiefen Interpretationen nachzuweisen versuchen, es sei doch insgesamt alles in Ordnung gewesen²². Die zuverlässigste Quelle wurde dabei geflissentlich übergangen – das sind die Pfarrvisitationsprotokolle. Der kirchenrechtliche Begriff „Visitation“ kommt vom lateinischen „visitare“, was so viel heißt wie „besuchen“ und den Besuch eines Bischofs in den Pfarreien seines Bistums meint. Diese Art der Kontrollbesuche sind schon in der spätantiken Kirche nachzuweisen, im Laufe des Mittelalters jedoch erlebte das Visitationswesen einen steten Niedergang und war kurz vor der Reformation an einem Tiefpunkt angelangt. Wenn in dieser Zeit überhaupt einmal visitiert wurde, dann geschah dies ausschließlich zur Erhebung von Finanzdaten. Nur eine einzige Ausnahme ist bekannt – die Visitation des Bistums Eichstätt im Jahre 1480. Aus Mangel an ähnlich aussagekräftigen Quellen für die ersten Jahre des Reformationsjahrhunderts werden wir notwendigerweise diese zentral bedeutsame Quelle heranziehen müssen²³. (Fortsetzung folgt)

Die Tauffeier im ehemaligen Bistum Konstanz

Überlieferte Bräuche und Gepflogenheiten – Von Dr. Klaus Peter Dannecker, Teil 2

ie eigentliche Feier der Taufe

Im ersten Teil dieser Artikelserie haben wir das Brauchtum vor der eigentlichen Feier der Taufe in der Kirche betrachtet. Der Taufzug war vom Elternhaus aufgebrochen zur Pfarrkirche. Dort war der Pfarrer oder Vikar zur Türe gekommen, um die Taufgesellschaft zu erwarten. Durch die Abnahme des Tauftuches, mit dem das Kind bedeckt war, wurde der Beginn der eigentlichen Tauffeier markiert.

Die Versammlung vor der Kirche

Die Tauffeier nahm ihren Beginn seit dem Mittelalter vor der Kirche. Erst ab dem 17. oder 18. Jahrhundert kamen Überlegungen auf, den Beginn bei entsprechender Witterung in den Eingangsbereich innerhalb der Kirche zu verlegen. Und erst seit Anfang des 19. Jahrhunderts wurden zum Beginn der Tauffeier vereinzelt Lieder gesungen. Das lag nicht zuletzt auch daran, dass zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert zumeist nur die Paten, evtl. die Hebamme und der Mesmer bei der Taufe anwesend waren¹.

Die Frage nach dem Namen des Kindes

Nachdem sich also alle vor der Kirche versammelt hatten, fragte der Priester in der Volkssprache nach den Namen des Täuflings, worauf die Paten antworteten².

Die Formulierung der Frage nach dem Namen („Wie soll das Kint heyssen“³ und der Abschnitt zur Namensgebung in den Vorbemerkungen zur Taufe in den Konstanzer Ritualien von 1766 und 1775/I, nachdem „denen, die getauft werden, [. . .] ein Namen verliehen wird“⁴, erwecken den Eindruck, erst durch die Taufe erhielt das Kind einen Namen, der Name würde dem Kind gleichsam eingetauft. Dazu gesellt sich die Aussage des Römischen Katechismus (1566), der die Namensgebung mit der Taufe verbindet, wenn er nach der Beschreibung des Taufaktes ausführt: „Zuletzt aber wird dem Getauften ein Name gegeben, [. . .]“⁵. Den gleichen Eindruck vermittelt das Römische Rituale (RR), das davon ausgeht, dass andere (Eltern/Paten) dem Kind bereits einen Namen ausgesucht haben, den der Priester „entgegennimmt“ und in der Taufe dem Kind „verleiht“ („imponitur“)⁵.

Diese Namenstheologie und die Frage der Konstanzer Ritualien nach dem Namen des Kindes blieb in den Entwürfen zur Tauffeier aus der Aufklärungszeit erhalten. Sie hatte sich in mehr oder weniger umfänglichen Formulierungen „fast völlig durchgesetzt“⁷. Sehr deutlich kommt zumeist die Vorstellung zum Ausdruck, mit der Taufe erfolge erst die Namensgebung. Der Schörzinger Pfarrer Beda Pracher rubriziert in einem Entwurf zur Tauffeier: „Der Taufpath sagt den Namen, den das Kind bekommen soll“⁸. Noch deutlicher lässt Werkmeister den Priester auf die Namensnennung durch die Paten erwidern: „Mein Kind! du sollst hinführo N. heißen“⁹.

Der Konstanzer Generalvikar von Wessenberg bringt in seinem Formular A einen weiteren Aspekt zum Ausdruck: Die mit der Taufe verbundene Namensgebung geschieht im Raum der Kirche und ist Ausweis der Zugehörigkeit zur Kirche¹⁰. Der Taufname ist Zeichen des Getauftseins und der Mitgliedschaft in der Kirche Gottes.

Die Namensgebung

Seit etwa dem 11. Jahrhundert setzte sich bei der Namensgebung die Orientierung an Heiligen durch. Der ausgewählte Heilige sollte als Namenspatron zugleich Vorbild und Fürbitter sein. Erst mit dem Konzil von Trient (1545 – 1563) wurden diese Gepflogenheiten als Richtlinie für die Namensgebung offiziell formuliert¹¹. Der Römische Katechismus (1566) verurteilte heidnische Namen und förderte die Namensgebung nach Heiligennamen, indem er die Wahl christlicher Namenspatrone als Zeichen christlicher Frömmigkeit herausstellte¹².

Erst recht spät tauchen Namensrichtlinien in den Konstanzer liturgischen Büchern auf: Das Konstanzer Rituale von 1721 übernahm (wie die Ausgaben von 1766 und 1775) aus den Vorbemerkungen zur Taufe des RR einen Abschnitt über die Namensgebung, in dem der Name eines Heiligen für das Kind empfohlen wird¹³. Der Text interpretiert den Namen als Zeichen der Neuschöpfung als Gottes Kind durch Christus in der Taufe

und der Aufnahme unter die, die in seine Streitmacht eintreten. Der Name erhält dadurch eine erinnernde Funktion und unterliegt bestimmten Kriterien: Er soll der Name eines Heiligen sein, der zu einem gläubigen und frommen Leben Beispiel geben und durch seine Fürsprache den Namensträger schützen soll¹⁴. Neben diesen wenigen Vorgaben von kirchlicher Seite folgte die Namensgebung verschiedenen lokal und zeitlich recht unterschiedlichen Gebräuchen. Sitte war es am Vorabend der Reformation, den Paten die Namensgebung zu überlassen. War das Kind ein Junge, so durfte der Pate den Namen festlegen, bei einem Mädchen die Patin. Diese griffen oft auf ihre eigenen Namen zurück. Auch in Familien, die von der Reformation betroffenen waren, änderte sich zunächst nichts an dieser Praxis¹⁵.

In Baden war im 18. Jahrhundert die Namensgebung oft ein Vorrecht der Eltern, die zumeist Vornamen aus der Familie verwendeten. Daneben war es Brauch, den Kirchenpatron zum Namenspatron eines Kindes zum machen. Bis zum Einschreiten der Ordinarien haben Pfarrer unehelichen Kindern häufig ungewöhnliche und auffallende Namen gegeben¹⁶.

Ende des 19. Jahrhunderts lassen sich in der Erhebung für Württemberg sehr ausgeprägte und fest gefügte Regeln für die Namensgebung feststellen¹⁷.

Den Kindern wurden gewöhnlich zwei oder drei Taufnamen gegeben, der Rufname war meist der zweite. Die Namensgebung orientierte sich zumeist an in der Familie schon vorhandenen Namen. Sehr häufig hieß das erstgeborene Kind nach den Großeltern, insbesondere der erste Sohn nach dem Großvater. In katholischen Familien wurde der erste Sohn oft nach dem Kirchenpatron benannt. Die Reihenfolge der Namensgebung wurde als „förmliches Gesetz“ geschildert. In Wippingen (Blaubeuren) musste das erste Kind nach den Großeltern, das zweite nach den Eltern, das dritte nach den Paten benannt werden; andernorts wurde der älteste Knabe und das älteste Mädchen nach den Paten, das zweite Kinderpaar nach den Eltern benannt, dann erst kamen die Namen der Großeltern an die Reihe; oder das erste Kind hieß nach einem der Paten, das zweite nach Vater oder Mutter, das dritte wieder nach einem Paten. Wenn die regelmäßigen Möglichkeiten erschöpft waren, wurde ein Name aus dem Namenstagskalender gewählt. Die Namen der Paten wurden teilweise als Beinamen hinzugefügt. Wenn die Patenamen jedoch die Rufnamen waren, wurden die Namen der Eltern beigefügt. Meist erfolgte die Namensgebung durch die Eltern, gelegentlich auch durch die Paten. Die Erhebung berichtet auch, dass uneheliche Kinder früher vom Pfarrer benannt wurden, die ungewöhnliche und auffallende Namen verwendeten. Als Beispiel für die werden Jordan oder Januarius aufgeführt. Es gab wenige Namen, die in beiden Konfessionen verwendet wurden; zumeist ließ der verwendete Name erkennen, welcher Konfession sein Inhaber angehörte. In manchen katholischen Gegenden hatten sich die Vornamen zwischen der Reformationszeit und dem 19. Jahrhundert nur wenig geändert¹⁸.

Die weiteren Fragen

Neben der Frage nach dem Namen des Kindes stellte der Priester zu Beginn der Feier noch weitere Fragen. Ab 1597 begegnet in den Konstanzer Ritualien regelmäßig die Frage nach dem Begehren derer, die ein Kind zur Kirche bringen. Sofort nach dem eröffnenden Kreuzzeichen hatte der Priester zu fragen: „Begerent ihr, dass dises Kindt getaufft werde?“ Darauf wurde von den Paten die Antwort erwartet: „Ja Herr.“¹⁹.

Neben der Frage nach dem Namen und dem Taufwunsch ist in den Konstanzer Ritualien ab 1597 die Frage nach einer erfolgten Nottaufe bezeugt²⁰. Sie lautet: „Ist es [das Kind] aber nicht gaech [gaeh] getaufft worden?“²¹. Wir begegnen hier dem früher üblichen Wort „Gähtauf“, das unserem heutigen „Nottaufe“ entspricht²². Das mittelhochdeutsche Wort gäh, gach, gähe bedeutet so viel wie plötzlich, eilig, schnell²³. Früher nahmen entsprechend Kinder gerne etwas zu Essen mit auf den Weg, um nicht dem „Gäh hunger“ (plötzlich, unerwarteter starker Hunger) schutzlos ausgeliefert zu sein. Schwebte das Neugeborene in Lebensgefahr, musste, damit es nicht ungetauft starb, die „Gähtauf“ vollzogen werden. Dies war relativ häufig der Fall, so dass genaue Erkundigungen eingeholt wurden, um eine nochmalige Taufe zu vermeiden²⁴.

Die Exorzismen – das Gebet um Befreiung

Die Taufgesellschaft befand sich immer noch vor der Kirche und der Priester betete die sog. Exorzismen. Diese gehen auf die Zeit der frühen Kirche zurück, in denen sich Erwachsene in einer mehrjährigen Vorbereitung auf den Empfang der Taufe, Firmung und Hl. Kommunion in der Osternacht vorbereitet haben. In dieser Vorbereitungszeit, die mit dem Begriff „Katechumenat“ bezeichnet wird, wurde bei verschiedenen Gelegenheiten für die Katechumenen, also diejenigen, die sich auf die Taufe vorbereiteten, gebetet, vor allem darum, dass sie sich gegen das Böse und für das Gute entscheiden konnten. Die Exorzismen können also als „Gebet um Befreiung an die Anhänglichkeit an das Böse“ bezeichnet werden. Diese Gebete wurden mit Zeichen verbunden, etwa mit der Gabe des Salzes, als Zeichen für die Weisheit, Gut und Böse zu unterscheiden; mit Bekreuzigungen, als Zeichen für das Heil, das Jesus Christus durch das Kreuz für die Menschen erworben hat; mit einer Anhauchung, bei der der gute Heilige Geist Gottes „eingeblassen“ wurde; mit Handauflegung bzw. Berührungen, die die Nähe Gottes versinnbildlichten. Auch bei Kindern wurden alle diese Gebet vollzogen, allerdings nicht auf die lange Vorbereitungszeit hinweg verteilt, sondern alle auf einmal und eben vor der Kirche, um das Kind für den Eintritt in die Kirche vorzubereiten, der diesen Teil der Feier abschloss. Seit der Liturgiereform nach dem 2. Vatikanischen Konzil ist das Gebet um Befreiung auf ein Gebet reduziert; dabei werden dem Kind die Hände aufgelegt. Es hat seinen Platz in der Kirche, nach der Schriftlesung, Predigt und Fürbitten. Im Falle der Erwachsenentaufe, die auch heute in der Osternacht gefeiert werden soll, hat das Gebet um Befreiung bis heute seinen Platz an den Fastensonntagen²⁵.

Der Einzug in die Kirche

Der erste Teil der Tauffeier hat früher, wie wir gesehen haben, vor der Kirche stattgefunden. Erst nach den Exorzismen fand der Einzug in die Kirche statt. Dazu reichte der Priester den Paten, die das Kind trugen, das herabhängende Ende der Stola und führte sie so zum Taufbrunnen. Dazu sprach der Priester bei einem Jungen das Begleitwort „Tritt ein in die Kirche Gottes, damit du erlangst, unter die Kinder Gottes gezählt zu werden. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen“. und bei einem Mädchen „Der Herr behüte dich, wenn du fortgehst und wiederkommst, von nun an bis in Ewigkeit“ (Ps 121 (120), 8)²⁶.

Die Spendung der Taufe

Am Taufort selber fanden noch verschiedene Vorbereitungen statt. Dann hielt der Priester eine Predigt, in der er die Paten an ihre Pflichten zu einem Leben aus dem Glauben zum Vorbild für den Täufling erinnerte. Danach folgte die Absage an das Böse und das Glaubensbekenntnis, Ausdruck der Übernahme des Glaubens an den guten Gott, der den Menschen das Leben in Fülle schenken möchte. Diese Elemente haben eine deutliche Entwicklung erfahren.

Die Feier der Taufe wurde verstanden als der Sieg des Guten über das Böse, an dem der Mensch durch seinen Einsatz Anteil hat. So wurde die Absage mit einer Salbung verbunden: Der erwachsene Taufbewerber sagte dem Bösen ab und wurde dann gesalbt zur Stärkung, diesen Kampf gegen das Böse ein Leben lang siegreich führen zu können. Bis ins Mittelalter hinein war das noch so, dann geriet dieser Zusammenhang aus dem Blick. Heute kann diese Salbung zur Stärkung („Katechumenensalbung“) nach dem Gebet um Befreiung erfolgen. Der Sinn hat sich nicht gewandelt: Auch in unserer Welt gibt es leider böse, schädliche und Leben zerstörende Einflüsse, die Menschen vom Leben in Fülle fern halten, sie krank und unglücklich machen²⁷.

Das Bekenntnis zum dreifaltigen Gott war zunächst mit dem Taufvorgang verbunden: Priester und Täufling standen im Wasser. Auf die drei Fragen nach dem Glauben an den dreifaltigen Gott tauchte der Priester den Täufling nach jeder Antwort unter oder übergoss ihn mit Wasser. Erst im Frühmittelalter kam die heutige Form auf: Zuerst bekannte der Täufling den Glauben, dann wurde er mit der Formel N, „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ bei gleichzeitigem Übergießen oder Untertauchen getauft.

(Fortsetzung folgt)

Magnet-Hammer für Kirchenglocke

Tonhöhe für das Fünf-Tonnen-Instrument steht fest – Von Frank D. Engelhardt

Die Vorbereitungen für den neuen Glockenstuhl in der Balingen Stadtkirche gehen voran. Ein Magnet-Hammer könnte die neue Kirchenglocke wohl am schönsten erklingen lassen.

Die Entscheidung über die Tonhöhe der Balingen „Friedensglocke“ wurde gefällt: Das über fünf Tonnen schwere und mit einem Durchmesser von 2,40 Meter sehr voluminöse Instrument wird in „Gis 0“ erklingen. Damit könne dann der mit sieben Glocken ausgestattete Kirchturm ein Klangbild voller Harmonie zu Gehör bringen, erklären Waldemar Rehfuß und Heinz Schwab vom Balingen Bürgerverein. Das i-Tüpfelchen für den neuen Glockenstuhl wäre die Installation von Magnet-Hämmern, erklärt Rehfuß, der diese Art der Klangerzeugung erstmals bei der Sanierung der Schörzinger Kirche im Einsatz gesehen hatte.

Das kleine Glockenmodell in der Balingen Stadtkirche hat dieser Tage eine solche Vorrichtung spendiert bekommen – zur besseren Illustration. Da jeder einzelne Magnet-Hammer über Tasten elektronisch ansteuerbar ist, könnten so auch ganze Melodien gespielt werden, erläutern die beiden Bürgervereinsvorstände die Möglichkeiten der neuen Technik.

Zukunftsmusik, die auch in den Ohren von Stadtpfarrerin Kristina Reichle gut klingt. Bis dahin sei es allerdings noch ein weiter Weg, meinen die beiden Vorstände. Schließlich müssten erst einmal 70 000 Euro Eigenbeteiligung zusammengesammelt werden, um das Projekt umsetzen zu können. Über jede einzelne Spende sei der Balingen Bürgerverein deshalb sehr froh und dankbar.



Begutachten den Magnet-Hammer: (von links) Waldemar Rehfuß, Kristina Reichle und Heinz Schwab. FOTO: ENGELHARDT

DAS AKTUELLE BUCH

Europa im Umbruch: Roman aus der Frühzeit des Buchdrucks

1452: Europa ist im Umbruch. Am Horizont nahen die Vorboten einer neuen Epoche. Mit der Erfindung des Buchdrucks im ausgehenden Mittelalter steht weiter mehr als eine kulturelle Revolution bevor.

In diesen unsicheren Zeiten wird der junge Johannes Zainer, Sohn armer Reutlinger Wirtsleute, von seiner Mutter ins Kloster Bebenhausen gegeben, „damit er es einmal besser hat“. Der Mönch entdeckt seine Liebe zu den Schriften und sein Lebensweg führt ihn fortan mitten hinein in die Geheimnisse der neuen, hochbrisan-

ten „schwarzen Kunst“, der Kunst des Buchdrucks. Dem Kloster entflohen, erlernt er das neue Handwerk bei Meister Mentelin in Straßburg, bis er sich in Augsburg auf die undurchsichtigen Machenschaften seines Bruders Günther einlässt. Johannes Zainer, einer der großen Pioniere des Buchdrucks im Schwäbischen, hat mit seinen Werken großen Einfluss auf seine Zukunft ausgeübt. Am Beispiel dieses außergewöhnlichen Lebens entführt uns Wolfgang Trips in die aufregendsten Jahre des 15. Jahrhunderts und präsentiert ein span-

nendes Lesevergnügen für alle Liebhaber historischer Romane.

Der ehemalige Zahnarzt Wolfgang Trips, Jahrgang 1958, lebt in Illertissen als Fachübersetzer und Schriftsteller.

INFO

Wolfgang Trips: „Die Offizin“. Ein historischer Roman aus der Frühzeit des Barocks, 304 Seiten, fester Einband. Erschienen im Silberburg-Verlag, Tübingen.

Zur Frühjahrsblüte ins Piemont

Nach Ostern führt die Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb in dieses schöne und interessante Land zur Frühjahrsblüte im Kranz der höchsten und imposantesten Berge und Gipfel der Alpen. Unterkunft mit Halbpension für alle Tage ist gebucht im Vier-Sterne-Hotel „Ario Ho“ in Terruggia-Monferrato. Dieser Ort, inmitten von Weinbergen, liegt nahe der Stadt Casale-Monferrato, der ehemaligen Residenzstadt und Sitz der Markgrafen des Monferrat.

Das Piemont mit seiner heutigen Hauptstadt Turin und die autonome Region Aoste liegen im Grenzgebiet zu Frankreich und der Schweiz. Im Süden bildet der Gebirgszug der ligurischen Alpen die Grenze zur Region Ligurien. Der Kampf um den Besitz und die Beherrschung der Alpenpässe brachte dem Piemont und dem Aostatal über Jahrhunderte hinweg ständige Okkupationen seitens der Angrenzer.

Zuletzt vertrieb Prinz Eugen von Savoyen mit seinem österreichischen Heer 1718 die Franzosen. Die Österreicher vertrieb Napoleon 1800 mit seinen Franzosen, bis er selbst wieder vertrieben wurde. So ging es weiter bis 1861. Turin die Gründungs-Hauptstadt eines Königreiches Italien wurde. Aber bereits 1865 verlor Turin wieder diesen Rang, doch jetzt im Februar 2006 wurden in Turin und im Piemont die XX. Olympischen Winterspiele ausgetragen. Und wir besuchen das Piemont und Aostatal anschließend vom Sonntag, 23. April bis Samstag, 29. April 2006 in der Blumen- und Blütenpracht des Frühlings. Inmitten

dieser aufblühenden Natur und mit Blick auf die grandiose Kulisse der Hochgebirgsgipfel mit gleißendem Schnee und Eis besichtigen wir Städte, Bauwerke und Kulturschätze aus Jahrtausenden.

In Aosta beeindrucken die imposanten Bauten aus der Zeit des römischen Imperiums. Im Monferrat haben sich Bauwerke aus der Kulturepoche der Langobarden erhalten. In den ehemaligen Stadtstaaten, die in ewiger Fehde miteinander lagen, finden wir Geschlechtertürme, Paläste und Stadtbefestigungen. Aus der Zeit des Werdens, der Einigungsbewegung Italiens, entdecken wir Fortifikationen mit Schussrichtung Piemont gegen Frankreich und auch umgekehrt. Und aus allen Jahrhunderten haben sich, trotz Kriegen und Zerstörungen, Schlösser, Kirchen und urbane Bauten mit beeindruckenden Kunstwerken erhalten, oder sind auch den Ruinen wiedererstanden. Dabei werden wir prächtige Dome und Kathedralen genauso besuchen wie uralte Dorfkirchen aus langobardischer Bauschule. Wir werden auch Heilige Berge mit großartigem Blick über das weite Land erklimmen (mit dem Bus). Heilige Berge mit Klöstern aus den Anfängen des Christentums sowie aus der Zeit der Gegenreformation. Und wir werden die guten piemontesischen Weine verkosten. Wenige Busplätze sind noch frei. Gäste sind willkommen!

Anmeldungen sind zu richten an Erich Mahler, Mörikeweg 6, 72379 Hechingen, Telefon (0 74 71) 1 55 40 oder Fax (0 74 71) 1 22 89.

Christoph Röll, Professor Dipl.-Ing., Reiseleiter

Die Autoren dieser Ausgabe

Dr. Peter Thaddäus Lang
Stadtarchiv Albstadt
Postfach 125
72422 Albstadt
Dr. Klaus Peter Dannecker
Theologische Fakultät Trier
Deutsches Liturgisches Institut
Weberbach 72a
54290 Trier
Frank D. Engelhardt
ZOLLERN-ALB-KURIER
Grünwaldstr.15
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:
Christoph Röll, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Erich Mahler, Mörikeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 53

30. April 2006

Nr. 4

Ich bin der letzte Balingen Schwabe

Dr. Christoph Wagner: Weltreisender in Sachen Musik mit Balingen Wurzeln – Von Gudrun Stoll

„Ich bin der letzte Schwabe“. Christoph Wagner meint's ernst. Sprache ist ständigem Wandel ausgesetzt. Zu Hause in Balingen „merkt das keiner“. Er als „Auswanderer“ bewahrt die Idiome der alten Heimat. Und wird so für die Sprach- und Dialektforscher zu einer echten Fundgrube.

Sollte er uralte werden, dürfen daher die Mitarbeiter des Tübinger Ludwig-Uhland-Institutes gerne für Studien bei ihm vorbei schauen im englischen Yorkshire, wo der Ur-Balingen seit gut zehn Jahren wohnt. Dass es ihn einst auf die Insel verschlagen würde – wer hätte es gedacht? Aber Ehefrau Jane – hätte in Deutschland keine Chance gehabt, in ihrem Beruf als Bühnenbildnerin und Requisiteurin Fuß zu fassen. Ehemann Christoph hingegen kann im Prinzip an jedem Punkt der Welt arbeiten. Vorausgesetzt, Telefon und Computer sind in Reichweite.

Eine Produktion für den Südwestrundfunk in Tübingen ließ in vor kurzem wieder Balingen Luft schnupern. Vier bis fünf Mal im Jahr fliegt Christoph Wagner über von der Insel, manchmal in Begleitung von Ehefrau Jane und der zehnjährigen Tochter Rose. Er verbindet gute Erinnerung an die Balingen Jahre. Im gutbürgerlichen Elternhaus wurde gerne musiziert, Blockflöte, Klavier, Oboe erlernt und gespielt, später in der Rockband das Schlagzeug bearbeitet, im Kulturverein Alternatives erprobt, im Stadtrat grüne Politik etabliert. Lang ist's her. Das politische Geschehen verfolgt Christoph Wagner noch aus der Distanz. Die Kultur, vor allem in den kreativen Nischen, hat zu seinem Bedauern an Kraft und Dynamik verloren.

Die Musik ist Passion geblieben und zugleich Profession geworden. Christoph Wagner arbeitet als freiberuflicher Journalist auf einem spannenden Terrain: Er forscht nach Wurzeln und Ursprüngen der Musik, verfolgt deren Spuren durch Jahrzehnte und Jahrhunderte. Das Populäre, die Hits aus den Charts, sie sind bei seinen Recherchen auf die hinteren Plätze verbannt. Sein Interesse gilt dem Ausgefallenen, dem Ungewöhnlichen, den oftmals in Vergessenheit geratenen Kulturschätzen. Den Liedern, die einst auf dem Dorf gesungen wurden, den traditionellen Gesängen afrikanischer Bands, den Instrumenten, die in aller Welt Fuß fassten und in jeder Kultur einen eigenen Platz fanden. Manchmal schließt sich der Kreis. Wie beim Banjo. Afrika hat ihm Leben eingehaucht, nahm es mit auf die menschenunwürdige Reise in die Versklavung. Aus Amerika kehrte die Schlaggitarre mit Einflüssen aus der Neuen Welt zurück zu den Rhythmen und Stimmen des schwarzen Kontinents.

Christoph Wagner wohnt in Hebden Bridge, einer 5000 Einwohner-Gemeinde in West Yorkshire. Noch heute ist etwas von der Hippie-Atmosphäre zu spüren, die Künstler und Aussteiger vor Jahren in den Ort brachten. Zwei Buchgeschäfte und zwei Plattenläden finden bis heute Kundschaft und Auskommen.

Der Schwabe fühlt sich wohl an seinem neuen Lebensmittelpunkt, von dem aus er den Kontakt hält zu Musikern und Künstlern, zu Wissenschaftlern, zur Süddeutschen Zeitung und zur „taz“, für die er regelmäßig schreibt. Radiosender in Deutschland und der Schweiz arbeiten mit ihm zusammen. Für deren Kulturprogramme gestaltet Christoph Wagner mehrmals im Jahr Sendungen.

Demnächst wird Christoph Wagner Fünfzig. Eine Zäsur? Falls ja, wird sie der ehemalige Dorfschullehrer, promovierte Erziehungswissenschaftler, Musikjourna-



list, Herausgeber, Rundfunk- und Buchautor als Herausforderung annehmen. Ein Forscher muss täglich aufbrechen zu neuen Ufern, will er dem Klang der Musik folgen, ihre Ursprünge aufspüren, ihren Weg rund um den Globus verfolgen. Jenseits von Mainstream und Musikantenstadel, aber ganz nah dran an den Traditionen und Wurzeln. Aus wenigen Noten weben Völker und Kulturen seit Urzeiten ihre Klangteppiche, löst Neues das Alte ab, kommt es zu Brüchen, sozialen Veränderungen, radikalen Einschnitten. Musik war und ist auch ein Spiegel der Gesellschaft.

Christoph Wagner hat schon mehrere CDs herausgegeben. Die Echos der Weltmusik ergänzte er vor kurzem um einen dritten Sampler, der den Flickenteppich Europa vorstellt. In historischen Aufnahmen, aufgezeichnet zwischen 1911 und 1954, wird traditionelle Musik vorgestellt, die eine Brücke von Irland bis Sizilien, von Frankreich bis Russland spannt. Für heutige Ohren klingen Ländler, Polka, Volksmusik aus Polen und Ungarn, die regional gefärbten Klänge aus Mallorca und Norwegen nostalgisch und fern. Zumal die Aufnahmetechnik von damals noch in den Kinderschuhen steckte. Doch die Mandolinen-Ensembles, Zigeunerkapellen, Trachtengruppen und Streichmusik-Orchester präsentierten ihrem Publikum moderne Kost. Die Töne der Vergangenheit waren einst „in“, dynamisch, ja radikal, Ausdruck bewegter Zeiten. „Politische Erschütterungen, soziale Umbrüche und Verschiebungen, Arbeitsmigration, Auswanderung und Rückwanderung, Landflucht und Verstädterung ließen neue soziale Klassen und gesellschaftliche Milieus entstehen und verwandelten die Vorstädte der explodierenden Metropolen – ob Madrid, Glasgow, Paris, München, Wien, Budapest oder Warschau – zu Brutstätten neuer Volksmusikstile, die nicht mehr bäuerlich-ländlich, sondern urban und proletarisch-kleinbürgerlich waren und sich neuer Ausdrucksformen und Klänge bedien-

ten“, schreibt Christoph Wagner im Booklet, das Hintergründe anschaulich erklärt und mit Schwarz-Weiß-Fotos von Orchestern und Ensembles die „alten Zeiten“ lebendig in Erinnerung ruft. Übrigens: Dem Knacken der uralten Schellack-Platten konnte selbst das gründliche Lifting im High-Tech-Studio des 21. Jahrhunderts nichts anhaben. Das ist gut so.

John Peel dürfte in Deutschland nur in Musikkreisen bekannt sein, in England genießt der vor einhalb Jahren verstorbene BBC-Diskjockey Kultstatus. Christoph Wagner ist Herausgeber einer CD, die Lieblingsaufnahmen aus der Plattensammlung Peels vorstellt. Rare Schellacks, in deren 78er-Rhythmus Jazz, Country, Jodel und Gaga zum furiosen Mix verschmelzen, reizt der „Spiegel“ nicht mit Lob für diese Wundertüte, prall gefüllt mit knisternder Musik und britischem Nonsense. Nicht zu vergessen die bestechend-schönen Tango-Aufnahmen. Eine echte Entdeckung.

Christoph Wagners Spurensuche führt nicht nur in die ferne Vergangen-

heit des 19. und in die frühen Dekaden des 20. Jahrhunderts. Aktuell befasst er sich mit der deutschen Rockmusik in den späten 60er- und 70er-Jahren. Die Stiftung „Kreative Impulse, Musik und Kunst“ mit Sitz in Oberschwaben hat ihm für diese Arbeit ihren diesjährigen, mit 5000 Euro dotierten Förderpreis zuerkannt.

Die Stiftung würdigt mit der Verleihung Wagners Forschungen im Bereich der populären Musik, die sich bisher in mehreren Buchpublikationen, mehr als einem Dutzend CD-Anthologien sowie zahlreichen Beiträgen und Artikeln in Fachbüchern und Fachzeitschriften im In- und Ausland niedergeschlagen haben. Auf Wunsch der Stiftung sollen die Fördermittel Christoph Wagner ermöglichen, sein Buchprojekt zu Ende zu führen, für das er seit Jahren Material sammelt und Interviews führt. Konkret geht es um den musikalischen Untergrund West-Deutschlands in den 60er und 70er Jahren. Die Jugend revoltierte gegen den Mief der Elterngeneration, die 68er protestierten gegen die gesamte Gesellschaft und lösten Umbrüche und Veränderungen aus. Im Sog dieser Strömungen entstand erstmals eine eigenständige deutsche Rockmusik, etablierten sich Protestsänger und Liedermacher, gewann der Folk neue Impulse, schlug die Geburtsstunde von Freejazz, Rockjazz und elektronischer Musik „made in Germany“. Eine spannende Spurensuche, denn mit der Musik und den Bands aus diesen Jahren ist der Forscher aus Balingen aufgewachsen. Er kommt ganz nah in Berührung mit der eigenen Vergangenheit.

INFO

Die CD „Patchwork Europe“ ist bei WERGO in Mainz erschienen. John Peel und Sheila „The Pig's Big 78s – A Beginners Guide“ wurde in Zusammenarbeit mit dem Münchner Trikont Label aufgelegt.

„Pfarrer hält sich übel“

Süddeutsche Dorfgeistliche der katholischen Kirche im 16. Jahrhundert – Von Dr. Peter Thaddäus Lang, Teil 2

Eichstätt 1480: Mängel in der Lebensführung

Der Eichstädter Visitor Johann Vogt waltete seines Amtes mit ungewohnter Strenge und Gründlichkeit²⁴. Gleichwohl bleibt ein gewisser Zweifel bestehen, ob er tatsächlich alle Mängel samt und anders aufzuspüren vermochte.

Wenn Vogt die äußere Erscheinung der Pfarrer beurteilte, ergaben sich solche Zweifel allerdings nicht. Mit einem einzigen Blick war nämlich festzustellen, ob sich der Inspizierte an die einschlägigen Bestimmungen hielt: Lange Haare, kurze Röcke, buntscheckige Farben und auch die damals sehr geschätzten Schnabelschuhe standen allesamt unter Verbot. Verstöße traf der Visitor freilich nicht allzu oft an. Weniger als ein Zehntel aller überprüften Geistlichen fand Gefallen an modischem Aussehen – in der Mehrzahl waren dies Kapläne und Altaristen, also, wie wir mittlerweile wissen, schlecht bezahlte Hilfsgeistliche²⁵.

Beim Aufspüren anderer Mängel hatte Vogt jedoch etwas größere Mühe, so etwa beim übermäßigen Genuss des Weines. Nach seinen Erhebungen gab sich ungefähr jeder achte Geistliche dem Trunke hin, eine Zahl, die angesichts der allgemeinen Verbreitung dieses Übels nicht sonderlich hoch erscheint. Unter den Trunkenbolden befanden sich ohne Unterschied Vikare, Kapläne, Pfarrer und Altaristen. Sie zechten zumeist im Wirtshaus, aber sie ließen sich auch bei ihren alljährlich stattfindenden Kapitelsversammlungen fleißig den Wein durch die Kehle rinnen. Eines schuldhaften Verhaltens waren sie sich dabei nicht bewusst – extreme Fälle von Trunksucht hielten sie für eine natürliche Folge von Kopfverletzungen. Die weniger weinseligen Kleriker nahmen an den Räuschen ihrer Mitbrüder keinen Anstoß, solange sich jene einigermaßen ruhig und gesittet aufführten²⁶.

Im Wirtshaus fand sich die Eichstätter Geistlichkeit überhaupt recht häufig ein, obwohl die bischöflichen Vorschriften dies streng untersagten. Dorthin gingen die Kleriker nicht nur des Weines wegen, sondern öfter noch, um sich am Karten- oder Würfelspiel zu vergnügen. Der fünfte Teil des Pfarrklerus im Bistum Eichstätt vertrieb sich auf diese Weise die Zeit. Nach der Vorstellung der Spieler taten sie selbst nichts Ungutes, denn verwerflich erschien ihnen lediglich die Absicht, sich beim Spiel zu bereichern. Deshalb erzählten sie dem Visitor, sie spielten ja nur zum Zeitvertreib und auch nur um ein bescheidenes Sümmchen. Als verwerflich hingegen galt ihnen, sich mit Bauern oder, schlimmer noch, mit Juden spielenderweise einzulassen. Geistliche sollten ihrer eigenen Meinung nach unter ihresgleichen bleiben und sich allenfalls mit Amtleuten oder mit Adeligen zusammensetzen²⁷.

Die Liste der Verfehlungen in der Lebensweise ist damit allerdings noch nicht erschöpft – es ist zudem noch die Rede von Streitigkeiten und von weltlichen Tätigkeiten wie das Ausüben der Heilkunst oder die Jagd, doch bleiben derlei Dinge im Bereich der Fünf-Prozent-Klausel²⁸.

Ganz anders sah es im Bistum Eichstätt aus hinsichtlich der Zölibatsverstöße. „Zölibat“ bedeutet bekanntermaßen „Ehelosigkeit“; zwar war kaum einmal einer der Pfarrer richtig gehend verheiratet, doch lebten eine stattliche Anzahl von ihnen ehelich mit ihrer Haushälterin zusammen. Dem Visitor war es gelungen, in diesem Punkt bei der Geistlichkeit Angst und Schrecken zu verbreiten. Als Folge suchten die Kleriker zu verheimlichen, was immer sie konnten. Dieses allseitige Bemühen um Verdunkelung macht es außerordentlich schwierig, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. So ergibt sich je nach der Wahrscheinlichkeit der Anhaltspunkte, dass zumindest ein Fünftel mit Sicherheit gegen die Zölibatsvorschriften verstieß. Die Eindeutigkeit der Fälle lässt in der Regel nichts zu wünschen übrig: Dem Visitor blieb es beispielsweise nicht verborgen, wenn die Lebensgefährtin des Pfarrers bei seinem Herannahen mitsamt ihren Kindern fluchtartig das Pfarrhaus verließ. Oder wenn der Pfarrer behauptete, er sei unbeweiht, und während er noch sprach, kam ein Frauenzimmer ins Pfarrhaus, das unmissverständlich

zu erkennen gab, dass es mit Hochwürden liiert ist. – Ein weiteres Fünftel stand zwar im Geruch dieser Verfehlung, doch hatten die Indizien ein geringeres Gewicht – es handelte sich um Verdächtigungen und Gerüchte von dritter Seite²⁹.

Eichstätt 1480: Mängel in der Amtsführung

Im Vergleich hierzu erwiesen sich die Mängel auf dem Gebiet der Amtsführung als wenig erheblich: Jeder sechste zeigte elementare Wissenslücken, doch erscheinen lediglich zwölf von insgesamt 530 für den Kirchendienst vollkommen ungeeignet³⁰. Dergestalt ist es nicht ausgeschlossen, dass die gottesdienstliche Handlung zu einem unwürdigen Possenspiel geriet, doch konnte der Visitor nur vereinzelt Fälle dieser Art ausmachen. Selten auch vernahm er Klagen über das gänzliche Unterlassen der Amtspflichten³¹.

Wenn man alle diese Mängelpunkte zusammen nimmt, so ergibt sich folgendes Bild: Zwei Fünftel der Eichstätter Geistlichkeit waren mit ganz erheblichen Fehlern behaftet. Auf der Haben-Seite steht ein weiteres Fünftel, das keinerlei Maß aufwies, weder in der Lebensführung noch bei den Amtspflichten. Bei einem vierten Fünftel zeigten sich nur leichte Unzulänglichkeiten, wie beispielsweise das Fehlen einer Weihe-Urkunde, zu leises Sprechen bei der Predigt oder das Gerücht eines möglichen Verdachts eines Zölibatsverstoßes³².

Dieses keineswegs ungünstige Bild wirkt noch gefälliger, wenn man das Urteil der Gemeinden berücksichtigt. Den Unebenheiten in der Lebensführung maßen sie kaum Bedeutung bei; größten Wert indessen legten sie auf die regelmäßige Feier der Heiligen Messe wie auch auf die Segnung der Saaten, auf das Abhalten von Flurprozessionen und auf die Vermehrung der Wetterheiligen. Gerade diese brachten manchen Pfarrer in Bedrängnis, weil die volkstümlichen Wetterpartone kirchenamtlich nicht anerkannt waren³³.

Summa summarum vermittelt das Eichstätter Visitationsprotokoll beileibe nicht den Eindruck, die Kirche sei am Vorabend der Reformation von Krisen geschützt und dem Zusammenbruch nahe gewesen.

Freising 1560

Verlassen wir nun das Jahr 1480 und wenden wir uns der einzigen aussagekräftigen Visitation zu, die uns aus der Zeit bekannt ist, bevor sich die katholische Kirche nach Abschluss des Konzils von Trient (1545 – 1563) daran machte, die vielfältigen Mängel zu beseitigen³⁴. Es geht um die Große Bayerische Visitation der Jahre 1558 bis 1560, deren Freisinger Schlussredaktion seit 1986 in einer wissenschaftlichen Edition vorliegt³⁵. Hinsichtlich ihres Informationsgehalts kann man diese Quelle durchaus neben das Eichstätter Protokoll stellen.

Schon eine erste oberflächliche Lektüre lässt erkennen, dass sich an der Art der Mängel bei der Geistlichkeit nichts geändert hatte. – Beginnen wir wieder mit der Kleidung: Jeder zwanzigste Pfarrer im Bistum Freising trug um 1560 ein ungebührliches Gewand³⁶, weit weniger also im Bistum Eichstätt achtzig Jahre zuvor. Dagegen fand der Alkohol in Freising ähnlich viele Freunde wie in Eichstätt; Streitsucht und weltliche Tätigkeiten sind gleichermaßen in Übung³⁷ und ebenso steht es mit den Zölibatsverstößen. Die Eichstätter und die Freisinger Zahlen liegen hierbei merklich auseinander – während im Bistum Eichstätt um 1480 zwischen 20 und 40 Prozent der Kleriker unter diese Rubrik fallen, sind es im Bistum Freising um 1560 exakt 64,4 Prozent³⁸.

Immerhin wird beim Vergleich dieser beiden Visitationsdokumente deutlich, dass die Lage der alten Kirche sich durch die Reformation nicht überall in jeder Hinsicht verschlechterte. Freilich darf ein wesentlicher Gesichtspunkt nicht außer Acht gelassen werden: Wenn die Verwaltung eines Bistums sich schon überhaupt einmal zu einer ernsthaften Visitation aufzurufen vermochte, dann kann dieser Umstand allein bereits als Indiz dafür gelten, dass die Verhältnisse dort keineswegs die schlechtesten sein konnten. Es muss demzufolge mangels besserer Beweise damit gerechnet werden, dass die Situation in anderen Bistümern wesentlich schlechter war – eben deshalb, weil dort nicht visitiert wurde.

Diese Vermutung wird gestützt durch die Ergebnisse der ersten Visitationen, die nach dem Trienter Reformkonzil in zunehmender Häufigkeit durchgeführt wurden.

Würzburg

Der in jener Zeit am gründlichsten visitierte Kirchen-sprengel des deutschsprachigen Raums ist fraglos das Bistum Würzburg – ein Superlativ, der dem großartigen Reformbischof Julius Echter von Mespelbrunn zu verdanken ist. Dieser, ein außergewöhnliches Verwaltungs- und Finanzgenie, verwandelte in seiner mehr als vierzigjährigen Amtszeit sein Herrschaftsgebiet in ein reiches, blühendes Land mit erheblichem außenpolitischen Gewicht³⁹. Echters Verwaltungstalent kam nicht zuletzt auch der innerkirchlichen Reform zugute. Das von ihm geschaffene Visitationssystem erfasste im Laufe der 1570er Jahre nahezu alle Pfarreien seines Bistums, die mit gewissen Einschränkungen in steter Abfolge Jahr für Jahr aufgesucht wurden⁴¹.

Wie zu erwarten, zeichnen die Berichte aus der Zeit vor 1580 ein wenig erfreuliches Bild. Die dort genannten Untugenden sind uns in ihrer Art nicht neu: Faulheit, Streitsucht, Alkoholismus, mangelnde Bildung, weltliche Kleidung und – ganz pauschal – unpriesterlicher Lebenswandel, was in der Sprache der Quellen mit Formulierungen ausgedrückt wird wie „vita scandalosa“ oder „hält sich übel“. Dazu kommt als bisher unbekannte Regelwidrigkeit eine vereinzelte Hinwendung zum Luthertum, was sich beispielsweise im Besitz lutherischer Bücher manifestiert⁴².

Um 1580 mussten sich noch knapp vier Fünftel der Kleriker solche Rügen gefallen lassen⁴³. Unter den genannten Mängeln wird die – nicht näher spezifizierte – Faulheit ausnehmend oft zur Sprache gebracht. Was bedeuten könnte, dass man kirchlicherseits nach dem Konzil strengere Maßstäbe anlegte.

Der mit Abstand häufigste Mangelpunkt aber war der Zölibatsverstoß. Um 1580 lebten beispielsweise im Würzburger Dekanat Mergentheim 70 Prozent der Geistlichen mit einer Frau zusammen, im Dekanat Gerolzhofen waren es 73 Prozent und im Dekanat Karlstadt sogar 90 Prozent⁴⁴. Zu diesen Zahlen muss allerdings bemerkt werden, dass ein beträchtlicher Teil dieser Priester ein ansonsten untadeliges Leben führte, was die Visitationen auch durchaus positiv vermerkten⁴⁵.

Die Wurzel der mangelnden Ehelosigkeit der Pfarrer lag nach Auffassung der Würzburger Visitoren in deren Haushaltung begründet, zu lateinisch die „familia“⁴⁶. Deswegen wirkte man langfristig daraufhin, dass in den Pfarrhaushalten entweder ältere und deshalb über allen Verdacht erhabene Frauen zugange waren oder – besser noch – weibliche Familienangehörige des Pfarrers. Dergestalt sank die Zahl der beweihten Geistlichen bis zum Beginn des Dreißigjährigen Kriegs im Bistum Würzburg unter die Zehn-Prozent-Marke, wohingegen sich die Zahl der Mütter, Tanten, Schwestern und Basen im Pfarrhaus gleichzeitig mehr als verdoppelte⁴⁷. Die zuvor genannten Arten priesterlichen Fehlverhaltens gingen in demselben Zeitraum gleichermaßen stark zurück, waren indes noch nicht vollkommen ausgemerzt. (Fortsetzung folgt)

Die Tauffeier im ehemaligen Bistum Konstanz

Überlieferte Bräuche und Gepflogenheiten – Von Dr. Klaus Peter Dannecker, Teil 3

Bei der Kindertaufe antworteten zunächst die Eltern, ab dem Mittelalter die Paten für die Kinder. Heute legt man Wert darauf, dass die Eltern und Paten nicht für das Kind glauben können. Vielmehr bekennen sie ihren eigenen Glauben, in dem das Kind aufwachsen soll²⁸.

Eine interessante Frage ist die nach der Taufspendung durch Untertauchen oder Übergießen. Die ursprüngliche Form ist die Taufe durch Untertauchen nach der durch das Pauluswort aus dem Römerbrief Interpretation, dass ein Christ durch die Taufe mit Christus gestorben und auferstanden ist zum ewigen Leben²⁹. Das Hinabsteigen in das Wasser und das Untertauchen wurde als Sterben symbolisch begangen, wie auch das Auftauchen und Hinaufsteigen als Neugeburt. Aber auch in der frühen Kirche gab es bei der Taufe von Kranken oder Sterbenden die Taufe durch Übergießen, die sich dann ab etwa 1500 immer mehr durchsetzte³⁰. Ein schönes Zeugnis für die Taufe durch Untertauchen sind alte Taufsteine aus der Zeit vor 1500. Das Taufbecken hatte sich zum Taufstein weiterentwickelt, der in der Kirche die Taufe von Kindern durch Untertauchen ermöglichte, ohne dass der Taufspender selber in das Taufbecken steigen musste³¹. Ein entsprechend gestalteter Taufstein aus gotischer Zeit ist in der früheren Balingen Stadtkirche und heutigen Friedhofskirche erhalten. Er ist so groß, dass der neben dem Taufstein stehende Priester einen Säugling bei der Taufe untertauchen konnte³². Die Riten nach dem Taufakt Um den Vorgang der Taufe noch deutlicher werden zu lassen und das von Gott gewirkte Heil symbolisch zu verdeutlichen, folgen dem Taufakt verschiedene Riten nach. Früher wie heute wird der neu getaufte Mensch mit Chrisam gesalbt, einer kostbaren Mischung aus Olivenöl und Balsam. Dieses Öl weiht der Bischof am Gründonnerstag in der sog. Chrisammesse. Die Salbung mit Chrisam stellt also die Verbindung mit dem Bischof dar. Wichtiger ist allerdings die erste Bedeutung dieser Salbung: Das Wort „Christus“ kommt aus dem griechischen und bedeutet „der Gesalbte“. So wird jeder Getaufte ein „kleiner Christus“, ein gesalbter Mensch, wie Jesus Christus, und hat Anteil an dessen Amt als Priester, König und Prophet. Schon im Alten Testament wird berichtet, dass diese drei Personengruppen durch eine Salbung mit der für ihr Amt notwendige Geisteskraft ausgerüstet wurden³³. Als Ausdruck der neuen Schöpfung, die ein Mensch in der Taufe geworden ist, bekommt er ein neues, weißes Gewand, das Taufkleid. Bei der Taufe durch untertauchen ist das notwendig, denn man musste andere und trockene Kleider anlegen. Als man die Täuflinge nicht mehr untertauchte, wurde das Taufkleid immer mehr stilisiert und zu einem Häubchen („Taufmitra“) oder einem Umhang. Allein die verschiedensten Namen für das Taufkleid verraten einiges von dessen Geschichte. In den Konstanzer liturgischen Büchern begegnen wir den lateinischen Bezeichnungen vestis, cappa oder mitra. Die Entwürfe zu Tauffeiern aus der Aufklärungszeit verwenden „linterium candidum“³⁴ oder gelegentlich „vestis alba“³⁵. Als deutsche Bezeichnungen finden wir „weißes Käppchen“³⁶, „Häublein“³⁷, „Mäntelchen“³⁸ oder „weißes Gewand“³⁹ in den Rubriken zur treffenden Bezeichnung der Gestalt des Kleidungsstücks. Am häufigsten tritt die Bezeichnung „weißes Kleid“⁴⁰ zu meist in der Übergabeformel auf. Umgangssprachliche Bezeichnungen im Bereich der Diözese Konstanz waren Westerhemd, Westerhemdlin, Westerhoud, Westerhube bzw. Abformen daraus wie z. B. die Verbildung Schwesterhemd⁴¹. Diese Bezeichnungen sind Bildungen aus der lateinischen Bezeichnung vestis und dem deutschen „Hemd“ für ein Oberbekleidungsstück. Das Taufkleid war in der Auffassung des Volkes so wesentlich, dass der mundartliche Begriff „Wester“ für Taufkleid im Schwäbischen als Bezeichnung der Taufe verwendet wurde⁴². Eine Reihe von Zeugnissen vom 16. bis 18. Jahrhundert aus Oberschwaben und der Schweiz belegen, dass es Aufgabe der Patin war, das Taufkleid bzw. Taufkäppchen zu stellen⁴³. Ab dem 18. Jahrhundert wurde das Taufkleid verstärkt von den Pfarreien gestellt⁴⁴. Für viele ist heute bei der Tauffeier die Übergabe der Taufkerze und das Entzünden an der Osterkerze ein kleiner Höhepunkt. Es wird versymbolisiert, dass das Licht des Lebens von Christus auf das neu getaufte Kind übergegangen ist. Die Übergabe einer Taufkerze ist in der ehemaligen Diözese Konstanz allerdings ein relativ junger Brauch. Offiziell wurde er erst 1766 in die Taufliturgie aufgenommen. Allerdings

wurden schon vorher Kerzen in der Liturgie verwendet, allerdings nicht als persönliche Taufkerzen. Die Taufkerze wurde auch als Vesperkerze bezeichnet. Das Wort ist als eine Verbildung aus Westerkerze für Taufkerze zu erklären⁴⁵. Mit der Übergabe der Taufkerze endete die Tauffeier. Der Priester sprach danach noch einen Entlassungswunsch, die Taufgesellschaft ging meist zum Taufschmaus, auf den wir in der nächsten Folge eingehen werden. In der Aufklärungszeit wurde an dieser Stelle manchmal ein Lied gesungen oder der Pfarrer ermahnte die Paten nochmals zu einem christlichen Leben. Nach dem Entlassungswunsch, wenn die Taufversammlung die Kirche verlassen hatte, wurde vielerorts in die Luft geschossen. War der Brauch ursprünglich zur Abwehr von Dämonen und Hexen gedacht, ist daraus im Laufe der Zeit ein Ausdruck der Freude oder eine Ehrung des Vaters geworden. Die Anzahl der Böllerschüsse – drei für Jungen, zwei für Mädchen – zeigte den Bewohnern des Ortes das freudige Ereignis an. Belegt ist dieser Brauch für Baden um 1800. Vereinzelt hat er sich bis heute in Württemberg erhalten, so im oberen Schlichemtal⁴⁶.

QUELENNACHWEIS

- Vgl. K. P. Dannecker. Taufe, Firmung und Erstkommunion in der ehemaligen Diözese Konstanz. Eine liturgiegeschichtliche Untersuchung der Initiationssakramente. (Liturgiewissenschaftliche Quellen und Forschungen 92). Münster 2005. Zitiert als: Dannecker, Initiationssakramente Konstanz, 144 – 166.
- Vgl. Dannecker, Initiationssakramente. Konstanz, 166–169.
- RCon 1482, fol 4v. Gleich lautend in RCon 1502, fol 4v; RCon 1510, fol 7v; RCon 1560, fol 6r; RCon 1570, fol 11r; für Jungen bzw. RCon 1482, fol 9v; RCon 1502, fol 8v; RCon 1510, fol 11v; RCon 1560, fol 11v; RCon 1570, fol 17v für Mädchen.
- „Et quoniam iis qui baptizantur [...] nomen imponitur [...]“ RCon 1766, 22. Vgl. RCon 1775/I, 22; RR Tit. II. c. 1. nr. 70.
- Catechismus Romanus 1566. Der Römische Katechismus nach dem Beschlusse des Konzils von Trient für die Pfarrer. Auf Befehl der Päpste Pius V. und Klemens XIII. herausgegeben. Übersetzt nach der zu Rom 1855 veröffentlichten Ausgabe mit Sachregister. Kirchen/Sieg 1970. Zitiert als: CatRom 1566, 2. 2. 76, S. 149.
- Im RR Tit. II. c. 2 nr. 71 wird nur die Entgegennahme des Namens festgelegt „accepto nomine baptizandi“. Die Tauffeier beginnt dann mit der ritualisierten Frage nach dem Taufwunsch, wobei der Täufling namentlich angedredet wird. Das Recht der Eltern, den Namen des Kindes festzulegen, wird im Kindertaufritus von 1971 deutlich respektiert: „Welchen Namen haben Sie Ihrem Kind gegeben?“ (Die Feier der Kindertaufe in den katholischen Bistümern des Deutschen Sprachgebietes. Herausgegeben im Auftrag der Bischofskonferenzen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz und des Bischofs von Luxemburg. Freiburg i. Br. 1971. Zitiert als: FKT 1971, 3. 5. 4) Vgl. Probst, Kindertaufe, 148f, bes. Anm. 892.
- M. Probst. Der Ritus der Kindertaufe. Reformversuche der katholischen Aufklärung des deutschen Sprachbereichs. Trierer Theologische Studien 39. Trier 1981, 148. Trotzdem gibt es Taufriten ohne die Frage nach dem Namen, z. B. B. [Pracher]. Neue Liturgie des Pfarrers M. in K. im Departement L. Mit einem Anhang, von den besten Mitteln, gute Geisteskräfte zu erhalten. Der französischen Nationalsynode zur Prüfung vorgelegt. Tübingen 1802. Zitiert als: Pracher, Neue Liturgie 1802, 64f; Anon. Haustaufe. Enthalten in EAF A1/1138. [1806]. Zitiert als: Haustaufe 1806.
- B. Pracher. Entwurf eines neuen Rituals für katholische Geistliche bei ihren Amtsverrichtungen. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Erster und zweiter Theil. 2. Aufl. Tübingen 1814. Zitiert als: Pracher, Neues Ritual 21814, 187.
- B. M. [Werkmeister]. Deutsches Ritual für katholische Seelsorger. (anonym). Freiburg i. Br. und Konstanz 1811. Zitiert als: Werkmeister, Dt. Ritual 1811, 7 und B. M. [Werkmeister]. Deutsches Ritual für katholische Seelsorger. (anonym). 2. Aufl. Freiburg i. Br. und Konstanz 1831. Zitiert als: Werkmeister, Dt. Ritual 21831, 7. Fast gleich lautet es bei Pracher, Neue Liturgie 1802, 71: „Johannes, so sollst du künftig heißen: Johannes ich taufe dich [...]“
- Vgl. I. H. v. [Wessenberg]. Ritual nach dem Geist und den Anordnungen der katholischen Kirche, oder praktische Anleitung für den katholischen Seelsorger zur erbaulichen und lehrreichen Verwaltung des liturgischen Amtes. Zugleich ein Erbauungsbuch für die Gläubigen. Stuttgart und Tübingen 1831. Zitiert als: Wessenberg, Ritual1, 9: „Wie wollet ihr nun, dass dieses Kind in der Kirche Gottes genennet werde?“
- Vgl. M. Mitterauer. Ahnen und Heilige. Namengebung in der europäischen Geschichte. München 1993. Zitiert als: Mitterauer, Namengebung, 241 – 403, bes. 336–338; Brückner, Annemarie. „Namen – V. Namengebung“: LThK3 7, 628. Im CatRom 1566 (2. 2. 76, S. 149) und im RR Tit. II. c. 1 nr. 70 wurde diese Richtlinie aufgegriffen und im KKK 2156 fortgeschrieben. Zur vorchristlichen Praxis vgl. Mitterauer, Namengebung, 22 – 85.
- Vgl. CatRom 1566, 2. 2. 76, S. 149.
- Vgl. RCon 1721, 11; RR Tit. II. c. 1 nr. 70. Der Abschnitt über die Namensauswahl ist eingefügt in die Beschreibung der vom Pfarrer am Beginn der Tauffeier abzuklärenden Fragen, unter denen auch die Frage nach dem Namen des Kindes aufgeführt ist.
- „Et quoniam iis, qui baptizantur, tamquam DEI Filiis in Christo regenerandis, et in ejus militiam adscribendis, nomen imponitur, curet, ne obscoena, fabulosa, aut ridicula, vel inanium deorum, vel impiorum ethnicorum hominum nomina imponantur; sed potius, quatenus fieri postest, Sanctorum; quorum exemplis fideles ad pie vivendum excitentur, et patrocinii protegantur.“ RCon 1766, 22. Vgl. RCon 1775/I, 22; RR Tit. II. c. 1. nr. 70.
- Vgl. E. Wymann. „Liturgische Taufsitten in der Diözese Konstanz“: Geschichtsfreund 60 (1905) 1 – 151. Zitiert als: Wymann, Taufsitten, 69f. Dort sind Beispiele für die anfängliche Praxis aus den Familien der Reformatoren gesammelt, die die alte Gepflogenheit unterstreichen.
- Vgl. A. Siegel. Lichter am Lebensweg. Aus unserer Volksfrömmigkeit. Karlsruhe 1953. Zitiert als: Siegel, Lichter, 29; E. H. Meyer. Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert. Straßburg 1900. Zitiert als: Meyer, Badisches Volksleben, 27f; L. Zier. Königseggwald. Die Geschichte des Amtes Wald und der Herrschaft Königsegg. Königseggwald 1996. Zitiert als: Zier, 286.
- Vgl. H. Höhn. „Sitte und Brauch bei Geburt, Taufe und in der Kindheit“: K. Bohnenberger, A. Eberhardt, H. Höhn, und R. Kapff, (Bearb.) Volkstümliche Überlieferung in Württemberg. Glaube – Brauch – Heilkunde. Photomech. Neudruck 3. Aufl. Stuttgart 1980, 69 – 92. Zitiert als: Höhn, Sitte und Brauch, 87 – 89. Höhn führt Listen mit den am häufigsten verwendeten Namen an verschiedenen Orten auf (88).
- Vgl. Mitterauer, Namengebung, 13f; 367 – 403.
- RCon 1597/I, 13. Vgl. auch RCon 1686, 13; RCon 1721, 23. Ausführlicher: Dannecker, Initiationssakramente Konstanz, 171 – 173.
- „Deinde [sacerdos] petat diligenter ab obstetrice et alijs assistantibus. Ist es aber nicht gaech getauft worden?“ RCon 1597/I, 13. Gleich lautend (auch für Mädchen und mehrere Kinder): RCon 1597/I, 39; RCon 1686, 13. 39; RCon 1721, 23. 49.
- RCon 1597/I, 13. Gleich lautend (auch für Mädchen und mehrere Kinder): RCon 1597/I, 39; RCon 1686, 13. 39; RCon 1721, 23. 49. Mit „gaech“ RCon 1766, 25; RCon 1775/I, 25.
- Vgl. „Gäh-tauf“ in: H. Fischer. Schwäbisches Wörterbuch. 6 Bde und ein Nachtragsband. Tübingen 1904–1936. Zitiert als: Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, 3, 22. Dort wird die ebenfalls alte Form „Jachtauff“ belegt. Vgl. dazu H. J. Spital. Der Taufritus in den deutschen Ritualen von den ersten Drucken bis zur Einführung des Rituale Romanum. LQF 47. Münster 1968. Zitiert als: Spital, Taufe, 45; T. Vollmer. Agenda Coloniensis. Geschichte und sakramentliche Feiern der gedruckten Kölner Ritualen. Studien zur Pastoraliturgie 10. Regensburg 1994. Zitiert als: Vollmer, Agenda, 229; Probst, Kindertaufe, 150 Anm. 903.
- Vgl. „gäh“ in: Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, 3, 18f; „gach“, „gähe“ und „jach“ in: Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 4/2, Leipzig 1878; „jäh“ in: Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, bearbeitet von Elmar Seebold, Berlin u. a. 231995; „gaehe“ in: Wilhelm Müller, Mittelhochdeutsches Wörterbuch, Hildesheim 1963; „ganha“ in: Frank Heidermanns, Etymologisches Wörterbuch der germanischen Primäradjektive, Berlin u. a. 1993.
- Vgl. Dannecker, Initiationssakramente Konstanz, 174f. 268f.
- Vgl. Dannecker, Initiationssakramente Konstanz, 186–232.
- Die Einführung an der Stola ist ab 1597 nachweisbar. Weitere Einzelheiten vgl. Dannecker, Initiationssakramente Konstanz, 233 – 239.
- Vgl. Dannecker, Initiationssakramente Konstanz, 248 – 253. 260–265.
- Vgl. Dannecker, Initiationssakramente

- Konstanz, 254 – 256.
- 29 Vgl. Röm 6,1 – 14.
- 30 Vgl. Dannecker, Initiationssakramente Konstanz, 269 – 280.
- 31 Vgl. M. Langel. Der Taufort im Kirchenbau unter besonderer Berücksichtigung des Kirchenbaus im Erzbistum Köln nach 1945. Siegburg 1993, 34.
- 32 Eine kurze Information zur Balingen Friedhofskirche: Hannmann, Eckart. Die Friedhofskirche in Balingen. (Kulturdenkmale in Baden-Württemberg – Kleine Führer, Blatt 11). Stuttgart 1975.
- 33 Vgl. Dannecker, Initiationssakramente Konstanz, 281 – 286.
- 34 Vgl. Haustaufe 1806, 13.
- 35 Vgl. I. H. v. [Wessenberg (?)]. „Entwurf eines Formulars der Taufhandlung gemäß dem Ritus des Bisthums Konstanz“: Archiv für die Pastoral Konferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Konstanz 20/1 (1821) 283 – 288. Zitiert als: Taufritus 1821, 288; Anon. „Ein Formular zur Verrichtung der Taufhandlung“: Theologische Quartalschrift 5 (1823) 167 – 173. Zitiert als: Taufritus ThQ 1823, 173.
- 36 Vgl. Haßler, [Ludwig Anton]. „Auf welche Art ließe sich die Ausspendung der hl. Taufe erbaulicher, und lehrreicher machen?“. Archiv für die Pastoral Konferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Konstanz 5/1 (1806) 123 – 138. Zitiert als: Haßler, Taufe 1806, 132; Werkmeister, Dt. Ritual 1811, 19 und Werkmeister, Dt. Ritual 21831, 19.
- 37 Vgl. J. W. Strasser. „Beyträge zur Verbesserung der Kirchenagenden mit vorzüglicher Rücksicht auf das Konstanzer Diözesan-Ritual. Die Ausspendung der heil. Taufe“: Archiv für die Pastoral Konferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Konstanz 7/1 (1808) 18 – 41. Zitiert als: Strasser, Taufritus 1808, 33.
- 38 Vgl. Haßler, Taufe 1806, 151.
- 39 Vgl. Wessenberg, Ritual 1, 19. 34.
- 40 Vgl. Haustaufe 1806, 13; Haßler, Taufe 1806, 132; B. [Pracher]. Entwurf eines neuen Rituals, von einer Gesellschaft katholischer Geistlicher des Bisthums Konstanz. Mit Erlaubnis der Obern. Tübingen 1806. Zitiert als: Pracher, Neues Ritual 1806, 55 und Pracher, Neues Ritual 21 814, 195; Haßler, [Ludwig Anton]. „Versuch eines Tauf-Ritus, wenn ein katholischer Pfarrer Kinder protestantischer Eltern zu taufen hat“: Archiv für die Pastoral Konferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Konstanz 10/2 (1811)

143 – 153. Zitiert als: Haßler, evangelische Taufe 1811, 151; Werkmeister, Dt. Ritual 1811, 19 und Werkmeister, Dt. Ritual 21831, 19; Taufritus 1821, 288; Taufritus ThQ 1823, 173; Wessenberg, Ritual 1, 19. 34.

- 41 Vgl. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, VI/1, 728f. VI/2, 3086; Fischer führt in VI/2, 2735 noch *Osterhemd* als mögliche, nur wegen des Wortwitzes gewählte, und deshalb sehr unwahrscheinliche Bezeichnung an. Die Bedenken scheinen unbegründet. Zu den Bezeichnungen vgl. auch Wymann, Taufsitten, 47f.
- 42 Vgl. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, VI/1, 728. Der Begriff ist heute nicht mehr gebräuchlich.
- 43 So in Biberach, vgl. Schilling, A[ndreas], Hg. „Die religiösen und kirchlichen Zustände der ehemaligen Reichsstadt Biberach unmittelbar vor Einführung der Reformation. Geschildert von einem Zeitgenossen“. Freiburger Diözesanarchiv 19 (1887) 1 – 191. Zitiert als: Schilling, Zustände Biberach, 163. Nachweise aus dem schwäbischen Bereich der Diözese Konstanz bei Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, VI/1, 728; Nachweise für Luzern und Nidwalden, vgl. Wymann, Taufsitten, 50. Die Sitte hatte sich in der Innerschweiz zum Geschenk eines Taschentuchs verändert, in dem das frühere Christmale zu suchen ist. Der Brauch, den Täufling mit dem Taufgewand zu bekleiden, drückte die geistliche Elternschaft aus; für den Primizianten gilt ähnliches, der durch den weltlichen Vater neu eingekleidet wird.
- 44 Vgl. die Auflistung der zur Taufe bereitzuhaltenden Dinge in den Ritualien: RCon 1721, 11; RCon 1766, 23; RCon 1775/I, 23.
- 45 Vgl. Wymann, Taufsitten, 54f. 150. Der Begriff „Vesperkerze“ oder „Westerkerze“ ist in Fischer, Schwäbisches Wörterbuch nicht aufgeführt. Deshalb dürfte der Begriff eher in der Schweizerischen Bistumsanteilen Konstanz' gebraucht worden sein. Vgl. zu den übrigen Zeugnissen Dannecker, Initiationssakramente Konstanz, 292 – 297.
- 46 Vgl. Meyer, Badisches Volksleben, 26. 29; HWDA 7, 1068. Das Böllerschießen ist heute (2004) vereinzelt noch üblich. Ich habe es bei Taufen (und Hochzeiten) in den Pfarreien Schömberg, Schörzingen, Rosswangen und Ratshausen im Dekanat Balingen (Diözese Rottenburg-Stuttgart) erlebt. Die Jahrgänger des Vaters ehren diesen mit dem Schießen. Als Dank gebührt ihnen eine Einladung zum Umtrunk.

DAS AKTUELLE BUCH

Tübingens Geschichte

Von der alemannischen Besiedlung des fünften und sechsten Jahrhunderts bis hin zur Gegenwart spannt sich der Bogen der Geschichte Tübingens. Zum ersten Mal überhaupt wird sie in diesem Buch umfassend beschrieben. Wichtige Stationen werden dabei ebenso geschildert, wie die Rolle Tübingens als Musensitz, als Hort der Wissenschaft und als heimliche zweite Hauptstadt in Württemberg.

Daneben erzählt dieses Buch spannend vom Leben in der Oberen und in der Unteren Stadt, von Professoren und Gogen, von revolutionären Jakobinern und von weltberühmten Studenten im nicht minder berühmten evangelischen Stift.

Informativ, spannend und fundiert zeichnen die Autoren die Geschichte der Neckarstadt nach und gedenken natürlich auch derer, die den Ruf Tübingens als Stadt der Dichter, Denker und Wissenschaftler begründet, gefördert und verbreitet haben: Friedrich Hölderlin, Ludwig Uhland, Georg Wilhelm Friedrich Hegel oder in jüngster Zeit Inge und Walter Jens, Hans Küng oder die Nobelpreisträgerin Christiane Nüsslein-Volhard.

Das leibevoll gestaltete Buch präsentiert knapp und dennoch profund eine Tübinger Stadtgeschichte, die auch Kennern Neues präsentiert. Außerdem ist das Werk gut lesbar und eignet sich durchaus auch als kurzweilige Lektüre. Trotzdem haben die Autoren auf ein umfassendes Quellen- und Literaturverzeichnis nicht verzichtet, so dass die an der historischen Entwicklung Tübingens Interessierte genügend weiterführende Literatur finden. Über 100 Abbildungen laden auch zu einem visuellen Gang durch die Tübinger Stadtgeschichte ein.

INFO

Wilfried Setzler, Benigna Schönhagen, Hans-Otto Binder: Kleine Tübinger Stadtgeschichte. 232 Seiten, 123 meist farbige Abbildungen, fester Einband, 19,90 Euro. Erschienen im Silberburg-Verlag Tübingen.

Münsingen und Buttenhausen

Wilfried Groh leitet Exkursion am 20. Mai

Die Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb unternimmt am 20. Mai eine Exkursion unter Leitung von Wilfried Groh nach Buttenhausen und auf den ehemaligen Truppenübungsplatz Münsingen zum „Alten Lager“ und dem ehemaligen Dorf Gruorn.

Im einst reichsritterschaftlichen Buttenhausen siedelte seit 1787 Philipp Freiherr von Liebenstein Juden an, nachdem er zuvor erfolgreich Juden an seinem Stammsitz Lebenhausen ansiedelte. In einer Führung durch die ständige Ausstellung in der Bernheimer'schen Realschule erfahren die Teilnehmer Details über das Schicksal der jüdischen Gemeinde in Buttenhausen.

Ein historischer Rundgang führt dann zum jüdischen Friedhof und zum Geburtshaus von Matthias Erzberger (1875 bis 1921), wo eine Erinnerungsstätte für diesen bedeutsamen Wegbereiter der deutschen Demokratie eingerichtet wurde. Der aus einfachen Verhältnissen stammende und gelehrte Volksschullehrer wurde 1903 als Vertreter des katholischen Zentrums in den Reichstag gewählt. Er musste als deutscher Delegationsleiter den Waffenstillstand von Compiègne unterzeichnen. Als Finanzminister der Weimarer Republik führte er die Reichsfinanzreform durch, die in Grundzügen noch heute Bestand hat. Am 26. August 1921 wurde er Opfer eines politischen Mords durch ehemalige Offiziere bei Bad Griesbach im Schwarzwald.

Nach dem Mittagessen im „Äbler“ in Münsingen geht es zum denkmalgeschützten „Alten Lager“, wo Ausflügler von der Traditionsgemeinschaft Tr.Ü.Pl.

Münsingen geführt wird. Nach Gründung des zunächst 3669 Hektar großen Platzes im Jahre 1895 wurde 1897 das „Alte Lager“ durch den Stuttgarter Architekten Maerklin errichtet. Besonders sehenswert ist dabei die denkmalgerecht restaurierte ehemalige „Offiziersspiseanstalt“. 1996 wurde das „Alte Lager“ in die Liste der Kulturdenkmale Baden-Württembergs aufgenommen.

Danach geht die Exkursion weiter zu den Überresten von der früheren Gemeinde Gruorn. Dieses altehrwürdige Dorf fiel der Erweiterung des Truppenübungsplatzes im „Dritten Reich“ zum Opfer. Von 1937 bis 1939 wurden die Bewohner zwangsweise umgesiedelt. Seit 1967 bemühten sich ehemalige Gruörner, wenigstens die Kirche und den Friedhof vor dem endgültigen Verfall zu bewahren. Beim „Komitee zur Erhaltung der Kirche in Gruorn“ werden die Teilnehmer noch im alten Schulhaus eine Schlusseinkehr halten.

Abfahrt des Busses für diese Exkursion ist um 7.15 Uhr in Ebingen, Omnibusbahnhof und um 7.45 Uhr in Balingen bei der Stadthalle. Bedarfszusteige in Lautlingen und Hechingen. Rückkehr in Balingen gegen 20.30 Uhr.

INFO

Anmeldung bei Geschäftsführer Erich Mahler, Mörikeweg 6, 72379 Hechingen, Telefon 07471/ 15540, Fax - 12283.

Die Autoren dieser Ausgabe

Gudrun Stoll
ZOLLERN-ALB-KURIER
Grünwaldstr.15
72336 Balingen

Dr. Peter Thaddäus Lang
Stadtarchiv Albstadt
Postfach 125
72422 Albstadt

Dr. Klaus Peter Dannecker
Theologische Fakultät Trier
Deutsches Liturgisches Institut
Weberbach 72a
54290 Trier

Herausgegeben von der
Heimatkundlichen Vereinigung
Zollernalb

Vorsitzender:
Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Erich Mahler, Mörikeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 53

31. Mai 2006

Nr. 5

In Balingen wurde einst Lohkäs gebacken

Beziehungen zu lokaler Redensart, die langsam in Vergessenheit gerät – Von Waldemar Rehfuss



Wurde früher als Brennstoff genutzt: der Baling' Lohkäs. FOTO: REHFUSS

Alte Sprichwörter und Redensarten unserer Vorfahren kommen langsam aber sicher in Vergessenheit. Sie werden nicht mehr „gepflegt“. Dafür nehmen wir leider zu gerne fremdländische Vokabeln in unseren Sprachschatz auf. Es musste erst ein Verein gegründet werden, damit wenigstens schriftlich etwas an unsere Nachkommen überliefert wird.

Wenn nun früher ein besonders Schlauer mit seiner Weisheit andere überzeugen wollte, konnte es passieren, dass ihm mit folgender Redewendung entgegnet wurde: „Schwätz no koan Lohkäs.“ Diese Redensart kann vereinzelt bei Alt-Balingern noch angewandt und gehört werden.

Wie so oft beim Gebrauch überlieferter Sprüche macht man sich über die Entstehung, auch dieser Ausdrucksweise, nur selten einmal Gedanken. Dies soll nun im Folgenden hier geschehen:

Als zwischen Mühlkanal und Eyach sich noch die Werkstatt des letzten Baling' Rotgerbers Georg Rehfuss befand, war ich oft sein „Gehilfe“. In meiner frühesten Jugend war die Gerberei noch in Betrieb. Die Erdgruben waren mit Häuten bestückt. Dass ich damals auch bei der Herstellung des Lohkäs beteiligt war, ist mir noch in guter Erinnerung. Doch lassen wir Gerbermeister Rehfuss mit seiner Erklärung zur Herstel-

lung, des wegen seiner Limburger Käseform nur Lohkäs genannten Produkts genannt, folgen:

„Nach jedem Gerbprozess muss die Lohe (vorwiegend aus der glatten Rinde der jungen Trauben- und Stieleiche sowie der Fichtenrinde) erneuert werden, weil dann der Gerbstoff verbraucht ist. Die ursprünglich braune Farbe ändert sich mit der raschen Zersetzung beinahe in schwarze. In einer großen Abfallgrube wird die gebrauchte Lohe gesammelt.

Sobald sich im Frühjahr wärmere Witterung einstellt, beginnt für einige Tage als Nebenproduktion die Lohkäs-Herstellung. Dazu wird die Lohe auf breite Steinfliesen geschaufelt, mit Wasser angefeuchtet und mit den Füßen getreten, bis ein gut durchgekneteter Teig entsteht. Alt und Jung marschierten im Gänsemarsch durch diese Masse. (Für uns Kinder ein herrliches Vergnügen, wenn der Teig so richtig zwischen den Zehen durchquillt / – eigenes Erleben d. Verf.). Dieser Lohteig wird mit einem Schöpfelchen in runde Blechmodel vom Durchmesser eines Ofenrohres gefüllt und mit den Füßen festgestampft, so dass die Blechform gleich wieder entfernt werden kann, während die noch feuchten Lohkuchen auf Latten in den so genannten „Lohkäs-Rahmen“ gelangen.

Der Trockenprozess dauert bei günstiger Witterung ein Vierteljahr, dann setzt im Herbst noch einmal eine

Lohkäs-Saison ein. Das Fertigerzeugnis kommt im Heizwert etwa dem Torf gleich. Vor hundert und mehr Jahren, als die Kohlenfeuerung noch wenig eingeführt war, gab es in den Gerberstädten der Alb und des Schwarzwaldes noch allgemein den Lohkäs als zusätzlichen Brennstoff. Vor allem schätzten ihn die Metzgereien zum Räuchern von Fleisch und Wurst; als Häutelieferanten erhielten sie ihn zum Vorzugspreis. In wirtschaftlichen Wohlstandsperioden ging die Nachfrage nach Lohkäs stark zurück, und nur in Notzeiten besann man sich wieder auf dieses Ersatzbrikett. Selbst in der Schweiz, die es eigentlich nicht nötig hatte, wurde dieses einfache Heizmaterial hergestellt. Dort mischte man die ausgediente Lohe sogar mit Obstresten. In Norddeutschland, wo ich meine Meisterjahre zubrachte, haben die Lohkuchen eine viereckige Form. In manchen schwäbischen Gerberwerkstätten, wie z. B. Metzingen, Nagold oder Altensteig, hat man für die Lohkäs-Fabrikation besondere Maschinen. In Balingen hatten wir für unseren Lohkäs keine Absatzsorgen, weil wir ihn überwiegend für den eigenen Bedarf verwendet haben.“ Zur Erinnerung an die vor über 60 Jahren abgeschlossene „Baling' – Lohkäs-Fabrikation“ habe ich mir damals noch rechtzeitig ein Original erhalten. Wie lange die Redensart noch in Gebrauch ist, ist nur noch eine Frage der Zeit.

„Pfarrer hält sich übel“

Süddeutsche Dorfgeistliche der katholischen Kirche im 16. Jahrhundert – Von Dr. Peter Thaddäus Lang, Schluss

Würzburg 1593

Im Laufe des 17. Jahrhunderts sollte sich das Verhalten der Priester dann weiter an das Ideal des oben erwähnten Konzils von Trient annähern – eine Folge der Ausbildung in den neu geschaffenen Priesterseminaren, durch welche ganz augenscheinlich die Leitlinien des Konzils wirksam vermittelt wurden⁴⁸. Im Bistum Würzburg ist geradezu mit Händen zu greifen, wie sich die Kirchenreform vom Groben zum Feinen und von außen nach innen bewegte. Sobald äußeres Erscheinungsbild und Lebenswandel nicht mehr viel Anlass zu Tadel gaben, hatten die Kirchenoberen ein schärferes Auge auf den spirituellen Bereich⁴⁹.

Im Bistum Würzburg wurde ab 1593 nach den gottesdienstlichen Handlungen jenseits der Sonntagsmesse geforscht, also nach Werktagsmesse und Vespertgottesdienst, nach Katechismusunterricht und nach den Ritualen des Totengeleits. Die Visitatoren stießen auf Nachlässigkeit und Versäumnisse allenthalben, insbesondere beim Katechismusunterricht. Für die Katechismus-Misere trugen die Seelsorger keine unmittelbare Verantwortung: Die Jugend blieb dem Unterricht im Sommer wegen der Erntearbeiten fern und im Winter, weil die Schulräume nicht heizbar waren. Dieses Problem blieb noch weit über die Echterzeit hinaus ungelöst. Den Vespertgottesdienst ließen viele Pfarrer ausfallen, weil ihnen die hierfür notwendigen liturgischen Bücher fehlten. Solcher Knappheit wirkte 1602 die Herausgabe neuer liturgischer Bücher im Bistum Würzburg entgegen, woraufhin dieser Mangelpunkt im Laufe der nächsten Jahre allmählich verschwand. Bei den Ritualen des Totengeleits und beim Werktagsgottesdienst besserte sich die Lage allerdings erst zwanzig Jahre später⁵⁰.

Würzburg 1597

1597 folgte ein weiterer Reformschritt: Der Würzburger Oberhirte ließ die Beichtgewohnheiten seiner Priesterschaft erkunden. Wie zu erwarten, mit wenig erfreulichem Ergebnis. Den Klerikern war offensichtlich der Gedanke fremd, dass man einen festen Beichtvater als geistlichen Mentor haben könne. Wenn sie überhaupt einmal beichteten, dann hatte dieses Unternehmen häufig ein wallfahrtartiges Ausmaß. Durch das energische Drängen der Kirchenleitung verdoppelte sich indes die Beichthäufigkeit innerhalb weniger Jahre und stieg von zwei- bis dreimal pro Jahr auf sechs- bis achtmal. Mit zunehmender Beichthäufigkeit musste sich zwangsläufig die geographische Distanz zum Beichtvater verringern, denn sonst wären die Geistlichen im Extremfall nur noch auf Reisen gewesen.

Bei dieser Entwicklung ist eine Beliebtheits-Skala der Beichtväter in Umrissen erkennbar: Hoch in der Gunst klerikaler Beichtkinder standen Franziskaner und Dominikaner, gefolgt von allen anderen Orden, die in der Reichweite der jeweiligen Pfarreien über Niederlassungen verfügten. Die Amtsbrüder aus den eigenen Reihen waren hingegen seltener gefragt⁵¹.

Wenig später dann richteten die Würzburger Visitatoren ihr Augenmerk auf den Bücherbestand in den Pfarrhäusern, wobei sie ihre Messlatte denkbar niedrig anlegten – die Bemerkung „zu wenig“ in den Protokollen bedeutete sieben Bücher und darunter. Trotzdem kommt bei diesem Resultat keineswegs Freude auf: Im Würzburger Dekanat Gerolzhofen gehörten drei Viertel der Visitierten in diese traurige Kategorie; viele besaßen nicht einmal eine Heilige Schrift; im Würzburger Dekanat Mergentheim bestand die größte Pfarrhausbibliothek gerade mal aus armseligen zehn Büchern. Ihrem Inhalt nach handelte es sich dabei überwiegend um Bibel-Interpretationen und Predigtsammlungen aus dem 16. Jahrhundert⁵².

Ausblick

Damit haben wir aber das 16. Jahrhundert schon längst verlassen. Es wird jedoch an diesem Punkt gewiss deutlich geworden sein, dass die Reformen im Bistum Würzburg in der Zeit des großen Reformbischofs Julius Echter von Mespelbrunn mit System und großer Energie vorangetrieben worden waren, wobei der Erfolg nicht ausblieb. Freilich darf die Würzburger Entwicklung nicht verallgemeinert werden, denn es han-

delt sich hier um einen geradezu musterhaften Ausnahmezustand. Am anderen Ende der Skala mag – unter anderem – vielleicht das Bistum Konstanz stehen, in dessen Sprengel auch unsere Region lag. Dort wurde zwar auch seit 1574 visitiert; der Erfolg ließ am Jahrhundertende indes noch auf sich warten⁵³.

In jedem Falle aber ist festzuhalten: Um 1600 hatte das Räderwerk der vom Trienter Konzil ausgehenden, innerkatholischen Reform überall seine Tätigkeit aufgenommen; die mangelträchtige Talsohle der Reformationszeit war definitiv durchschritten. In der alsbald aufscheinenden Barockzeit sollte die katholische Kirche dann zu neuer, triumphaler Größe gelangen.

ANMERKUNGEN

- 1 Albert Braun: Der Klerus des Bistums Konstanz im Ausgang des Mittelalters. Freiburg/Br. 1938. S. 79 – 91. – Franz-Cuno Ingelfinger: Die religiös-sittlichen Verhältnisse im heutigen Württemberg am Vorabend der Reformation. Stuttgart 1939. S. 50. – Peter Schmidt: Die Priesterausbildung. In: Elmar Kuhn/Eva Moser u. a. (Hg.): Die Bischöfe von Konstanz Bd. I: Geschichte. Friedrichshafen 1988. S. 135 – 142; 135.
- 2 Braun (wie Anm. 1) S. 97. – Ingelfinger (wie Anm. 1) S. 50.
- 3 Dies ergibt sich aus dem bei Ingelfinger (wie Anm. 1) S. 50 Anm. 36 zusammengestellten Zahlenmaterial.
- 4 Friedrich Wilhelm Oediger: Um die Klerusbildung im Mittelalter. In: Historisches Jahrbuch 50 (1930) S. 145 – 188. – Braun (wie Anm. 1) S. 99f. – Ingelfinger (wie Anm. 1) S. 49.
- 5 Ingelfinger (wie Anm. 1) S. 48. – Peter Thaddäus Lang: Würfel, Wein und Wettersegen. Klerus und Gläubige im Bistum Eichstätt am Vorabend der Reformation. In: Volker Press/Dieter Stievermann (Hg.): Martin Luther – Probleme seiner Zeit (Spätmittelalter und Frühe Neuzeit Bd. 16). Stuttgart 1986. S. 219 – 243; 229.
- 6 Gustav Schnürer: Kirche und Kultur im Mittelalter Bd. 3 Paderborn 1926. S. 248. – Ludwig Andreas Veit/Ludwig Lenhart: Kirche und Volksfrömmigkeit im Zeitalter des Barock. Freiburg/Br. 1956. S. 87. – Eine überreiche Fülle anschaulicher Beispiele hierfür in: Hermann Watzl (Hg.): Flucht und Zuflucht. Das Tagebuch des Priesters Balthasar Kleinschroth aus dem Türkenjahr 1683 (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich Bd. 8). Granz-Köln 1956.
- 7 Beispielsweise Stadtarchiv Ulm A 3531 (Register zu den Ratsprotokollen) unter „Verwundungen“. Auch die Lebensbeschreibungen des Götz von Berlichingen geben ein äußerst plastisches Bild von der weit verbreiteten Rauflust in der Reformationszeit.
- 8 Ernst Walter Zeeden: Deutsche Kultur in der Frühen Neuzeit. Frankfurt/M. 1968. S. 177 – 182.
- 9 Ebd. S. 163 – 167. – Bernd Roeck: Lebenswelt und Kultur des Bürgertums in der frühen Neuzeit (Enzyklopädie deutscher Geschichte Bd. 9). München 1991. S. 28f.
- 10 Zeeden (wie Anm. 8) S. 282. – Roeck (wie Anm. 9) S. 104.
- 11 Vgl. den Diskussionsbeitrag von Peter Thaddäus Lang in: Hans-Eugen Specker (Hg.): Stadt und Kultur (Stadt in der Geschichte Bd. 11). Sigmaringen 1983. S. 153. – Roeck (wie Anm. 9) S. 103. – Norbert Elias: Über den Prozess der Zivilisation 1. Bd. Frankfurt/M. 1989. S. 223.
- 12 Peter Thaddäus Lang: Die Kirchenvisitationsakten des 16. Jahrhunderts und ihr Quellenwert. In: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 6 (1987). S. 133 – 153; 144 – Roeck (wie Anm. 9) S. 30.
- 13 Elias (wie Anm. 11) S. 194 – 213.
- 14 Ebd. 175 – 194.
- 15 Ebd. S. 243.
- 16 Ebd. S. 242.
- 17 Erwin Gatz (Hg.): Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts Bd. 1: Die Bistümer und ihre Pfarreien. Freiburg/Br. 1991. S. 45.
- 18 Karl Schulz: Die niedere Weltgeistlichkeit in der Zimmerschen Chronik. Diss phil. Halle 1924.
- 19 Thomas Paul Becker: Konfessionalisierung in Kurköln. Untersuchungen zur Durchsetzung der katholischen Reform in den Dekanaten Ahrgau und Bonn anhand von Visitationsprotokollen 1583 – 1761 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bonn Bd. 43). Bonn 1989. S. 34 – 38.
- 20 Ernst Walter Zeeden/Peter Thaddäus Lang (Hg.): Repertorium der Kirchenvisitationsakten aus dem 16. und 17. Jahrhundert in Archiven der Bundesrepublik Deutschland Bd. 1: Hessen. Stuttgart 1982. S. 43, 199, 200 („gemeine Dienste“), 202, 207, 208.

- 21 Philippe Ariès: Geschichte des Todes. München 1980. S. 83 – 94.
- 22 Lang, Würfel, Wein und Wettersegen (wie Anm. 5) S. 220. Zum Visitationswesen und seiner Geschichte vgl. neuerdings Peter Thaddäus Lang, Visitationsprotokolle und andere Quellen zur Frömmigkeitsgeschichte. In: Michael Maurer (Hrsg.), Aufriss der Historischen Wissenschaften, Bd. 4: Quellen. Stuttgart 2002. S. 302 – 324.
- 23 Ebd. S. 200 – 222. Bei Drucklegung meiner Schule über das Eichstätt Visitationsprotokoll war noch nicht erschienen: Paul Mai/Marianne Popp (Hg.): Das Regensburger Visitationsprotokoll von 1508. In: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 18 (1984) S. 7 – 316. Diese Quelle erreicht jedoch bei weitem nicht die Informationsdichte des Eichstätt Textes. Vielmehr stehen bei dem Regensburger Aktenstück die materiellen Gesichtspunkte ausnehmend stark im Vordergrund, wie das ja auch sonst bei den erhaltenen spätmittelalterlichen Visitationsakten aus dem deutschsprachigen Raum die Regel ist. – Vgl. Lang, Würfel, Wein und Wettersegen (wie Anm. 2) S. 200. Unter die genau 1000 Pfarreien, welche in der Regensburger Quelle genannt sind, zählen auch die vakanten Stellen (z. B. Nr. 841, 848, 919). Die häuslichen Verhältnisse beispielsweise fallen dem Visitator nur sporadisch und eher zufällig ins Auge. Im Bistum Eichstätt hingegen mussten die Priester eine lange und sehr gründliche Untersuchung über sich ergehen lassen. Die von Paul Mai aus der von ihm edierten Quelle eruierten Konkubinarierzahlen sind zudem höchst fehlerhaft und unvollständig. Von den S. 22 Anm. 9 aufgelisteten 78 Belegen sind zwei unzutreffend (Nr. 253 und 373), doch kommen andererseits weitere 121 (sic!) hinzu, nämlich die Nummern 33, 34, 35, 37, 60, 86, 109, 123, 159, 161, 171, 176, 177, 197, 280, 282, 287, 303, 304, 319, 341, 342, 343, 347, 362, 363, 364, 367, 381, 391, 418, 423, 427, 441, 444, 466, 472, 476, 478, 486, 494, 495, 505, 526, 529, 531, 532, 534, 540, 541, 560, 582, 587, 595, 599, 604, 624, 635, 641, 645, 681, 687, 688, 694, 697, 699, 710, 712, 713, 714, 734, 741, 745, 777, 786, 792, 793, 794, 795, 796, 800, 801, 815, 816, 820, 822, 833, 836, 839, 847, 857, 860, 865, 870, 877, 880, 881, 883, 885, 886, 889, 892, 895, 896, 899, 904, 905, 910, 911, 912, 918, 920, 922, 926, 952, 979, 982, 986, 989, 992. Nun ist aber der Gipfel wissenschaftlicher Akkumulation keinesfalls erreicht, wenn Mai in der Einführung seiner Edition meint, zu dem Schluss kommen zu müssen, es „lebten nur ein knappes Zehntel mit einer Konkubine zusammen“ (S. 22). Vgl. auch Paul Mai/Marianne Popp (Hg.): Das Regensburger Visitationsprotokoll von 1526. In: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 21 (1987) S. 23 – 314; 38. Die Zahl der Konkubinarier ist füglich nicht mit der Zahl 1000, sondern – korrekterweise – mit der Gesamtzahl derjenigen in Relation zu setzen, über deren häusliche Gegebenheiten etwas ausgesagt ist. Daraus ergibt sich nämlich, dass 199 Konkubinarier 165 Nichtkonkubinariern gegenüber stehen, oder, relativ gesehen, dass der Prozentsatz der Konkubinarier bei 55 Prozent liegt! – Eine Zahl übrigens, die sich durchaus in der Größenordnung der Eichstätt Quelle bewegt.
- 24 Peter Thaddäus Lang: Würfel, Wein und Wettersegen (wie Anm. 5) S. 223 – 224.
- 25 Ebd. S. 224 – 225.
- 26 Ebd. S. 225.
- 27 Ebd. S. 225 – 226.
- 28 Ebd. S. 228.
- 29 Ebd. S. 226 – 228.
- 30 Ebd. S. 230.
- 31 Ebd.
- 32 Ebd. S. 231 – 232.
- 33 Ebd. S. 235 – 236.
- 34 Das von Paul Mai edierte Regensburger Visitationsprotokoll von 1526 (in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 21 (1987) S. 23 – 314) bietet wesentlich weniger Sachaussagen zur Amts- und Lebensführung des Klerus als das Regensburger Protokoll von 1508 und kann deshalb in diesem Zusammenhang übergangen werden.
- 35 Anton Landersdorfer: Das Bistum Freising in der Bayerischen Visitation des Jahres 1560 (Münchner Theologische Studien, I. Historische Abteilung, 26 Bd.). St. Ottilien 1986.
- 36 Ebd. S. 101.
- 37 Ebd. S. 102.
- 38 Ebd. S. 103 – 105. Landersdorfer setzt die Zahl der Konkubinarier (163) in Beziehung zu der Gesamtzahl der Visitierten (418), ohne in Rechnung zu stellen, dass in 165 Fällen keine Auskunft zu diesem Thema

vorliegt. Von den übrigen 253 Fällen ausgehend, kommt man auf 64,4 Prozent.

39 Am ausführlichsten über Julius Echter – und in vieler Hinsicht nicht überholt: Götz von Pölnitz: Julius Echter von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg und Herzog von Franken (1573 – 1617) (Schriftenreihe zur bayerischen Geschichte Bd. 17). München 1934.

40 Zur administrativen Seite der Echanterschen Kirchenreform Haus-Eugen Specker: Die Reformtätigkeit der Würzburger Fürstbischöfe Friedrich von Wirsberg (1558 – 1573) und Julius Echter von Mespelbrunn. In: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 27 (1965) S. 29 – 125. – Vgl. außerdem: Friedrich Merzbacher (Hg.): Julius Echter und seine Zeit. Würzburg 1973. – Peter Baumgart (Hg.): Vierhundert Jahre Universität Würzburg. Eine Festschrift. Neustadt/A. 1982.

41 Vfl. Hans-Eugen Specker: Nachtridentinische Visitationen im Bistum Würzburg als Quelle für die katholische Reform. In: Ernst Walter Zeeden/Hansgeorg Molitor (Hg.): Die Visitation im Dienst der katholischen Reform (Katholisches Leben und Kirchenreform 24/25). Münster/W. 1977. S. 37 – 48. –

Peter Thaddäus Lang: Die tridentinische Reform im Landkapitel Gerolzhofen. Kirchliches Leben im Spiegel der Visitationsberichte 1574 – 1619.

42 Lang: Gerolzhofen (wie Anm. 41) S. 246, 248.

43 Diese Aussage beruht auf den Angaben der Visitationsakten für die Landkapitel Gerolzhofen (im Diözesanarchiv Würzburg) und Mergentheim (im Diözesanarchiv Rottenburg).

44 Lang: Gerolzhofen (wie Anm. 41) S. 249 Anm. 34.

45 Peter Thaddäus Lang: Die tridentinische Reform im Landkapitel Mergentheim bis zum Einfall der Schweden 1631. In: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 1 (1982) S. 143 – 171; 148.

46 Paul Mai und Marianne Popp gehen in die Irre, wenn sie „familia“ mit der modernen Kleinfamilie gleichsetzen – vgl. Paul Mai/Marianne Popp (Hg.): Das Regensburger Visitationsprotokoll von 1508 (wie Anm. 23) S. 29.

47 Lang: Mergentheim (wie Anm. 45) S. 149. – Ders.: Gerolzhofen (wie Anm. 41) S. 249.

48 Johannes Meier: Die katholische Erneuerung des Würzburger Landkapitels Karlstadt im Spiegel der Landkapitelsversammlungen und Pfarreivisitationen 1579 – 1624. In: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 33 (1971) S. 51 – 125; 81.

49 Johannes Meier: Karlstadt (wie Anm. 48) S. 78. – Lang: Mergentheim (wie Anm. 47) S. 166. – Ders.: Gerolzhofen (wie Anm. 41) S. 265.

50 Lang: Gerolzhofen (wie Anm. 41) S. 25f. – Vgl. auch Ders. Mergentheim (wie Anm. 45) S. 152.

51 Lang: Gerolzhofen (wie Anm. 41) S. 250f. – Ders. Mergentheim (wie Anm. 47) S. 150f.

52 Johannes Meier: Karlstadt (wie Anm. 48) S. 91f. – Lang: Mergentheim (wie Anm. 45) S. 150. – Ders.: Gerolzhofen (wie Anm. 41) S. 251.

53 Jörn Sieglerschmidt: Der niedere Klerus um 1600. Eine vergleichende Untersuchung am Beispiel des Landdekanats Engen. In: Elmar Kuhn/Eva Moser u. a. (Hg.): Die Bischöfe von Konstanz Bd. I: Geschichte. Friedrichshafen 1988. S. 110 – 124. – Peter Thaddäus Lang: Die Statuten des Landkapitels Ebingen aus dem Jahre 1755. In: Freiburger Diözesan-Archiv 113 (1993) S. 177 – 199; Ders., Die tridentinische Reform im Landkapitel Ebingen. In: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 14 (1995) S. 213 – 237.

Die Tauffeier im ehemaligen Bistum Konstanz

Überlieferte Bräuche und Gepflogenheiten – Von Dr. Klaus Peter Dannecker, Teil 4

Im ersten Teil dieser Artikelserie haben wir das Brauchtum vor der eigentlichen Feier der Taufe in der Kirche beschrieben. Der zweite und dritte Teil befasste sich mit der Tauffeier selber. Der vorliegende abschließende Teil zur Taufe befasst sich mit dem Brauchtum nach der Tauffeier.

Die Tauffeier war mit einem reichen Kranz an Gebräuchen umgeben. Nach Abschluss der Tauffeier, aber in unmittelbarem zeitlichen und inhaltlichen Zusammenhang sehen manche Konstanzer Ritualien (i. F. abgekürzt „RCon“) „offizielle“ Riten vor; daneben gab es viele „inoffizielle“ Gewohnheiten, die lokal sehr unterschiedlich ausgeprägt waren und nur sporadisch überliefert sind.

„Offizielle“ Riten nach der Taufe

Ausschließlich in den Konstanzer Ritualien von 1570 und 1597/I war nach den Taufordines unter der Überschrift „Ad deponendas albas, vulgo Westerhemdlin dictas, et ablutionem Chrismatis infantis baptizati.“ ausgeführt, wie die Taufkappe, die das Taufkleid vertrat, abgenommen und der Ablutionswein gereicht wurde.¹ Das Obsequiale spiegelt aber nicht unbedingt die Praxis wieder, denn schon vor und noch lange nach der Aufnahme in das Obsequiale waren die rituelle Abnahme des Taufkappchens und die Reingung der Ablution in der Diözese Konstanz zumindest lokal in Übung. Beide Riten sind oft miteinander vollzogen worden; ab und zu sind sie mit der Aussegnung der Mutter verbunden worden.²

Die Abnahme des Taufkleides und das Abwischen des Chrisams

Die Abnahme des Taufkleides wurde in der Schweiz und in Süddeutschland mit dem heute abgegangenen Wort „Entwestern“ bezeichnet. Der dazu auch verwendete Begriff „Westerlege“ bezog sich eher auf das Fest, das mit dem Abnehmen des Taufkleides verbunden war. Beide Begriffe lassen sich als Komposita des lat. *vestis* oder ahd. *Wester* ausmachen, die das Taufgewand oder sogar die Taufe an sich bezeichneten.³ In bestimmten Gebieten wurde sogar der Sonntag nach Ostern als *Westerlegin* bezeichnet.⁴ Der in den RCon 1570 und 1597/I genannte volkssprachliche Begriff *Westerhemdlin* ist die Bezeichnung für das Taufkleid bzw. die Taufkappe, die auf deren Abnahme übergegangen war.⁵

Schon das Konstanzer Pontifikale aus dem 11. Jahrhundert erwähnt am Samstag nach Ostern die in der Osternacht Getauften und Weißgewandeten, die ihre weißen Kleider ablegen.⁶

Ein weiteres frühes Zeugnis für das „Entwestern“ in der Diözese Konstanz ist eine Ravensburger Verordnung von 1380. Ihre Grundintention liegt darin, eine übergroße Festlichkeit bei Gelegenheit der Abnahme des Taufkleides zu unterbinden.⁷ Ein weiteres Zeugnis

stammt aus dem vorreformatorischen Biberach. Dort ist Anfang des 16. Jahrhunderts der Ritus des „Entwesterns“, also der Abnahme des Taufkleides geübt worden: Drei Tage nach der Taufe hat die Hebamme das Kind zur Kirche gebracht. Nachdem der Priester in der Messe kommuniziert hatte, entwesterte er das Kind.⁸

Das „Entwestern“ erscheint zum ersten Mal 1570 im Konstanzer Obsequiale unter der Überschrift „Ad deponendas albas, vulgo Westerhemdlin dictas, et ablutionem Chrismatis infantis baptizati.“⁹ Nach einer kurzen Einleitung, die die frühere Gepflogenheit in Erinnerung ruft, nach der die Neugeborenen ihre Taufkleider nach der Taufe acht Tage lang trugen, wird das „Entwestern“ in Konstanz geschildert. Das Taufkleid bzw. das Taufkappchen kann am zweiten oder dritten Tag nach der Taufe abgenommen werden, um den Kopf des Kindes nicht zu gefährden. Man bringt das Kind also zum Priester, der das Taufkappchen abnimmt und dabei folgende Oratio spricht:

„Herr, Gott, Schöpfer und Erlöser des Menschengeschlechtes, wir bitten dich: Gieße diesem Diener *oder* dieser Dienerin, der *oder* die durch das Taufwasser wiedergeboren wurde, die Nüchternheit des Geistes und des Leibes ein, damit, wenn ihm das Taufkleid abgenommen wird, die Ankunft des Heiligen Geistes in ihm *oder* ihr alle Sünden jetzt und immer auslösche. Durch unseren Herrn Jesus Christus, deinen Sohn.“¹⁰

Die Beschreibung des „Entwesterns“ im RCon 1570 lässt verschiedene Fragen offen: Wer brachte das Kind zur Kirche? Wann wurden die Kinder tatsächlich „entwestert“? Erfolgte das „Entwestern“ zu einem beliebigen Zeitpunkt oder in Zusammenhang mit der Messe? Wie wird das Kind während der Abnahme gehalten und von wem? Etwas Licht in diese Fragen bringt das oben schon aufgeführte, freilich etwas ältere Zeugnis aus Biberach. Aus der Überschrift im RCon 1570 geht außerdem hervor, dass mit der Abnahme des Taufkappchens (das ja die Funktion des Chrismales hatte¹¹) das Abwischen des mit Chrisam gesalbten Scheitels verbunden war. Die Beschreibung des Ritus lässt nicht erkennen, wie dies von Statten ging. Diese unpräzisen Angaben zum „Entwestern“ sind kein Einzelfall, sondern eher die Regel, wie ein Vergleich mit den Ritualien benachbarter Bistümer zeigt.¹²

Aus dem Vergleich mit anderen Zeugnissen können wir erschließen, dass das „Entwestern“ vielfach am dritten Tag nach der Taufe erfolgt sein dürfte.¹³ Wegen des noch zu zeigenden Zusammenhangs mit dem Reichen des Ablutionsweines wurde es vermutlich während einer Messfeier nach der Kommunion vorgenommen.¹⁴

Die Ausgabe des RCon von 1597/I stellte das „Entwestern“ unter die Überschrift „Ordo Deponendi Albas, Vulgo Westerhemdlin Dictas, Abluendi Chrisma, et porrigendi vinum ablutionis.“¹⁵ Schon die Überschrift zeigt, dass das „Entwestern“ mit dem Reichen des Ablutionsweines, das wir in einer der nächsten Fol-

gen über die Erstkommunion beschreiben, zusammen gewachsen war. Die Einleitung zur Beschreibung der Abnahme des Taufkleides ist gegenüber dem RCon 1570 erweitert und bestimmt, dass das Taufkappchen sofort nach der Taufe oder am ersten, zweiten oder dritten Tag danach abgenommen werden kann, je nach der örtlichen Gewohnheit, da es kein positives Gesetz dafür gebe. Überraschenderweise spricht der Priester ein anderes Begleitwort als in der Vorgängerausgabe. Es lautet bei der Abnahme des Taufkappchens:

„Die Abnahme des Taufkappchens
gieße dir den Heiligen Geist ein.
Im Namen des Vaters und des Sohnes
und des Heiligen Geistes. Amen.“

Danach wischt der Priester das Chrisam mit einem befeuchteten Lappen oder Watte ab und spricht dazu:

„Das Abwischen des Chrisams schenke dir Heil.
Im Namen des Vaters und des Sohnes
und des Heiligen Geistes. Amen.“¹⁶

Die Nähe des zweiten Teils zum Text im Baseler Ritual von 1488 ist bemerkenswert.¹⁷ Die Erweiterung könnte also auf den Einfluss dieses Rituals zurückzuführen sein, dessen Text im Sacerdotale Basileense von 1595 wieder auftritt. Das Begleitwort zum „Entwestern“ im RCon 1597/I enthält die schon von der Oratio des RCon 1570 bekannten Motive, jedoch in einer anderen sprachlichen Form.

In den nachfolgenden Ausgaben des RCon ist kein Ritus zum „Entwestern“ mehr enthalten. In den RCon 1686 und 1721 ist auch kein Hinweis auf das Abwischen des Chrisams enthalten. Auf die Übernahme des RR ist es zurückzuführen, dass die RCon 1766 und 1775/I das Abwischen der mit Chrisam gesalbten Stelle sofort nach der Chrismation rubrizieren.¹⁸ Wymann schließt daraus, dass bis zur Einführung des RCon 1766 das Abtrocknen bzw. Abwischen des Chrisams und das Abnehmen des Chrismales gesondert nach der Taufe vollzogen wurde. Mit dem RCon 1766 hat den Vermutungen Wymanns zufolge das „Entwestern“ auf breiter Ebene aufgehört: Der Chrisam wurde sofort nach der Salbung wieder abgewischt, so dass es keinen Grund mehr für das „Entwestern“ gab. Trotzdem lebte nach Wymann das „Entwestern“ vereinzelt noch weiter.¹⁹

Blicken wir auf die Ritualien des deutschen Sprachraums, enthält keines nach der Wende zum 17. Jahrhundert einen Ritus zum „Entwestern“. Das „Entwestern“ ist also über drei Jahrhunderte und in Süddeutschland und der Schweiz sicher bezeugt.

Die Darreichung des Ablutionsweines

Die Darreichung des Ablutionsweines war eine Ersatzform der Taufkommunion und fand zumeist in zeitlichem Abstand zur Tauffeier statt, oft zusammen mit der Abnahme des Taufkappchens. Die Taufkommunion und ihre Ersatzform wird deshalb zusammen mit der Erstkommunion in einer der nächsten Folgen dargestellt.

Liturgienahes Taufbrauchtum

Der Gang der Paten mit dem Kind zum Altar

Aus dem vorreformatorischen Biberach ist der Brauch überliefert, nach der Taufe das Kind zum Altar zu tragen. Die zeitgenössische anonyme Schilderung beschreibt diesen Vorgang wie folgt: Nach dem Taufakt und der Chrisam Salbung hat die Hebamme das Kind wieder „eingebunden“, d. h. angezogen und in das Tragkissen gebunden. Man stand also noch am Taufort. Der zweite Pate hat das Kind übernommen und es zum nächstgelegenen Altar getragen. Da die Taufkapelle rechts neben dem Chorraum lag, könnte es sich um den Altar einer benachbarten Seitenkapelle gehandelt haben. Dort zeichnete der Pate mit dem Kind ein Kreuz über dem Altar. Danach übernahm die Hebamme das Kind wieder und die Taufgesellschaft machte sich auf den Heimweg.²⁰ Im Schweizerischen Appenzell bestand man 1588 auf der Einhaltung dieses Brauches. Auch dort zeichnete der Pate ebenfalls mit dem Kind ein Kreuz über dem Altar.²¹ Ohne genauere Beschreibung ist der Gang zum Altar in Wiesloch im Kraichgau Mitte des 16. Jahrhunderts bezeugt.²²

Die am weitesten ausgestaltete Form des Gangs der Paten mit dem Kind zum Altar schildert Wymann aus dem Schweizer Teil des Bistums Konstanz: Dem Paten wurde für den Gang zum Altar ein „Tauftuch“ um die Schultern oder wenigstens über die Arme gelegt. Ob es sich dabei um das beim Taufgang schon verwendete „Tauftuch“ handelt, das eher eine Decke für das Kind war, ist unklar. Das „Tauftuch“ trug ausschließlich der Pate; ein weißes Taftuch war einem Paten vorbehalten, der Priester war. Sonst war das Taftuch in verschiedenen Farben gehalten. Wymann berichtet von einem 1874 noch vorhandenen Taftuch, das 1615 im schweizerischen Zug hergestellt wurde. Auf weißer Leinwand war in roter Seidenstickerei eine Darstellung des Hl. Geistes und des Lammes Gottes appliziert, dazu der Spruch: „Ein Gott, Ein Glaub, Ein Tauff.“ Am unteren Rand des Tuches befand sich eine Inschrift, die über den Auftraggeber zur Herstellung des Tuches Auskunft gab.²³ Nachdem der Pate also das Taftuch über die Schultern oder über die Arme gelegt hatte, bettete ihm darin die Hebamme das Neugeborene samt Kissen.

Damit ging der Pate, vereinzelt mit der Patin, vom Taufort durch den Chorraum zum Hochaltar, kniete auf den Stufen nieder und betete fünf Vaterunser für das Glück und Heil seines Patenkindes. Danach übergab er das Kind ohne Taftuch an die Patin, die es zum Muttergottesaltar trug, während der Pate in der Sakristei die Finanzen regelte. Diese Form des Gangs der Paten zum Altar dürfte im 17. und 18. Jahrhundert verbreitet gewesen sein.²⁴

In der Mitte des 19. Jahrhunderts wird der Brauch auf der Baar, der hochgelegenen Landschaft zwischen Schwäbischer Alb und Schwarzwald so beschrieben: „Nach der Taufhandlung, welche der alte Pfarrer mit gebührender Würde verrichtet hatte, knieten die Gvattersleute an den Stufen des Altares nieder und erflehten von oben Segen und Gnade für den Täufling, der wie ein zartes Pflänzlein des himmlischen Taus bedürfe und der erwärmenden Kraft der Himmelssonne, um zu wachsen und zu gedeihen. Dabei hatte die Gotte dem Götte das Kindlein auf die Arme gegeben und es ihm so lange gelassen, bis er sich, ermüdet von der kleinen lieblichen Bürde durch das Versprechen des Gottesgeschenkes wieder loskaufte.“²⁵ Danach erfolgte ein Umgang um den Altar, den oft die Kameraden des Vaters mitmachten um sich den „Göttiwein“, also den vom Paten (Götte) zum Taufschaus gestifteten Wein, zu verdienen. Nach dem Umgang begab sich der Pate oder die Patin mit dem Kind in die Sakristei, um dort die Gratulationen entgegenzunehmen und die Unkosten zu begleichen.²⁶ Der Brauch war einfacher geworden: Sowohl das Taftuch als auch das Zeichnen des Kreuzes sind nicht mehr bezeugt, übrig geblieben ist das Gebet und die Geldgabe.

Die Übung, das Kind zum Altar zu bringen, kann als ein Opfer- oder Darbringungsgestus gedeutet werden. Allein der Gang zum Altar, ggf. dessen Umschreiten, war üblich, um dort eine Spende abzulegen („Opfergang“). Rein äußerlich war der Gang der Paten zum Altar diesem Opfergang ähnlich. Das Zeichnen des Kreuzes über dem Altar unterstreicht dies noch. Eine Rolle dürfte auch die alttestamentliche Vorschrift für eine Darbringung der Erstgeburt spielen (Ex 13,2; Dtn 15,19). Davon lassen sich die weiteren biblischen Vorbilder ableiten: Elkana und Hanna weihen Samuel dem Herrn (1 Sam 1) und die Darbringung Jesu im Tempel mit dem Zeugnis von Simeon und Hanna (Lk 2,21-40).²⁷

Neben der Deutung als Darbringungsgestus kann der Gang der Paten mit dem Kind zum Altar verstanden werden als fürbittende Geste. Das Kind wird vor Gott gebracht, um seinen Schutz und sein Heil zu erbitten. Vor allem die dabei verrichteten Gebete erlauben diese Deutung. Wird das Neugeborene zum Marienaltar gebracht, wird dieser fürsprechende Charakter besonders deutlich. Das heutige liturgische Buch „Die Feier der Kindertaufe“ empfiehlt die Beibehaltung des Brauches, das Kind nach der Taufe vor ein Marienbild zu bringen.²⁸ Meinen Beobachtungen nach wird er im Zollernalbkreis heute in verschiedener Ausprägung noch geübt. (Fortsetzung folgt)

Die Schwäbische Alb mit Kindern erkunden

Die neue, reich illustrierte Auflage des Freizeitführers „Schwäbische Alb mit Kindern“ von Ursula und Wolfgang Taschner bietet über 500 Ausflüge für jede Jahreszeit. Zwischen Neckar und Donau finden sich interessante Tipps für Touren am und im Wasser, Radelstrecken und kleinere Wanderungen, Rodelhänge, Lehrpfade oder begehbbare Höhlen und Steinbrüche. Abenteuer- und Tierparks lassen kleine Kinderherzen höher schlagen. Größere werden fündig in Bergwerken und bei Handwerk-Vorführungen, bei den Römern im Freilichtmuseum oder beim Burgfestspiel. Die Aktivitäten sind anschaulich beschrieben und durch Angabe von Adresse, Anfahrt, Öffnungszeiten und Preisen gut brauchbar.

Gastro-Tipps und Wissenswertes in den Handspalten geben der Querschlager keine Chance. Familienfreundliche Übernachtungen, Ferien auf dem Bauernhof und Zeltplätze machen Lust, den Wochenendausflug auszuweiten.

Autoren Wolfgang Taschner ist ein erfahrener Autor von Reise- und Ausflugsführern, besonders zu Karaman, Schwäbische Alb und Alpenregion. Die Autorin Ursula Taschner stammt aus der Region und ist hauptberuflich Maschinistin. Ihre gemeinsamen Hobbys sind Wandern und Biken.

Das Ende des „Alten Reiches“

Heimatkundler bieten drei Tagesfahrten an – Von Wolfgang Willig

Vor 200 Jahren endete das Heilige Römische Reich Deutscher Nation („Altes Reich“) nach rund 800 Jahren Existenz, weil am 6. August 1806 Kaiser Karl VI. von Habsburg die deutsche Kaiserkrone niederlegte. Dies geschah infolge der militärischen Niederlagen bei Ulm und Austerlitz (Dreikaiserschlacht) und der Gründung des Rheinbundes durch Napoleon.

Der Rheinbund bestand aus den Verbündeten Napoleons, darunter das neu geschaffene Königreich Württemberg und das zum Großherzogtum erhobene Baden. Diese erfuhren zugleich eine gewaltige territoriale Vergrößerung durch die Annexionierung Vorderösterreichs, der reichsritterschaftlichen Dörfer und der kleinen Fürstentümer. Aus dem Flickenteppich des „Alten Reiches“ mit über 1000 Herrschaften war durch Säkularisation (1803) und Mediatisierung (1806) ein Staatenbund von rund drei Dutzend souveränen Kleinstaaten geworden.

Anlässlich dieses Ereignisses vor 200 Jahren bietet die Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb unter Leitung von Wolfgang Willig drei Tagesfahrten an, in denen das „Alte Reich“ unter verschiedenen Blickwinkeln betrachtet wird.

Am 9. Juni geht es um die Geschichte der Reichsritterschaft, deren Existenz bereits im Januar 1806 erlosch. Hierzu werden die Schlösser Liebenstein (bei Neckarwestheim) und Schaubeck (bei Steinheim-Königsbrunn) sowie das Adelsbühndchen und Grabsteinfeld Maierfeld (bei Müstern) besucht, die in den Kantonen Odenwald und Kocher gehör-

ten. Im Gespräch mit Graf Adelsmann auf seinem Weingut wird es um das Selbstverständnis des Adels in heutiger Zeit gehen.

Am 11. Juli soll die territoriale Zersplittertheit an der Oberen Donau vor 1806 aufgezeigt werden. So gehörte Fridingen als Teil der Grafschaft Hohenberg zu Vorderösterreich, wurde jedoch durch die Herren von Gmügg verwaltet, deren Schlösschen (heute Museum) besichtigt wird. Das daneben liegende idyllische Städtchen Mühlheim gehörte zum Kapten Hegau der Reichsritterschaft. Hier geht es in einem Gespräch mit Frithof von Enzberg, dem Vorsitzenden des Sankt Georgenvereins der Württembergischen Ritterschaft, um die Sichtweise der 1806 erloschen Reichsritterschaft. Aber auch das protestantische Württemberg war an der Oberen Donau mit den Herrschaften Eupfen und Hohenkarpfen vertreten. Dazu gehörte Reichenheim, das die Familien Wiederholz und anschließend Varnbühler in Württembergs Diensten verwalteten, deren Schloss heute privat bewohnt wird.

Am 20. Juli soll mit dem Besuch der Ausstellung „Adel im Wandel“ in Sigmaringen die Situation des Oberschwäbischen Adels als Habsburger Parteilager aufgezeigt werden. Hierzu dient auch ein Gespräch mit dem Grafen Königsegg in Königseggwald. Zudem wird in Kraichenwies das Alte Schloss der Sigmaringer/Hohenzollern besucht, die 1806 aufgrund persönlicher Beziehungen zu Napoleon ablehnten und sich als souveräner Fürstentum dem Rheinbund anschließen durften.

Die Autoren dieser Ausgabe

Waldemar Rehfuß
Hirschbergstr. 32
72336 Balingen

Dr. Peter Thaddäus Lang
Stadtarchiv Albstadt
Postfach 125
72422 Albstadt

Dr. Klaus Peter Dannecker
Theologische Fakultät Trier
Deutsches Liturgisches Institut
Weberbach 72a
54290 Trier

Wolfgang Willig
Egenbohlstr. 15
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:
Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Erich Mahler, Mörikeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 53

30. Juni 2006

Nr. 6

Ausverkauf einer Jugend

Erinnerungen an Dormettingen 1944 – Von Dipl.-Ing. (FH) / Betriebswirt VWA Gerhard H. Roth



In Dormettingen an der Flak. Die 16-jährigen Ewald Seitel, Richard Deuring und Gerhard H. Roth. FOTO: PRIVATARCHIV

Ausverkauf deshalb: Weil diese Jugend zur Begeisterung für ihr Vaterland systematisch erzogen worden ist, weil ihr eine glänzende Zukunft versprochen wurde und weil sie dann am Ende skrupellos „verheizt“, ja, buchstäblich ins Chaos getrieben worden ist. In eine Perspektivlosigkeit sondergleichen.

Jugend, welche 1945 die Vergangenheit und die Zukunft verloren hatte. Jugend im Lebensvakuum, und wie man heute weiß: Vor sich ein ganzes Leben unter Schuldvorwürfen wegen Verbrechen, die sie nie begangen hat, weil alle noch Kinder waren.

Damals geltende Wertmaßstäbe und Gesetze müssen zugrunde gelegt werden, damit man den Inhalt des Berichts, der damaligen Zeit entsprechend, bewerten kann.

Meine Erlebnisse schildere ich so, wie ich damals gedacht, gefühlt und gehandelt habe.

In diese Zeit fiel auch meine Musterung zur Wehrmacht. Die meisten von uns, wie auch ich, hatten sich schon vorher als Offiziersbewerber freiwillig gemeldet.

Wir wollten unser Schicksal selbst bestimmen. Bis jetzt war diese Rechnung auch aufgegangen.

Kritisch ist es aber geworden, als wir jetzt alle (die ganze Schulklasse von der Flak) nach Ludwigsburg befohlen worden sind und dort im Zimmer eines Hauses am Arsenalplatz, auf vorgesehene Gespräche warten sollten. Dieses Haus steht heute noch. Wir fühlten Unheil heraufziehen und stellten fest, dass wir eingeschlossen waren. Jetzt ist Gefahr im Verzug gewesen. Es hat sich bestätigt, was schon vorher zu vermuten war, nämlich, dass dort die Waffen-SS mit Gewalt Nachwuchs ausgehoben hat.

Das entsprach nicht unserem Willen. Wir beschlossen zu fliehen, öffneten mit Gewalt ein verschlossenes Fenster und sprangen aus der nicht allzu großen Höhe in die Freiheit und gingen zurück in unsere Flakstellung.

Im August/September 1944 kam plötzlich der Befehl zum Abbau der Stellung in Marbach. Jetzt hatte uns der Krieg endgültig eingeholt, ohne Rücksicht darauf, dass wir erst 16 Jahre alt gewesen sind und noch zur Schule

sollten. Menschen (uns) und Material hat man in Zufenhausen auf die Eisenbahn verladen. Keiner wusste wohin es gehen soll. Geschlafen haben wir in Güterwagen auf Stroh.

Nach einigen Tagen tauchte der Hohenzollern auf. Der Zug fuhr durch Balingen und hielt in Dotternhausen zum Ausladen an.

Was ich jetzt erlebte, war eine Welt, von deren Existenz ich bis zu diesem Augenblick keine Ahnung hatte. Jetzt hat sich mir zum ersten Mal die bisher verborgene Fratze gezeigt, die sich hinter manchen Propagandareiden bisher so geschickt getarnt hatte.

Wir sprangen aus dem Zug, froh, endlich am Ziel zu sein und froh, mitten im Herzland unserer Heimat geblieben zu sein. Was uns aber schnell zur Gewissheit wurde, mitten hinein in Scharen jüdischer Arbeitssklaven aus den umliegenden Konzentrationslagern. Mitten hinein in eine utopische, unwirkliche Welt, die in unseren jugendlichen Idealvorstellungen bisher so nicht existierte.

War das mein Deutschland, mein Vaterland?

Was wir hier sahen, riss uns aus der Jugend in die Wirklichkeit dieses Krieges. Es riss mich in ein Deutschland, das ich niemals für möglich gehalten hatte. War das die Welt des Adolf Hitler?

So bricht plötzlich und krachend ein heiles Lebensbild zusammen. Schreiende, anklagende, tödliche, menschenverachtende, unwirkliche Wirklichkeit. Sind das deutsche Menschen, meine „Brüder“, die ich hier sehe, wie sie die jüdischen Häftlinge, es sind Juden aus dem Baltikum gewesen, verprügeln und mit Gewehrkolben bearbeiten? Ich beginne, mich für mein Heimatland zu schämen. Am liebsten möchte ich mich bei den geschundenen armen Kreaturen dafür entschuldigen.

Ich hatte bisher eine Jugendzeit, die mir alles geboten hat, was mein Herz begehrte. Ich bin als Kind und Jugendlicher, bis zum Kriegsanfang trotz der Diktatur, in meinem kindlichen Leben in einer intakten Familie aufgewachsen. Ich konnte mich als froher Mensch entwickeln. Alles hat mir Freude gemacht, auch weil ich vieles umsonst angeboten bekommen habe, wovon andere Kinder in der Welt kaum zu träumen wagten. (Mein Vater hat gerade das verdient, was wir zum Leben brauchten). Trotzdem ist mein Alltag voll interessanter und ständig neuer Dinge gewesen.

Auch im christlichen Glauben hat mich zu Hause dieses Regime nicht behindert. 1943 bin ich, nach dem üblichen Vorbereitungsunterricht, konfirmiert worden. Wann ich wollte, bin ich am Sonntag zur Kirche gegangen, auch in Jungvolkuniform, weil ich anschließend sofort Dienst hatte. Nie hat mich daran jemand hindern versucht. Warum ist nun hier alles anders? Warum hat mein Heimatland hier, heute, ein anderes Gesicht?

Es ist Mittag gewesen, als die Zugbremsen in Dotternhausen zum letzten Mal kreischend zugegriffen hatten. Die Sonne stand hell am Himmel und auf der Erde, einige Meter vor uns unzählige, wie Sträflinge aussehende „Sklavenarbeiter“ von Soldaten bewacht. Tief liegende Augen starrten und flehten mich verzweifelt an. Sie fragten nach Brot. Plötzlich war hier meine heile Welt zu Ende. Wo ich auch hinblickte, überall dasselbe Bild. Ringsum Menschenwracks, bewacht von brüllenden Uniformierten, die zuschlugen wenn es ihnen nicht schnell genug ging. Wo war hier die Men-

Der Autor

Gerhard H. Roth aus Marbach a.N. war zusammen mit seinen Kameraden Ewald Seitel und Richard Deuring von August/September 1944 bis Oktober 1944 als Flakhelfer in Dormettingen eingesetzt. Dabei wurden sie drastisch mit dem „Unternehmen Wüste“ konfrontiert. Unter dieser Bezeichnung versuchte die Nazi-Regierung von Herbst 1944 bis April 1945 im Oberen Schlichemtal Öl aus Schiefer zu gewinnen. Rund um Schömberg wurden Konzentrationslager aus dem Boden gestampft, in denen Menschen aus vielen Ländern Europas unter entwürdigenden Umständen arbeiten mussten und gequält wurden. Dabei kamen rund 3500 Häftlinge ums Leben – gequält, geschunden und maltreatiert. Die Erlebnisse in Dormettingen begleiteten den damals 16-jährigen Gerhard H. Roth durch sein ganzes Leben. Vor zwei Jahren schrieb er seine Erlebnisse mit dem Titel „Ausverkauf einer Jugend – Erinnerungen von 1933 bis Kriegsende 1945“ nieder. Wir veröffentlichen Auzüge über die Zeit von Gerhard H. Roth in Dormettingen.

schenwürfe, die wir unverbrauchte Jugend bis dato in uns hatten? Fragen, immer mehr Fragen? Aber weit und breit niemand mit einer Antwort für mich.

Auf diesen Schock hätte man mich vorbereiten müssen! Oder war das gut für mich und mein weiteres Leben, so wie es gekommen ist? In diesem Moment ist in mir die Gegenwart zerrissen worden. In diesem Moment hat meine Zukunft begonnen, sieben Monate vor dem eigentlichen Zeitpunkt, dem Kriegsende. Ob diesem Erlebnis stand bei mir fest: Das Ende dieses Krieges bedeutet für mich keine „Katastrophe“, wenn er verloren geht. Wer solche Dinge tut, wie ich sie da erlebe, hat das Recht auf den Sieg verwirkt. Mit dieser Behandlung von Menschen kann ich mich niemals „identifizieren“.

Wie sollte ich mich ab jetzt verhalten? – An meinem Außenverhältnis durfte sich nichts ändern. Es wäre unklug gewesen, seine Gedanken zu „veröffentlichen“.

Später habe ich viele Menschen an Baumästen hängend und mit Schildern um den Hals gesehen. „Ich bin ein Verräter“, „Ich bin ein Deserteur“. Entweder man war dafür, oder man war todgeweicht.

Da stampfte eine Kolonne auf uns zu. Auf den Schultern der Männer lag ein Holzmast. Als diese an uns vorbei kamen, warf einer von uns, nichts ahnend und schon gar nicht an Folgen denkend, den Rest eines Apfels beiseite. Im Bruchteil eines Lidschlages hat sich die ganze Kolonne auf den am Boden liegenden Apfelbutzen gestürzt. Jeder wollte der erste sein. Der Mast brach krachend und polternd zu Boden. Dann begann die Wachmannschaft zu brüllen und mit den Gewehren zu schlagen. Vor unseren Augen – und daran waren wir schuld, wegen dem weggeworfenen Abfall.

Ich habe in diesem Augenblick erfahren, wie viel Macht ein Mensch über einen anderen haben kann, wenn dieser nur tief und lange genug gedemütigt wird. Dies ist eine ganz gefährliche Erkenntnis. Sie ist auch heute überall in der Welt zu finden und beginnt oft schon im Kindergarten – mitten unter uns.

Zurück zum Bahnhof Dotternhausen: Oben auf der gegenüberliegenden Böschung kracht ein Schuss. Menschengetümmel, das sich aber schnell wieder auflöst. Ich will wissen, was da gewesen ist? Ein Wachmann in der Nähe gibt bereitwillig und freundlich Auskunft: „Da hat einer der Verbrecher ein Brot gestohlen, das kommt öfter vor“. Wie kann eine Persönlichkeit so gespalten sein? Ein Menschenleben für ein Brot?

Was hatten diese Menschen verbrochen? Warum sind sie hier? Warum behandelt man sie so unmenschlich? Warum sind sie nur mit Lumpen bekleidet? Warum hat man ihnen nicht wenigstens Schuhe gegeben, anstatt sie die Beine und Füße mit Papier von leeren Zementsäcken umwickeln zu lassen? Warum mussten sie, vom Fieber einer Lungenentzündung geschüttelt, hart arbeiten?

Die Antwort: In letzter Not ist in dieser Gegend versucht worden, den dort vorkommenden Ölschiefer zur Produktion von Treibstoff aufzuarbeiten. Dazu hat man viel Arbeitssklaven benötigt. Untergebracht waren diese in Konzentrationslagern. Dass es Tag und Nacht viele Tote gegeben hat, ist uns nach und nach bekannt geworden.

(Fortsetzung folgt)



Zurück in Dormettingen: (von links) Richard Deuring, Gerhard Roth, Bürgermeister Manfred Benkendorf, Ewald Seitel, Fronmeister a.D. Helmut Bertsch.

FOTO: PRIVAT

Die Tauffeier im ehemaligen Bistum Konstanz

Überlieferte Bräuche und Gepflogenheiten – Von Dr. Klaus Peter Dannecker, Teil 5

Das Taufopfer

Einen Opfergang nach der Tauffeier hat es vermutlich nach dem Gang der Paten zum Altar gegeben, wie die obigen Zeugnisse erahnen lassen. Beim „Entwestern“ eines Kindes muss es ebenfalls zu Opfergängen gekommen sein. Die Menschen brachten ihre Gaben zum Altar, legten sie dort ab, umschritten den Altar und kehrten auf ihren Platz zurück.²⁹ Mit dem Ablegen der Gaben auf dem Altar verband man die Bitte um Heil und Wohlergehen für den Täufling. Ein innerer Zusammenhang mit dem Gang der Paten zum Altar ist also deutlich.³⁰ Das Taufopfer ist auch heute noch üblich, freilich gibt es keinen Opfergang mehr. Oft wird dazu ein Körbchen für die Gaben bereitgestellt.

Der Taufschmaus oder das Taufessen

Nach der Tauffeier fand noch am Tag der Taufe oder ein paar Tage später, oft am Sonntag nach der Taufe, „ein ziemlich teurer Taufschmaus statt“³¹ Dieser wurde nach dem Hauptgetränk auch als „Taufekaffee“ (Filder, Münsingen auf der Schwäbischen Alb, Ludwigsburg u. a.), nach der früheren Hauptspeise „Taufsuppe“ (Im Westen von Spaichingen bis Nagold, Balingen, Herrenberg, Leonberg, Gaildorf, Neckarsulm), „der Gottlob“ (Wangen, Leutkirch, Waldsee), „Freudschnitt“ (Riedlingen), „Kindbetthof“ (Aalen, Ellwangen), oder weil er beim „Entwestern“ stattfand als „Westerlege(te)“ bezeichnet. In Rickenbach (Schwarzwald) wird das Taufmahl als „Schlottere“ bezeichnet. Dieser Name kann auf die für die Ausrichtung zuständigen Nebenpaten, die „Schlotterpaten“ zurückgeführt werden.³²

Der Taufkaffee findet im Schwäbischen gewöhnlich im Taufhaus statt, manchmal geht man anschließend noch ins Wirtshaus. Wenn man zur Taufe vom Filial- in den Pfarrort musste, blieb man zumeist zum Taufschmaus dort in einer Wirtschaft. Aus Calw und Ehingen wird scherzhaft erzählt, „dass nicht nur einmal nach einem solchen Taufschmaus im Nachbarort der Täufling auf der lustigen Heimfahrt verloren gegangen sei.“³³

Der Taufschmaus artete offensichtlich derart aus, dass die weltliche Obrigkeit schon früh durch Verord-

nungen eingreifen musste. Die Stadt Ravensburg erließ bereits 1380 eine eingrenzende Vorschrift. In Freiburg wurde 1488 die Zahl der Tischgäste auf acht Frauen, 1666 auf höchstens 12 Personen festgelegt. In Wolfach durften 1607 nur sechs Personen teilnehmen, nämlich die Paten und die Frauen, die bei der Geburt anwesend waren. Trotz kirchlichen Verbotes lud man den Pfarrer regelmäßig zum Taufschmaus ein.³⁴

Neben der Anzahl der zum Mahl Geladenen wurde auch der Speiseplan obrigkeitlich geregelt: 1650 bestimmte man in Wolfach: „Damit Eltern, Gevattersleute und Paten wissen, wie die Taufsuppe gehalten werden soll, es ist nur eine einzige Tracht Gebackenes oder Gebratenes oder ein Essen Fisch gestattet, doch dies nie zusammen.“³⁵ 1778 wurde dieser Speiseplan noch weiter reduziert. In Freiburg war 1666 nicht einmal ein ganzes Essen zum Taufschmaus erlaubt. Man wusste sich zu helfen und wich phantasievoll auf erlaubte und nicht minder köstliche Speisen aus, was wiederum neue Reglementierungen zur Folge hatte. Von Markgraf August Georg von Baden-Baden (1706 – 1771)³⁶ stammt die kluge Anweisung: „Bei den Kindstaufen der Bürger- und Hofleute sollen mit Inbegriff der Gevatterschaft und Hebamme nur fünf Personen zugegen sein. Diesen soll außer einem Glas Wein ein Stück Käse und Brot, den Vornehmen und Charakterisierten aber eine Platte Konfekt vorgestellt werden, widrigenfalls der Hausvater für jede überzählige Person drei Gulden Strafe und ebenso viel für eine weiters aufgetragene Platte zu erlegen angehalten werden solle. Wer jedoch eine Taufsuppe geben will, erhält gegen Erlegung von fünfzehn Gulden in die Armenkasse oberamtliche Erlaubnis.“ Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wird in Oberschwaben der Taufkaffee seinem Namen entsprechend gestaltet: Es gibt Kaffee mit Butterkuchen oder Hefekranz, zum Schluss noch ein Vesper mit Wurst, Käse und Brot, dazu wird Most, Bier oder Wein gereicht. „Süße Brocken“ (warmes Weißbier mit Brot, Zucker und Honig vermischt) gibt es in der Gegend von Ellwangen und Neresheim. „Sauren Käs“ (Schweizerkäse in Würfel geschnitten, mit Wurst vermischt und in Essig angemacht) isst man in Biberach und in Schwäbisch Gmünd.³⁷

Wenigstens gelegentlich muss es beim Taufschmaus zu Ausschreitungen gekommen sein. Aus der Aufklä-

rungszeit lässt uns die Stellungnahme des Schörringer Pfarrers Beda Pracher von 1802 sowohl die Ausschreitungen als auch ihre Bewertungen durch die von der Aufklärung beeinflussten Pfarrer erkennen:

„Auch kann ich hier den abscheulichen Missbrauch nicht ungeahndet lassen, der in einigen Orten Sitte ist, und der darin besteht, dass der Vater des Kindes mit seinen Gevatterleuten von der Kirche weg in eine Weinschenke geht, wo demnach die Empfindungen der Andacht sogleich in Sinnlichkeit und Völlerey übergehen, während das Kind und die Kindbeterin manchmal auf die unverantwortlichste Weise vernachlässigt werden. Gott Lob! dieser abscheuliche Missbrauch ist in meiner Gemeinde nicht bekannt.“³⁸

Die Freude über die Geburt und Taufe eines Kindes erfüllte die Menschen und suchte ihren Ausdruck. Nachdem die Liturgie eher verhalten war, suchte sich die Freude ihren unbändigen Ausdruck im weltlichen Fest des Taufschmauses, der außerdem noch eine wichtige soziale Funktion hatte. Die obrigkeitlichen Eingriffe, die man als absolutistisch und elitär bezeichnen kann und eine gewachsene Kultur zu verändern versuchten, müssen daher als problematisch eingestuft werden. Das gewachsene Brauchtum war stärker: Die Beschränkungen und Regulierungen seitens der verschiedenen Obrigkeiten änderten die Situation nicht nachhaltig, sondern spornten die Menschen an, phantasievoll neue Weisen des Taufschmauses zu entwickeln, die den Auflagen genügten und trotzdem die Festfreude zum Ausdruck brachten. Die Taufe wird heute meist einige Wochen nach der Geburt gefeiert. Die Eile, mit der Kinder vom 17. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts getauft wurden, ist dem Wunsch gewichen, dieses Ereignis im Kreis der Familie gebührend zu feiern. Im Gegensatz zu früheren Zeiten ist es heute üblich, dass sich Eltern, Verwandte und Freunde zur Tauffeier eine fröhliche und festliche Versammlung bilden. Das Fest nach der Tauffeier hat so einen wichtigen Stellenwert bekommen, der nicht mehr reglementiert wird. Die Bemühungen in der Seelsorge gehen dahin, die Taufe nicht nur als schönes Familienfest zu begehen, sondern sie als Fest der ganzen Gemeinde im Bewusstsein der Gläubigen zu verankern.³⁹

QUELLEN

- Nur wenige Ritualien des deutschen Sprachraums haben eigene Bestimmungen zur Abnahme des Taufkleides bzw. Taufkappchens. Spätestens im 17. Jahrhundert verschwinden sie wieder. Vgl. H. J. Spital, Der Taufritus in den deutschen Ritualien von den ersten Drucken bis zur Einführung des Rituale Romanum. LQF 47. Münster 1968, 121.
- Vgl. A. Franz, Die Kirchlichen Benediktionen im Mittelalter. 2 Bde. Freiburg/Br. 1909, II, 239; E. Wymann, „Liturgische Taufsitten in der Diözese Konstanz“: Geschichtsfreund 60 (1905) 1 – 51. Zitiert als: Wymann, Taufsitten, 12f. 52. 58f. Zum Reichen des Ablutionsweins vgl. eine der nächsten Folgen zur Erstkommunion.
- Vgl. H. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch. 6 Bde und ein Nachtragsband. Tübingen 1904 – 1936. Zitiert als: Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, II, 744. VI/1, 728. VI/2, 3408; Franz, Benediktionen, II, 239 und Wymann, Taufsitten, 45f. Ausführlich zum Begriff: Brandstetter, Josef L., „Westerlege und Schlotterten“: Der Geschichtsfreund. Mitteilungen der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug 60 (1905) 153-161.
- Vgl. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, VI/2, 3408.
- Vgl. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, VI/1, 728.
- „Sabbato infra Albas. Albat, qui in sabbato sancto baptizati fuerunt albis vestibus exuuntur. Benedictio aque ad albas deponendas.“ Pontificale Constantiense 11. Jh. „Pontifical du Xle siècle (Ms. 334)“: J.-B. Pelt Études sur la cathédrale de Metz. La Liturgie I (V. – XIII. siècle). Metz 1937, 161 – 212. Zitiert als: Pontificale Constantiense 11. Jh., 179.
- Ravensburg gehörte zum Archidiakonats Allgäu des ehemaligen Bistums Konstanz. Das Zeugnis aus Ravensburg ist zitiert bei Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, II, 744.
- [...] und am dritten Tag [nach der Taufe] so hats die hebam wider in die Kirchen Tragen zue einer Mess, und wann der pruester Unseren Herrgott genossen hat, so hat ers dann etwösteret.“ Schilling, Andreas, Hg., Die religiösen und kirchlichen Zustände der ehemaligen Reichsstadt Biberach unmittelbar vor Einfüh-

rung der Reformation. Geschildert von einem Zeitgenossen“. Freiburger Diözesanarchiv 19 (1887) 1 – 191. Zitiert als: Schilling, Zustände Biberach, 163. Mit der Reformation wurde in Biberach auch das Western abgeschafft: „Item man [...] entwesteret ouch kain kind me.“ H. v. Pflummern, „Etwas ain wenig von der aller grusamlichosten, unerherstosten, unewangelichosten, gotzlososten, ketzerichosten und versierichosten Luteri, die sich verlosen haut ungefährlich vom 1523 jar bis ietz in das 1544 iar. Hg als Beiträge zur Geschichte der Einführung der Reformation in Biberach von Andreas Schilling“: Freiburger Diözesanarchiv 9 (1875) 141 – 238. Zitiert als: Pflummern, Reformation Biberach, 169. In Fußnote (7) ist dort übersetzt: „Man zieht bei der hl. Taufe den Kindern das weiße Kleid nicht mehr an.“ Diese Übersetzung scheint nicht korrekt zu sein, denn „entwestern“ bedeutet die Abnahme des Taufkleides, das freilich nur dann geschehen kann, wenn es in der Taufe auch angelegt wurde.

⁹ Vgl. RCon 1570, fol 18v.

¹⁰ RCon 1570, 18v. Übersetzung nach Wymann, Taufsitten, 52.

¹¹ Das Taufkleid und die Taufhaube zum Schutz und zur Verzierung der Chrisam salbung wurde im 15. und 16. Jahrhundert miteinander in Verbindung gebracht: Das Ablegen des Taufkleides wurde mit dem Abwaschen des Chrisams verbunden. Ein Zeugnis für das Abwaschen des Chrisams ohne Erwähnung des Taufkleides ist im Baseler Rituale von 1488 überliefert. Vgl. RBs 1488, abgedruckt bei Wymann, Taufsitten, 78f. Dort wird nach dem Reichen des Ablutionsweins nur von der *chrismatis ablutio* geredet, aber nicht von einem Taufkleid.

¹² Vgl. A. Lamott, Das Speyrer Diözesanrituale von 1512 bis 1932. Seine Geschichte und seine Ordines zur Sakramentalienliturgie. Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte 5. Speyer 1961, 160; H. Reifenberg, Sakramente, Sakramentalien und Ritualien im Bistum Mainz seit dem Spätmittelalter. 2 Bde. Liturgiewissenschaftliche Quellen und Forschungen 53 und 54. Münster 1971 und 1972, I, 254.

¹³ Vgl. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, II, 744; Wymann, Taufsitten, 51; Franz, Benediktionen, II, 239; Reifenberg, Rituale Mainz, 254.

¹⁴ Vgl. das Zeugnis aus Biberach oben. Zum Reichen des Ablutionsweins vgl. eine der nächstn Folgen über die Erstkommunion.

¹⁵ RCon 1597/I, 75.

¹⁶ RCon 1597/I, 75f. Eigene Übersetzung.

¹⁷ Vgl. RBs 1488, zitiert nach Wymann, Taufsitten, 78f.

¹⁸ Vgl. RR Tit II. c. 2 nr. 24. Ebenso RCon 1766, 36. 48; RCon 1775/I, 36. 48.

¹⁹ Vgl. Wymann, Taufsitten, 53. Wymann legt leider keine Belege dafür vor. Für das Reichen des Ablutionsweins, das eng mit dem „Entwestern“ zusammenhing, gibt es allerdings vereinzelte Belege bis Anfang des 19. Jahrhunderts, so dass von daher die Vermutungen Wymanns gestützt werden.

²⁰ „Wenn das khündt wider einbunden ist gesein, so hat mann es denn dem Annderen Mann, der es mit ubern Thauß gehöbt hat, geben; der hats denn zue dem nechsten Altar Tragen und ein Creüz darauff mit dem Knindt gemacht und es den der Hebammen wieder geben. So ist man denn wider haimb Gangen.“ Schilling, Zustände Biberach, 163.

²¹ „Vnd wan sy die Kinder uß Touff habend, söllend sy das Crüz vfem Altar machen.“, zitiert nach Wymann, Taufsitten, 4f.

²² Vgl. A. Siegel, Lichter am Lebensweg. Aus unserer Volksfrömmigkeit. Karlsruhe 1953. Zitiert als: Siegel, Lichter, 31.

²³ Vgl. Wymann, Taufsitten, 3f, Anm. 1.

²⁴ Vgl. Wymann, Taufsitten, 3f. Ort und Zeit gibt Wymann nicht an. Es handelt sich vermutlich um eine Rekonstruktion aus verschiedenen Zeugnissen des 17. und 18. Jh.

²⁵ Lucian Reich, Hieronymus, zitiert nach Siegel, Lichter, 30.

²⁶ Vgl. E. H. Meyer, Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert. Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 8. Reprint der Ausg. Straßburg 1900. Aufl. Stuttgart 1984, 28; Wymann, Taufsitten, 3f. Wymann gibt leider keine genaue Quelle für diese Beschreibung an. Aus der zitierten Quelle für eine Rechnung eines Taufkuchens muss geschlossen werden, dass der Brauch den Zustand zu Beginn des 19. Jh.

beschreibt.

²⁷ Vgl. Wymann, Taufsitten, 5.

²⁸ Vgl. *Die Feier der Kindertaufe*. In den katholischen Bistümern des Deutschen Sprachgebietes. Herausgegeben im Auftrag der Bischofskonferenzen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz und des Bischofs von Luxemburg. Freiburg i. Br. 1971, 38.

²⁹ Der Opfergang ist detailliert dargestellt bei A. Heinz. Die sonn- und feiertägliche Pfarrmesse im Landkapitel Bitburg-Kyllburg der alten Erzdiözese Trier von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Trierer Theologische Studien 34. Trier 1978, 301 – 337, bes. 330–333.

³⁰ Vgl. Siegel, Lichter, 39. Leider beschränken sich die Angaben dort auf allgemeine Hinweise zum Vollzug und die lange Übung des Opfergangs bei der Taufe bzw. dem „Entwestern“. Bis heute ist es mancherorts üblich, bei der Taufe ein Taufopfer aufzunehmen.

³¹ L. Zier. Königseggwald. Die Geschichte des Amtes Wald und der Herrschaft Königsegg. Königseggwald 1996, 286.

³² Vgl. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, VI/1, 729 und VI/II, 3408. Die verschiedenen Bezeichnungen mit den geographischen Vorkommen sind belegt bei Meyer, Badisches Volksleben (Nachdruck 1984), 23;

H. Höhn. „Sitte und Brauch bei Geburt, Taufe und in der Kindheit“. K. Bohnenberger, A. Eberhardt, H. Höhn, und R. Kapff, (Bearb.) Volkstümliche Überlieferung in Württemberg. Glaube – Brauch – Heilkunde. Photomech. Neudruck 3. Aufl. Stuttgart 1980, 69 – 92. Zitiert als: Höhn, Sitte und Brauch, 85 und Atlas der Deutschen Volkskunde, NF 36.

³³ Höhn, Sitte und Brauch, 85.

³⁴ Vgl. Siegel, Lichter, 39f.

³⁵ Zitiert nach Siegel, Lichter, 39f.

³⁶ August Georg von Baden wurde am 06.01.1706 als Sohn von Ludwig Wilhelm und Sibylla Augusta geboren. Von seiner Mutter zum geistigen Stand bestimmt, wurde er 1726 Priester und Domherr zu Köln und 1728 Domdechant zu Augsburg. 1735 wurde August Georg vom Papst von seinen geistlichen Ämtern entbunden und heiratete Maria Viktoria Pauline von Aremberg. Die Ehe blieb kinderlos. 1761 trat er die Nachfolge seines Bruders Ludwig Georg als Markgraf von Baden-Baden an, der keinen männlichen Nachfolger hinterlassen hatte. Unter der Regierung des Markgrafen August Georg wurde eine Schulordnung, eine Brandversicherung und eine Witwenkasse eingeführt. Mit August Georgs Tod 1771 starb die katholische Linie der Zähringer aus, und die Markgraf-

schaft Baden wurde wieder mit der Markgrafschaft Durlach vereint. Vgl. http://www.tuerkenbeute.de/kun/kun_bio/AugustGeorg_de.php (05. 11. 2003).

³⁷ Vgl. Höhn, Sitte und Brauch, 86.

³⁸ B. [Pracher]. Neue Liturgie des Pfarrers M. in K. im Departement L. Mit einem Anhang, von den besten Mitteln, gute Geistliche zu erhalten. Der französischen Nationalsynode zur Prüfung vorgelegt. Tübingen 1802, 74f.

³⁹ Vgl. auch A. Heinz. „Eine neue Chance für das Taufbrauchtum. Brauchtumsfreundliche Impulse in der nachkonziliaren Feier der Kindertaufe“. M. Klöckner und W. Glade, (Hg.) Die Feier der Sakramente in der Gemeinde. Festschrift für Heinrich Rennings. Kevelaer 1986, 169 – 177. Zitiert als: Heinz, Taufbrauchtum, 171f. Heinz stellt durch die Beschränkungen in der Aufklärungszeit eine Einschränkung der Taufgemeinde in der Eifel fest. Er stellt aber fest, dass das Brauchtum immer wieder durchgebrochen ist und für größere Festgemeinden gesorgt hat. Zu den ganz ähnlich gelagerten Auswüchsen und obrigkeitlichen Reaktionen in der Pfalz, im Saarland und Trierer Land vgl. E. Labouvie. Andere Umstände. Eine Kulturgeschichte der Geburt. 2. Aufl. Köln [u. a.] 2000. Zitiert als: Labouvie, Andere Umstände, 203 – 210.



Diese Reisegruppe der Heimatkundlichen Vereinigung erkundete unter der Leitung von Professor Christoph Roller das Piemont. FOTO: WGH

Geschichtliche Vielfalt

Heimatkundler im Piemont unterwegs – Von Wilfried Groh

Eine hochinteressante, achttägiger Studienfahrt führte die Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb unter Leitung ihres Vorsitzenden Professor Christoph Roller ins Piemont. Dabei erfuhr man die kulturelle, geschichtliche und landschaftliche Vielfalt dieser im Grenzgebiet zu Frankreich und der Schweiz liegenden Region Oberitaliens.

Da gab es wunderbare Zeugnisse der von den Langobarden beeinflussten Romanik in Kirchenbauten von den einfachen Dorfkirchen über großartige Klosteranlagen bis hin zu imposanten Domen zu schauen. Besonders eindrucksvoll war dabei die hoch über dem Satal gelegenen Kirchenburg „Sacra di San Michele“.

Bedeutende Überreste aus der Römerzeit und Zeugnisse frühesten Christentums gab es im landschaftlich einmalig schön gelegenen Aosta zu bewundern. Nicht nur die bewegte Vergangenheit der einstigen Stadtstaaten von Asti und Alba mit ihren Geschlechtertürmen und eindrucksvollen Sakralbauten zogen die Heimatkundler an, sondern auch die herrlichen Weinberge, deren Produkte in eingehenden Weinproben ver-

kostet wurden. Beim Besuch Turins beeindruckten besonders die Paläste und repräsentativen Bauten vom Barock bis zum Historismus, als Turin Sitz des Herrschhauses Savoyen war und zeitweilige Hauptstadt Italiens. Ein weiterer Besuch galt der größten Gebirgsfestung Europas der Fortezza di Fenestrelle im Val del Chisone, dem zweitlängste Bauwerk der Welt nach der Chinesischen Mauer, gebaut zur Absicherung des Herrschaftsgebiets der piemontesischen Könige gegen Frankreich.

Schon bei der Hinfahrt am Lago Maggiore und bei der Rückfahrt am Lago di Orta erlebte man die mediterrane Pflanzenwelt mit ihrer herrlichen Blütenpracht. In der Poebene um Vercelli sah man das größte Reisanaubgebiet Europas und erfuhr das Wichtigste über den Anbau dieser Getreideart. Doch eigentliches Ziel war die außen romanische und innen frühgotische Abtei San Andrea mit architektonischen Elementen italienischer, französischer und englischer Provenienz, wo beim Kreuzgang auch das Bild mit den Heimatkundlern entstand.

Territoriale Zerissenheit

Anlässlich des Untergangs des Alten Deutschen Reiches vor 200 Jahren (1806) führt die Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb unter Leitung von Wolfgang Willig zwei Studienfahrten durch. Am Dienstag, 11. Juli, soll die territoriale Zerissenheit an der Oberen Donau im Alten Reich aufgezeigt werden. Besucht werden Fridingen und Mühlheim. Vorgesehen ist dabei ein Gespräch mit Freiherrn von Enzberg zum Thema Reichsritterschaft. Besucht werden zudem Rietheim und Talheim, in denen das Schloss des Konrad Widerholt und ein prachtvoll verziertes Vogthaus daran erinnern, dass auch das protestantische Württemberg an der Oberen Donau vertreten war. Am Freitag, 28. Juli, soll mit dem Besuch der Ausstellung „Adel im Wandel“ in Sigmaringen die Situation des Oberschwäbischen Adels vor und nach 1806 aufgezeigt werden. Vorgesehen ist ein Gespräch mit dem Grafen Königsegg in Königseggwald. Zudem wird in Krauchenwies das Alte Schloss der Sigmaringer Hohenzollern besucht. Abfahrt ist jeweils um 7 Uhr an der Stadthalle in Balingen und um 7:30 Uhr am Busbahnhof in Ebingen. Anmeldungen bei Geschäftsführer, Erich Mahler, Tel.: 07471-15540.

Die Autoren dieser Ausgabe

Gerhard H. Roth
Schulstr. 26
71672 Marbach

Dr. Klaus Peter Dannecker
Theologische Fakultät Trier
Deutsches Liturgisches Institut
Weberbach 72a
54290 Trier

Wilfried Groh
Friedrich-Wilhelm-Raiffeisen-Str. 12
72469 Meßstetten

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:

Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:

Erich Mahler, Mörikeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:

Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 53

31. Juli 2006

Nr. 7

Der Landrat gratuliert

Vor 50 Jahren wurde Ebingen zur Großen Kreisstadt erhoben – Von Dr. Peter Thaddäus Lang

Was genau ist eine „Große Kreisstadt“? Wer weiß das schon – Hand aufs Herz? Blättern wir deshalb ein wenig in der „Gemeindeordnung für Baden-Württemberg“. Dort steht es nämlich. Bereits in § 3 finden wir, dass Gemeinden mit mehr als 20 000 Einwohner von der Landesregierung zu Großen Kreisstädten erklärt werden können. Für die betroffenen Städte bringt dies mehrere Veränderungen mit sich: Die Bürgermeister dieser Städte tragen fortan die Amtsbezeichnung „Oberbürgermeister“ (§ 42 Abs. 5) und die Beigeordneten dem entsprechend die Amtsbezeichnung „Bürgermeister“ (§ 49 Abs. 4).

Aber nicht nur diese Namen ändern sich: So hat die Große Kreisstadt nicht mehr das Landratsamt als Aufsichtsbehörde über sich, sondern sie untersteht direkt der nächsthöheren Aufsichtsstanz, dem Regierungspräsidium (§ 119). Außerdem müssen die Großen Kreisstädte jeweils ein Rechnungsprüfungsamt einrichten (§ 110).

Im Jahr 1955 gab es unter den 294 Städten in Baden-Württemberg 27 große Kreisstädte (§ 131 – dazu kommen noch neun Stadtkreise). Der erste Schritt Ebingens auf dem Weg zur Großen Kreisstadt bestand darin, dass das Statistische Landesamt Stuttgart feststellte, dass sich die Wohnbevölkerung Ebingens am 1. April 1956 auf 20 458 Einwohner belief und dies der Landesregierung mitteilte. Diese Zahl ist in der Tat höchst bemerkenswert, hatte doch die Stadt Ebingen kurz nach Kriegsende noch 14 028 Einwohner – das waren einige Hundert weniger als bei Kriegsbeginn 1939. Die Landesregierung ihrerseits erklärte die Stadt Ebingen am 9. Juli mit Wirkung zum 1. August zur Großen Kreisstadt. Bürgermeister Walther Groz setzte am 12. Juli den Gemeinderat hiervon in Kenntnis. Gleichzeitig teilte er den Stadtvätern mit, dass der Gemeinderat am Samstag, 4. August, vormittags um 11 Uhr im obersten Stock des Rathauses (also im damaligen Heimatmuseum) zu einer Festsitzung zusammen kommen werde, und dass der damalige baden-württembergische Innenminister Viktor Renner aus diesem Anlass nach Ebingen kommen werde.

Ganz großer Bahnhof dann bei besagter Festsitzung: Neben dem Innenminister waren unter anderem auch der Regierungspräsident, der Landrat sowie die Oberbürgermeister von Tübingen, Schweningen, Tuttlin-



Dem frischgebackenen Ebinger Oberbürgermeister Walther Groz (links und Bild unten) gratulierten zahlreiche Amts- und Würdenträger. Hier Landrat Friedrich Roemer.

FOTO: STADTARCHIV ALBSTADT

gen, Ravensburg und Friedrichshafen anwesend, dazu noch eine Reihe von Ministerialräten, Abgeordneten, Oberstaatsanwälten, Regierungsbauräten, Landesgerichtspräsidenten und anderen Leuten mit Rang und Namen. Höhepunkt dieser Festsitzung war, wie konnte es auch anders sein, die Überreichung der Erhebungs-urkunde durch den Innenminister an den Ebinger Stadtchef. Nachdem der Innenminister, der frisch gebackene Oberbürgermeister von Ebingen Walther Groz und der Landrat von Balingen gesprochen hatten, verfügte sich die Festgesellschaft in die Räume im ersten Stock des Rathauses, wo ein Festbankett vorbereitet war, das aus einem einfachen schwäbischen Essen bestand, wie die „Ebinger Zeitung“ ausdrücklich vermerkte.

Im Verlauf des Festessens erhoben sich die Festgäste der Reihe nach, um mit kleinen Ansprachen der Stadt Ebingen ihre Glückwünsche auszusprechen, unter ihnen zahlreiche Bürgermeister aus den umliegenden Gemeinden wie auch der evangelische und der katholische Pfarrer von Ebingen nebst Vertretern der Ebinger Stadtväter, die für Ebingens Unternehmer (Dr. Fritz Haux), für die in der neuen großen Kreisstadt lebenden Heimatvertriebenen (Erich Bothke) und für die Ebinger Bürgerschaft insgesamt sprachen (Eugen Euchner). Diese, die Ebinger Bürgerschaft nämlich, war des Abends in der voll besetzten Ebinger Festhalle zahlreich vertreten, als im Rahmen eines Volkskonzerts der Ebinger Oberbürgermeister und der Innenminister unter lebhaftem Beifall des Publikums noch einmal ans Mikrofon traten.

Eine Frage steht jetzt noch im Raum: Wie ging es nach der Erhebung Ebingens zur Großen Kreisstadt mit der Bevölkerungsentwicklung weiter? Und in der Tat: Die rasche Aufwärtsbewegung setzte sich nicht fort. Nach 1956 wuchs die Bevölkerung nur noch langsam:

1960 war die Zahl 21 000 erreicht und erst 1969 die 22 000. Auf diesem Niveau bewegte sich die Einwohnerzahl bis 1975, um dann, als Folge der wirtschaftlichen Rezession, langsam abzunehmen; 1978 war man leicht unter die 21 000 gerutscht und 1982 hatte man den Stand von 1956 erreicht. Wenn sich in den 1980er Jahren die Zahl leicht unter 20 000 bewegte, so hatte das keine Auswirkung auf den Status als Große Kreisstadt, denn 1975 war eine neue, große Kommune entstanden, die Stadt Albstadt, in welcher der Stadtteil Ebingen das größte Stück bildete. Die neue Stadt wurde zeitgleich mit ihrer Gründung am 1. Januar 1975 zur großen Kreisstadt erhoben.

In den 1990er Jahren ist dann erneut ein leichter Anstieg auf knapp 20 000 zu beobachten, um dann von neuem leicht nachzugeben. Die enorm rasche Zunahme der Ebinger Bevölkerung zwischen 1946 und 1956 von 14 000 auf 20 000, so muss man rückblickend konstatieren, war eine Folge der gewaltigen Bevölkerungsverschiebungen nach dem Zweiten Weltkrieg, sprich, des massiven Zuzugs von Heimatvertriebenen. Dieser Strom ist nach 1956 zu einem winzigen Rinnsal geworden. Die Erhebung in den Rang einer großen Kreisstadt ist demnach vornehmlich dem Zuzug der Heimatvertriebenen zu verdanken.

Quellen:

- Richard Kunze/ Carl Schmid, Die Gemeindeordnung für Baden-Württemberg vom 25. Juli 1955, Stuttgart 1956
- Stadtarchiv Albstadt, Stadt Ebingen, Gemeinderatsprotokoll 1956
- Stadtarchiv Albstadt, Ebinger Zeitung 2./3./6. August 1956
- Stadtarchiv Albstadt, Haushaltspläne der Städte Ebingen und Albstadt; Adressbücher (für die Einwohnerzahlen).



Die einstige Wasserversorgung von Binsdorf

Bis 1905 wurde das Städtchen ausschließlich mit Brunnenwasser versorgt – Von Horst Berner



Vor dem Bau der Binsdorfer Wasserversorgung konnte das Wasser ausschließlich aus Brunnen geholt werden.

FOTO: ARCHIV BERNER

Im Jahr 1863 heißt es in der Sulzer Kreisbeschreibung, die Stadt Binsdorf sei mit reinem Quellwasser, das acht laufende, sieben Pump- und zwei Schöpfbrunnen liefern, hinreichend versehen. Der so genannte Hummelbrunnen versiege gar nie und die übrigen verarmten nur, jedoch äußerst selten, bei anhaltender, regenloser Sommerhitze. Bis ins Jahr 1905 wurde das Städtchen Binsdorf ausschließlich mit Brunnenwasser versorgt. Beim großen Brandunglück im Jahre 1904 wurde jedoch der Wassermangel überdeutlich, das Löschwasser war innerhalb kurzer Zeit vollkommen aufgebraucht. Schon im Jahre 1870 hatte der geniale Ingenieur und Baurat Hermann von Ehmann die erste beispielhafte Wasserversorgung für einige Dörfer auf der Albhochfläche gebaut und 1896 eine Quellwasser-Versorgungsanlage für die Stadt Balingen fertig gestellt. An diese Beispiele und an ihre Pläne angelehnt, begann man in Binsdorf an eine ähnliche Konstruktion zu denken. Aus Niederschriften vom 26. April 1904, also schon vor dem verheerenden Stadtbrand im September desselben Jahres, ist zu entnehmen, dass die Stadtgemeinde Binsdorf sich mit einer neuzeitlichen Wasserversorgung beschäftigte. Verhandlungen über den Erwerb von Quellen im Nonnenwald auf Bickelsberger Markung waren mit dieser Gemeindeverwaltung schon im Gange. Ebenso mit der Stadt Rosenfeld, mit welcher erst vorgesehen war, gar ein gemeinsames Wasserversorgungsprojekt zu entwerfen und zu bauen, was sich jedoch wieder zerschlug.

Die Binsdorfer Mühle im Bubenhofertal, schon 1441 als Sägemühle in der Horgenau (Feucht-Sumpfgebiet) genannt, bot sich ideal als Pumpwerk für dieses Vorhaben an. Als erstes also mussten nun ergiebige Quellen erkundet werden und diese lagen, wie schon erwähnt, im Nonnenwald nahe Bickelsberg sowie am Seeburg und Hornbühl auf Rosenfelder Markung. Insgesamt wurden zehn Quellen, links und rechts des Cronbachtales, erörtert, wovon dann die fünf ergiebigsten Quellen gefasst wurden, d. h. es mussten Brunnenstuben gebaut werden. Dieses Quellwasser wurde in einer ca.

2000 Meter langen Gussrohrleitung, versehen mit Kontrollschächten, in welchen sich Absperrventile, so genannte Schieber befinden, mit natürlichem Gefälle zur Pumpstation geleitet. Vor dem Pumpwerk entstand ein betonierter, entsprechend großer Saugschacht, verschlossen mit gusseisernem Klappdeckel, in den das Quellwasser einfloss.

Laut Messungen im Spätjahr 1904, welches reichlich Regen hatte, war die geringste Gesamtquellenschüttung 2,13 Sekundenliter, was einer Tagesmenge von 184 000 Liter entsprach. Eine andere Messung im Jahr 1905, das sehr trocken war, ergab eine Quellschüttung von nur stark einem Liter pro Sekunde, also deutlich weniger als im Jahr zuvor, was eine Tagesmenge von nur 88 400 Liter darstellte. Es musste also mit erheblichen Schwankungen gerechnet werden.

Zur Förderung des Wasser in das auf dem Gewinn Schlippe nordwestlich von Binsdorf erbaute Hochreservoir, welches ein Fassungsvermögen von 200 000 Liter hat, wurde eine doppelwellige Kolbenpumpe (Plungerpumpe), der Firma Klotz, Maschinenfabrik in Stuttgart, eingebaut.

Zum Antrieb dieser leistungsstarken Pumpe wurde wiederum Wasser benötigt, und zwar das so genannte Arbeitswasser, welches mit einem Kanal nahe der Fischermühle im Bubenhofertal dem Flüsschen Stunzach entnommen wurde. Hier musste ein Gleitwehr mit Stellfalle zur Anstauung des Wasser gebaut werden. Der Kanal an sich war ja für die Pelz- und Binsdorfer Mühle schon aus früheren Zeiten vorhanden. Wenig oberhalb des Pumpwerkes wurde nochmals eine Staustufe mit Falle zur Regulierung der Wassermenge errichtet. Zum Antrieb der Kolbenpumpe schuf die Firma Müller Maschinen und Mühlenfabrik in Cannstatt ein enorm großes Wasserrad. Das im Durchmesser über fünf Meter messende, aus Eisen gefertigte Rad wurde an die Giebelseite des Stationsgebäudes angebaut. Dieses gewaltige Zellenwasserrad benötigte zum leistungsgerechten Antrieb der Pumpe 70 Sekundenliter Arbeitswasser, was aber der Kanal je nach Witterung

und Jahreszeit nicht immer brachte. Deshalb musste zusätzlich noch ein acht PS starker Benzinmotor eingebaut werden, dem ein Schwungrad, auf der Antriebsachse des Wasserrades befestigt, mithalf, das große Rad zu drehen.

In die Förderleitung, die nach oben zum Reservoir führte und 120 Höhenmeter überbrücken musste, waren starke Rückschlagventile eingebaut, denn der Wassergegendruck in dem Steigrohr hätte keine Wasserförderung zugelassen. Die gusseisernen Wasserleitungsrohre lieferten für die komplette Anlage die königlich-württembergischen Hüttenwerke Wasseralfingen.

Am 13. Juli 1906, also vor 100 Jahren, erfolgte die technische Übergabe der neuen Hochdruck-Wasserversorgung an die Stadtgemeinde Binsdorf. Das Protokoll des damaligen Oberamtes Sulz lautete folgendermaßen: „Die auf Grund des Beschlusses der bürgerlichen Kollegien ausgeführte neue Wasserversorgungsanlage wurde vom Staatstechniker für das öffentliche Wasserversorgungswesen, dem inzwischen verstorbenen Herrn Oberbaurat von Ehmann, bearbeitet und unter dessen Oberleitung im Laufe des Jahres 1905 gebaut und befindet sich seit Oktober in Betrieb. Die der erstmaligen Inangsetzung der einzelnen Betriebsteile vorausgegangenen technischen Proben haben zur vollen Zufriedenheit stattgefunden und haben auch keinerlei Anstände ergeben, sodass nunmehr das Werk in seiner gesamten Ausführung in das Eigentum der Stadtgemeinde Binsdorf übergeben werden kann. Die mit dem heutigen Tag zur technischen Übernahme gelangenden Lieferungen, Maschineneinrichtungen und Bauarbeiten beziehen sich auf:

1. Die Wassererfassungsanlagen an den fünf Quellen im Cronbachtal.
2. Die baulichen Veränderungen an der Binsdorfer Stadtmühle zur Unterbringung des neuen Wasserrades mit eiserner Einlaufgerinne und des neuen doppelwirkenden Pumpwerks sowie dem aus Beton hergestellten Saugschacht.
3. Die maschinellen Einrichtungen für das Pumpwerk,

bestehend:

- a) in einer doppelt wirkenden Plungerpumpe, welche im Stande ist, bei minütlich 70 Touren 2 Liter in der Sekunde nach dem Reservoir zu fördern unter einem Arbeitsdruck von 130 Meter.
- b) in einem oberflächlichen Zellenwasserrad zum Betrieb obiger Pumpe.
4. Die Druckleitung von der Pumpstation nach dem Hochreservoir und die Verteilungen von Letzterem nach und innerhalb der Stadt.
5. Das Hochreservoir-Bauwesen.

Bezüglich der Garantiezeit wird hiermit festgestellt, dass dieselben für sämtliche Unternehmer mit dem 1. Februar 1906 beginnt.

- a.) Für den Lieferanten der maschinellen Einrichtungen, Fabrikant E. Klotz, Stuttgart.
- b.) Für die Unternehmer der Grab-, Erd- und Maurerarbeiten Firma Jakob Bosch u. Co. Truchelfingen.
- c.) Für das gesamte Leitungs- und Röhrensystem Königliches Hüttenwerk Wasseraltingen.

Sämtliche Arbeitsausführungen und Lieferungen für die Wasserversorgung der Stadtgemeinde Binsdorf wurden vertragsmäßig hergestellt und für die heutige technische Übernahme und Übergabe an die Stadtgemeinde als geeignet befunden, wobei ausdrücklich bemerkt wird, dass alle sich während der Garantiezeit zeigende Mängel von den betreffenden Unternehmern unweigerlich sofort zu beseitigen sind.

Die bürgerlichen Kollegien der Stadtgemeinde Binsdorf haben von vorstehendem Protokoll Kenntnis genommen, erklären sich mit dessen Inhalt einverstanden und betrachten die neue Wasserversorgung mit der nunmehrigen förmlichen Übergabe als eine in Eigentum und Betrieb der Stadtgemeinde übernommene Anlage.

Die Gesamtkosten beliefen sich auf 82 000 Mark, wozu es vom Königreich Württemberg pro Person 11 Mark Zuschuss gab. Sodass bei 804 Einwohnern eine Pro-Kopf-Verschuldung von 91 Mark zustande kam.

Schon im Jahr 1918 musste die Stauwand am Gleitwehr nahe der Fischermühle wegen Materialfehler erneuert werden.

Im Jahr 1944, also nach 38-jähriger Laufzeit, war die doppelwellige Kolbenpumpe ausgelaufen, sie war nach dieser doch beträchtlichen Laufzeit verschlissen und sollte in absehbarer Zeit ausgetauscht werden, d. h. durch eine neue Pumpe ersetzt werden. Aber in diesem letzten Kriegsjahr war so ein Gerät nicht mehr erhältlich. Geschickte Hände und eine Menge Improvisation hielten diese so wichtige Pumpe nochmals eine kurze



Die Pläne von Hermann von Ehmann (1844-1905) dienten als Grundlage für die Binsdorfer Wasserversorgung.

FOTO: STADTARCHIV BALINGEN

Zeit in Betrieb, bis sie dann im August 1945 den Geist endgültig aufgab.

Aber ein kleines Wunder geschah, der schreckliche Krieg war schon einige Monate zu Ende, der Kreis wurde von der französischen Militärregierung und einen kommissarisch eingesetzten Landrat verwaltet. Dieser Mann stand den Binsdorfern bei, er wusste Rat, denn im nahe gelegenen Lochenheim, ganz oben am Pass, am so genannten „Lochengründle“, in diesem Haus,

das teilweise zerstört war, gab es so eine passende Pumpe wie sie im Wasserwerk in Binsdorf dringend benötigt wurde. Nach äußerst zähen Verhandlungen mit der französischen Besatzungsmacht wurde die Pumpe letztendlich doch für Binsdorf freigegeben. Schon bald konnte die bekannte Balingen Schloßerei Roller die Pumpe samt Zubehör in der Pumpstation in Binsdorf einbauen und die so wichtige Wasserversorgung war wieder hergestellt.

Die Einwohnerzahl des Städtchens erhöhte sich nach und nach und auch einige Industriebetriebe siedelten sich an – immer mehr Wasser wurde benötigt. 1955 entschloss sich die Gemeinde, nahe der Pumpstation einen Schatbrunnen zur Grundwasser-Gewinnung anzulegen. Es wurde sodann ein Tiefbrunnen mit 8,70 Meter gebaut. Dieser Brunnen bestand aus Betonringe mit zwei Metern Durchmesser, wobei die unteren Ringe mit Bohrungen versehen waren. Dadurch konnte das Grundwasser durch eine eingefüllte Kiesschicht einströmen. Diese Kiesschüttung diente als Filter und wurde in etwa zweijährigem Turnus von der Feuerwehr gereinigt, wozu der Tiefbrunnen leergesaugt wurde. Nach Inbetriebnahme dieses Grundwasserbrunnens transportierte eine Kreiselpumpe das eingeflossene Wasser in den Ansaugschacht der Pumpstation. Vorher reichte nun das Wasser wieder für die Gemeinde aus.

In der Zeit um 1960 wurde das große Wasserrad demoniert, es musste dem technischen Fortschritt weichen und wurde in der Station durch eine leistungsstarke Turbine, eine Strömungskraftmaschine ersetzt. Mit dieser Turbine wurde nun ein Generator zur Stromerzeugung angetrieben, d. h. den Antrieb der Kohlpumpe zur Wasserförderung übernahm nun ein Elektromotor. Wenn kein Trinkwasser nach oben ins Reservoir zu fördern war, wie zum Beispiel nachts, wenn kaum Wasser gebraucht wurde, konnte Strom erzeugt werden, welcher ins Netz der Energie-Versorgung eingespeist wurde.

Mit Zunahme von Haushalten und weiteren Industriebetriebe, reichte schließlich das Wasser der eigenen Versorgung nicht mehr aus und somit stand einem schon des öfteren debattierten Anschluss an die Wasserversorgungsgruppe Hohenberg – Kleiner Heuberg nicht mehr im Wege, was in den Jahren 1978 und 1979 durchgeführt wurde.

Literatur:

– Stadtarchiv Binsdorf: Pläne und Unterlagen zum Bau der Wasserversorgung, 1904 – 1906.

Ausverkauf einer Jugend

Erinnerungen von 1933 bis Kriegsende 1945 – Von Dipl.-Ing. (FH) / Betriebswirt VWA Gerhard H. Roth, Teil 2

Viele Gräber in der KZ-Gedenkstätte unweit Balingen erinnern an diese unheilvolle Zeit. Dies alles ist in der ersten halben Stunde nach unserer Ankunft geschehen. Jetzt musste entladen werden. Viel Gepäck, drei Flugabwehrgeschütze und eine Menge Munition. Die kommende Nacht schliefen wir schon auf weichem, duftenden Heu in einer Scheune in der nahe liegenden Dreschhalle in Dormettingen. Diese Scheune gibt es heute noch! Im Frühjahr 2003 habe ich nach 59 Jahren wieder davor gestanden!

In den ersten Wochen nach Ankunft, haben wir in so genannten „Finnenhütten“ (ähnlich einem Zelt) gewohnt. Bei dem nassen Herbstwetter ist das eine „Mords Schweinerei“ gewesen. Später sind dann Wohnbaracken gebaut worden.

Warum sind wir in diesen Ort, in diese Hölle gekommen? Ein Flugplatz sollte dort gebaut werden. Außerhalb auf freiem Feld haben wir nun die Flakstellung gebaut. Rasch hat man die Geschütze in den Boden eingegraben und mit einem Erdwall versehen. Überall standen Munitionskisten herum. Das sollte noch für einen dieser Männer wichtig werden.

Für die Erdarbeiten ist uns nämlich eine Arbeitskolonne von 10 bis 15 dieser jüdischen Menschen, die wir bei unserer Ankunft erlebt hatten, zugeteilt worden. Im Gegensatz zu dort hatten sie es hier bei uns besser. Abwechselnd mussten wir, mit scharf geladenem Gewehr, die Gruppe bewachen. Wir hatten Befehl, sofort zu schießen, wenn sich einer mehr als 25 Meter von uns entfernte. Man stelle sich vor, hier 16-jährige „Kinder“ mit Schießbefehl und einem scharf geladenen Gewehr

und dort 50-jährige, wehrlose, schwache und abgemagerte Männer, die unsere Väter hätten sein können! Dieser Befehl galt auch für den Fall, wenn im freien Feld eine Notdurft verrichtet werden musste, und der Betreffende sich mehr als 20 Meter entfernt! Eine absurde und schizophrene Situation.

Ich habe heute noch ein gutes und beruhigendes Gefühl, dass wir uns dort zu Mitmenschen christlich verhalten haben. Wir haben geholfen, wo wir konnten. Es hat sich bald gezeigt, dass die Häftlinge keine schlechteren Menschen waren und meist ordentliche Berufe hatten. An einen Mann erinnerte ich mich noch genau. Er ist Bauingenieur gewesen, Ingenieur, was ich erst noch werden wollte. – Ob er überlebt hat?

Bald hatten wir auch herausgefunden, dass bei der Gruppe, die wir jeden Tag am Lager abholen mussten, ein Schneider war. Diesem bauten wir aus Munitionskisten einen Quadratischen Raum mit „Kistentisch“, wo er unsere beschädigten Kleidungsstücke flicken und Knöpfe annähen durfte. So war uns und ihm geholfen!

Diese für uns selbstverständliche humane Behandlung hatte sich anscheinend im Lager herumgesprochen. Wir haben Häftlinge bekommen, die freundlich und uns wohlgesonnen gewesen sind. Wir haben uns deren Tragödie nicht entziehen können. Ohne, dass wir es wollten, haben wir an ihrem Schicksal Anteil genommen.

Hätte ich doch einige Namen oder persönliche Daten aufgeschrieben! – Schade.

Unser Zugführer, ein Österreicher aus St. Pölten, hat

da nie eingegriffen, er hat uns „machen lassen“. Unser Verhalten war ihm sicher nicht verborgen geblieben.

Einmal ist ein Todkranker dabei gewesen. Seine Kameraden baten für ihn, ob sie ein Feuer machen dürften, um den fieberschlotternden Mann etwas zu wärmen. Ich hatte da gerade Wachdienst. Selbstverständlich habe ich es erlaubt.

Was dann folgte, beschämt mich noch heute. Männer, wie mein Vater, sind aus Dankbarkeit vor mir auf den Knien gekrochen und haben sich bei mir bedankt. Eine für mich beschämende Situation. Ich war doch auch ein Mensch wie sie, weder edler noch mehr wert. Ich war schon gar nicht „allgewaltig oder gottähnlich“, wo man auf Knien danken musste! Der Kranke durfte ans wärmende Feuer sitzen und musste an diesem Tag nicht arbeiten. Am nächsten Tag war er nicht mehr dabei? Sie berichteten, dass er in der Nacht gestorben sei.

Dass „Geben“ glücklich und zufriedener machen kann, habe ich dort auch erfahren, wie bisher in meinem Leben noch nicht. Die Dankbarkeit dieser Menschen war überwältigend. Wir haben nämlich den Inhalt der Heimatpäckchen, die uns unsere Eltern immer wieder gesandt haben, jeder Urlauber brachte solche mit, mit diesen armen Menschen geteilt. Was wohl aus ihnen geworden ist?

Die Flakstellung musste in der Nacht bewacht werden. Die Nächte sind manchmal stockdunkel gewesen. Jede Wache dauerte eine Stunde. Bei ungefähr 25 Flakhelfern traf es den einzelnen jeden zweiten Tag. Wenn es ganz dunkel gewesen ist, ist es schaurig gewesen. Wir wussten, dass wegen der vielen Häftlinge in den Lagern,

die Gefahrensituation nicht klein war. Gefährlich wurde es aber besonders bei Vollmond, wo die Wache von allen Seiten hell beleuchtet wurde. Es ist keine Nacht vergangen, in der nicht in verschiedenen Richtungen Schüsse gefallen sind! Dann ist alles ganz schnell gegangen. Von heute auf morgen kam der Marschbefehl. Abbauen, auf die Bahn verladen, abfahren, das alles ist im Stundenrhythmus geschehen.

Wieder ist das Ziel unbekannt gewesen, bis wir, mitten in der Nacht anhielten und uns auf dem Kornwestheimer Güterbahnhof befanden. Der Güterzug ist dort für die Weiterfahrt neu zusammengestellt worden. Unsere Eltern hatten erfahren, dass wir für einige Stunden dort sind und sie waren, zu unserer großen Überraschung, alle gekommen. Verpflegungssorgen hatten wir dann auf dieser Fahrt nicht mehr.

Bruchsal ist aufgetaucht, dann Schwetzingen. Überraschenderweise führte die Fahrt dann nach Süden und endete in Waghäusel-Kirrlach. Dort gab es eine große Zuckerfabrik und einen Fliegerhorst für Jagd-

flugzeuge MW 109. Zu dessen Bewachung wir jetzt dorthin verlegt worden waren. Der erste Angriff amerikanischer Jagdbomber (Thunderbold) erfolgte schon am dritten Tag nach unserer Ankunft. Wir hatten noch nicht Stellung bezogen und verkrochen und deshalb so gut es ging. Feuerbereit sind wir noch nicht gewesen.

Ein „Erlebnis“ an diesem Tag werde ich nie vergessen. Ich musste zu einer Scheune rennen, in der unsere Stahlhelme lagerten. Es sind ungefähr hin und zurück je 100 Meter gewesen. Während ich unterwegs war, flog eine Maschine in geringer Höhe im Kreis um mich herum. Ich habe, während ich dem Lauf um mein Leben, nach oben geblickt und deutlich in der schräg liegenden Maschinen in das Gesicht des Piloten gesehen, mit seinen großen „Fliegerbrillenaugen“. Er hat zu mir geblickt, – ja – mich direkt angestiert! Warum hat er abgedreht und nicht geschossen. Er hatte mir das Leben geschenkt.

Als Heilbronn 1944/45 im Bombenhagel unterging waren wir auch alarmiert. Plötzlich flog auf dem Rück-

flug nach Westen in geringer Höhe eine angeschossene viermotorige Maschine, nachdem sie ihre Last abgeladen hatte, auf uns zu. – Direkter Anflug, ganz langsam! – Eine bessere Schussposition konnte es nicht geben. Wir fieberten dem Ereignis entgegen. Als es dann endlich soweit gewesen wäre erhielten wir keine Fahrerlaubnis und mussten zusehen, wie dieser weidwunde „Vogel“ in vielleicht 400 Metern Höhe über uns hinweg davonflog. Wir sind wütend gewesen! Was war geschehen? Vielleicht sollte nicht verraten werden, dass da jetzt Flak war, – ich weiß es nicht. Es kann sein, dass dieser Ablauf nicht nur der Flugzeugbesatzung das Leben gerettet hat, sondern auch uns?

Wahrscheinlich wäre die Maschine, so wie die Situation gewesen ist, direkt auf unsere Stellung gefallen? An diese Möglichkeit hatten wir in unserer jugendlichen Begeisterung nicht gedacht. Hat der Offizier, der die Erlaubnis verweigerte diese Gefahr gesehen und uns damit gerettet?

DAS AKTUELLE BUCH

Die richtige Ferienmischung

Neue Bücher laden zum Schmökern ein – Von Daniel Seeburger

Die Urlaubszeit steht vor der Tür – und man kann in der Fremde oder aber zuhause auf dem heimischen Liegestuhl so richtig entspannen. Endlich hat man einmal Zeit, ausgiebig zu lesen. Eine Reihe von Neuerscheinungen laden zum Schmökern ein. Aber auch zur Aktivität. Denn wer rastet, rostet auch im Urlaub. Die richtige Mischung macht's. Wandern, Rad fahren UND lesen – das ist die beste Ferienmischung.

Zwei interessante Bücher sind im renommierten Stuttgarter Theiss-Verlag erschienen. Jährlich berichtet der Verlag in einer Reihe über die archäologischen Ausgrabungen im Ländle. Der Leser bekommt in „Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2005“ (272 Seiten mit zahlreichen farbigen Abbildungen) einen Überblick auch über die Arbeiten und Funde in der Region. So beschäftigt sich Hartmann Reim mit den Ausgrabungen eines Tuffsteinkellers im Handwerkerquartier des römischen Sumelocenna in Rottenburg. Klaus Kortüm beleuchtet die Nachuntersuchung in der villa rustica von Oberndorf-Bochingen. Äußerst interessant für die Lokalhistoriker ist der Artikel „Archäologie einer Stadt – Neue Grabungen im römischen und mittelalterlichen Rottweil“. Von überörtlicher Bedeutung sind die letztjährigen Grabungen auf dem Münsterplatz in Konstanz, über die J. Heiligmann berichtet. Bedeutend ist diese Grabung unter anderem deshalb, weil tausende von Besuchern sie in der Stadt hautnah miterleben konnten. Einen Ausflug zur keltischen Heuneburg bei Herberingen-Hundersingen ist immer wieder ein Erlebnis. Davor ist es von Vorteil, sich den Artikel „Stein für Stein...Überraschende Befunde im Bereich der Befestigungssysteme der Heuneburg-Vorburg“ von J. Bofinger zu Gemüte zu führen.

Nicht nur für Wanderer und Ausflügler bietet sich das vom Schwäbischen Albverein und dem Verein Naturpark Schwäbisch-Fränkischer Wald herausgegebene und im Theiss-Verlag erschienene Werk „Naturpark Schwäbisch-Fränkischer Wald“ (328 Seiten mit 132 meist farbigen Abbildungen) von Peter Strähle aus der Reihe: „Natur-Heimat-Wandern“ zur Lektüre an. Das handliche Buch passt in jeden Rucksack und spricht vor allem den anspruchsvollen Tourengänger an. Zu den verschiedenen Wanderwegen, die vorgeschlagen werden, bietet das Buch eine interessante Einführung in die Geologie, Pflanzenwelt und Geschichte dieser Kulturlandschaft. Das Lesen dieses Buches ersetzt zwar nicht das persönliche Erkunden des Schwäbisch-Fränkischen Waldes. Nach der intensiven Lektüre kommt man sich allerdings sehr heimisch vor.

Der Reutlinger Oertel und Spörer-Verlag beschäftigt sich in drei Werken mit der Region. In einem sehr sympathisch aufgemachten kleinen Büchlein widmen sich Helmut Bachschuster und Bernd Storz einem ganz besonderen Bauwerk. „Die Pfullinger Unterhosen – Ein Turm macht Geschichte“ (94 Seiten, viele farbige Abbildungen) heißt das Werk über das wohl seltsamste

Gebäude in der Umgebung. Bis ins kleinste Detail lernt der Leser den Aussichtsturm kennen, von dem man seit 100 Jahren vom Albtrauf ins Land schauen kann. Sogar die Fußabkratzer am Turmeingang werden berücksichtigt. Also, das Büchlein lesen, die Wandertiefel schnüren und ab zur Pfullinger Unterhose!

„Ermstal und Uracher Alb“ heißt der Bildband von Emanuel K. Schürer und Rainer Fieselmann (120 Seiten, viele farbige Bilder). Die Autoren gehen nicht nur auf die Geschichte und die landschaftliche Schönheit dieses bezaubernden Fleckchens Erde ein. Auch die wirtschaftliche Entwicklung in den vergangenen Jahren darf nicht fehlen. So steht das Outlet-Paradies Metzingen Graf Eberhard im Bart gegenüber. Ein Buch, wie die Region, die es vorstellt: Es lebt von den Gegensätzen.

Wer einen ganz besonderen Abenteuer-Urlaub im eigenen Ländle erleben möchte, sollte sich den Reiseführer „AlbTour – Fahrrad- und Wandertouren von Bauernhof zu Bauernhof auf der Schwäbischen Alb“ (184 Seiten, eine Landkarte) von Elisabeth Laux, Pia Münch und Andrea Traub zulegen. Dieser etwas andere Reiseführer ist äußerst sympathisch und locker geschrieben und durch den strapazierfähigen Plastikeinband bestens geeignet für den Rucksack. Die Touren gehen von Bauernhof zu Bauernhof. Dort kann man nach der Tour sein ermüdetes Haupt zur Ruhe legen – aber nicht, ohne vorher die landestypischen Köstlichkeiten versucht zu haben. Ein Fünf-Sterne-Reiseführer!

Mit „Hans und Hannah – Eine deutsch-jüdische Geschichte“ (200 Seiten) hat der Böblinger Schriftsteller Erich Kläger im Böblinger ameles-Verlag eine anrührende, packende und sehr lesenswerte Geschichte zu Papier gebracht. Hans und Hannah werden 1938 getrennt. Sie ist der Ermordung entkommen, er hat den Krieg überlebt. Nach dem Krieg blieben sie getrennt. 30 Jahre später macht sich Hans auf den Weg in den Kibbuz Shavej Zion. Die Geschichte ist zwar rein fiktiv, zeigt aber das Verhältnis nicht nur der Menschen zueinander, sondern auch der beiden Völker auf beeindruckende Art auf.

Zu einem richtigen Urlaub gehört auch ein spannender Krimi. Man muss aber nicht immer zu Donna Leon oder Henning Mankell greifen. Denn was gibt es schöneres, als in der Toskana oder auf Mallorca wenigstens literarisch in der Region zu bleiben. Gabriele von Ehrenfeld hat mit dem im SP-Verlag erschienen „Halbstarke“ (125 Seiten) einen äußerst starken Kriminalroman geschrieben, der Vergleiche mit den Perlen der Krimiliteratur nicht zu scheuen braucht. Der literarisch versierte Leser stößt immer wieder auf Zitate aus „Das Buch der Unruhe“ des großen portugiesischen Schriftstellers Fernando Pessoa. Das anspruchsvolle Werk, das in Tübingen spielt, ist trotz seiner zahlreichen literarischen Anspielungen flüssig und angenehm zu lesen. Eine Urlaubs-Krimilektüre auf allerhöchstem Niveau.

Exkursion an die Enz

Die Heimatkundliche Vereinigung Zollemalb unternimmt am Samstag, 18. September (nicht wie im Jahresprogramm angegeben am 17.) unter der Leitung von Margarete Bühler-Weber eine Exkursion an die Enz. Die Enz ist ein Fluss mit zwei Gesichtern: Von der Quelle bei Gompelscheuer / Enzklosterle bis Pforzheim ist sie ein typischer Schwarzwaldfluss. Fließt durch ein relativ enges Tal, auf dem Flößer mit ihren Hölzern unterwegs waren. Ab Pforzheim wird das Tal weiter, Weinberge säumen ihren Weg, und die Enz mündet in Schlingen bis zur Mündung in den Neckar bei Walheim/Besigheim. Die Exkursion beginnt an der Quelle der Enz und führt nach Bad Wildbad. Ein typisches Schwarzwaldbad und früher beliebt bei Fürsten, Königen und ausländischen Gästen. Anschließend wird das Flößer- und Heimatmuseum in Calmbach besichtigt. Mittagspause ist in Roßwag – ein idyllisches Winzerdorf. In Vaihingen steht der Besuch von Schloss Kaltenstein auf dem Programm, Hauptsitz des 1947 gegründeten Christlichen Jugenddorfwerkes durch Pastor Dannemann. Den Abschluss bildet Besigheim, ein Städtchen hoch über dem Neckar auf einem Felsensporn erbaut. Abfahrt ist in Ebingen um 6:30 Uhr am Busbahnhof und in Balingen um 7 Uhr an der Stadthalle. Anmeldungen bei Erich Mahler, Telefon (0 74 71) 155 40.

Die Autoren dieser Ausgabe

Dr. Peter Thaddäus Lang
Stadtarchiv Albstadt
Postfach 125
72422 Albstadt

Gerhard H. Roth
Schulstr. 26
71672 Marbach

Horst Berner
Zollernstr. 3
72351 Binsdorf

Daniel Seeburger
Zollern-Alb-Kurier
Grünwaldstr.15
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollemalb

Vorsitzender:
Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Erich Mahler, Mörikeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

Balingens letzte Turmwächter

Erinnerungen an Pauline und Jakob Haasis – Von Waldemar Rehfuss

Das Gerüst am Turm der Stadtkirche ist längst wieder abgebaut. Auch das Turmdach hat inzwischen die dem Kupfer eigene Patina angenommen. Im Inneren des Turmhelmes hat sich ebenfalls einiges verändert. Die uns Älteren noch in Erinnerung gebliebene Teilung der einstigen Wohnräume gibt es nicht mehr. Nur die in den stehenden Balken sichtbaren Verzäpfungen lassen die Größen noch erahnen. Dafür ist ein freier Blick bis ins das oberste Gebälk möglich.

Was liegt nun näher, heute auch einen Blick in die Vergangenheit und Geschichte dieser ehemaligen Behausung zu werfen. Bis um das Jahr 1900 war hier oben die Wohnung für eine siebenköpfige Familie. Aber lassen wir den Chronisten vergangener Tage zu Wort kommen. Es soll eine Erinnerung an die letzte Balingen Turmwächterin sein:

„Pauline Haasis war eine geborene Geiger und hat im Oktober 1879 den aus Leidringen stammenden Jakob Haasis geheiratet. Er trug den Übernamen „Walloner“ weil sein Stiefvater Hettinger von ihm behauptete, er könne einmal etwas Großes werden, so ähnlich wie der Wallenstein. Aus Wallenstein hat der Volksmund dann den Namen „Walloner“ geformt. Als solcher ist er bei Karl Hötzer u. a. in „A räs Bluet“ in die Stadtgeschichte eingegangen.

Sechs Jahre lang hauste er mit seinem „Päule“ und seinen fünf Töchtern in der Turmwächterwohnung auf der Stadtkirche. Die zwei jüngsten Kinder (Luise, gebo-

ren im Februar 1895 und Else Frieda, geboren im April 1899) haben hoch über der Stadt das Licht der Welt erblickt. Die Hebamme musste dazu die 185 Stufen mehrmals herauf- und heruntersteigen.

Der Dienst als Turmwächter gefiel dem Walloner außerordentlich, denn es gab dabei nicht viel zu tun. Seine Aufgabe war lediglich, über nächtliche Brandgefahren in der Stadt zu wachen. Das Läuten der Glocken wie auch die Wartung der Turmuhr ging ihn nichts an. Zur Kontrolle seiner Anwesenheit musste er stündlich ein Glockenzeichen geben und zwar hinüber zum Rathaus. Das konnte er oder sein Päule bequem vom Kanapee in der Stube aus besorgen, wo mit einem Riemen das Kontrollglöckchen (es ist die heutige Segenglocke im kleinen Türmchen) bewegt werden konnte. Das Läuten der großen Kirchenglocken besorgen Schüler der nahen Spital- und Krottengrabenschule, die sich aus diesem Dienst einen Spaß machten. Unten in der Stadt ging außerdem der Nachtwächter seine Runden ab. Er kündigte die Stunden an und bot in den Wirtschaften ab, wenn es Zeit zum Zapfenstreich war.

Ein Handwerk hatte Jakob Haasis nicht gelernt aber aufs Schuhflicken verstand er sich dennoch. Da saß der Jakob nun oft in seinem Turmstübchen, hatte den Knieriemen übergezogen und hantierte an zerrissenem Schuhwerk herum.

Viel lieber aber hing er sich die Jagdflinte um und ging hinaus in seine Jagdgründe, die er in der Gegend



Balingens letzte Turmwächterin
Pauline Haasis.

von Dautmergen und Schömberg hatte. Später war er Jagdgenosse der Brüder Eisele, wobei er manchmal im Mittelpunkt ergötzlicher Streiche stand (s. oben). Im Balingen Kirchenregister ist der Beruf „Jäger“ fein säuberlich nachgetragen worden!

Es gehörte schon eine besondere Freude dazu, auf dem hohen Turm zu wohnen und die vielen Stufen weiß Gott wie oft auf- und abzulaufen. Das Brennholz und das Wasser wurden außen am Turm hochgezogen. Aber dem Päule war nichts zu viel, hatte es doch von Jugend auf harte Arbeit leisten müssen. Viele Jahre hatte es in der „Krone“ und beim Schulerbäck geputzt und gewaschen, oft bis in die tiefe Nacht hinein.

Die Turmwohnung bestand aus einem Stübchen, einem Kämmerle, einem Küchele und einem großen Speicher. Winters hatte man tüchtig einheizen müssen, denn da oben bekam man die kalte Luft aus erster Hand. Sonntags kam meist Besuch von der Stadt herauf. Kinder und Erwachsene wollten die schöne Aussicht genießen.

Als Stadtschultheiß Eisele einmal von seinem Dienstzimmer aus beobachtete, wie die Kleinsten der Familie Haasis halsbrecherisch auf dem Turmumlauf herumtorkelten, veranlasste er sofort die Abberufung dieser Turmwächter und beschaffte ihnen unten in der Stadt eine passende Wohnung. Im Adressbuch der Stadt Balingen von 1936 findet sich der Eintrag: Haasis, Pauline, Witwe, Oelbergstraße 10.

Am 16. September 1918 ging Jakob Haasis im Alter von erst 62 Jahren in die „ewigen Jagdgründe“ ein, sein Päule folgte ihm am 4. Februar 1944 im Tode nach. Nun sind über 110 Jahre vergangen und die ehemalige Turmwächterwohnung kann in ihren Abmessungen nur noch vage ausgemacht werden. Einzig ein Foto vom Wohnzimmerofen ist noch erhalten. Vorhanden im Turm ist noch der Göpel vom einstigen Holz- und Wasseraufzug sowie das Küchele.

Es scheint mir wert, diese Turm-Geschichte wieder in Erinnerung zu bringen, zeugt sie doch von großer Armut und zugleich Bescheidenheit vergangener Tage.



Kam bei schlechtem Wetter zum Einsatz: Der Wohnzimmerofen im Türmerzimmer (Foto um 1940).

Ein Opfer der Kirchen-Modernisierungen

Der Dormettinger Altarbauer Josef Bertsch (1841 bis 1911) – Von Lina Berner



Auf diesem Bild von der Dormettinger Kirche, das vor 1945 aufgenommen worden ist, sieht man alle drei von Josef Bertsch geschaffenen Altäre und die Kanzel

Die Familie Bertsch aus Dormettingen hat in der Vergangenheit mehrere interessante Persönlichkeiten hervorgebracht. Mit einem Portrait des Altarbauers Josef Bertsch starten wir in dieser Ausgabe eine kleine Serie.

In den vergangenen Jahren sind einzelne Anfragen nach Dormettingen gekommen, um Auskunft über den Altarbauer Josef Bertsch zu erhalten. Obwohl die meisten seiner Altäre inzwischen abgebaut und teilweise auch vernichtet wurden, gibt es noch einige, die erhalten sind und zum Teil auch renoviert wurden. Diese findet man hauptsächlich noch in Vorarlberg. In unserem Raum wurden nach dem Krieg die meisten Kirchen renoviert und modernisiert. Die neugotischen Altäre wurden nicht mehr gebraucht und verschwanden somit.

Sein Leben

Josef Bertsch wurde am 6. April 1841 in Dormettingen geboren. Er war der Sohn von Eusebius Bertsch, Akziser und Bauer, und dessen Ehefrau Elisabeth, geb. Erler. Seine Schulzeit verbrachte er in Dormettingen. Danach machte er eine Lehre als Schreiner, ging dann aber gleich über zur Kunstschreinerei und zum Altarbau. Diese Lehre machte er bei Altarbauer Bonifazius Schwarz in Ödheim bei Neckarsulm. 1866 und 1870-71 war er Soldat im und nahm an den Kriegen gegen Österreich und Frankreich teil. Anschließend (1874/75) machte er sich mit einem eigenen Geschäft selbstständig. 1877 heiratete er die Lehrerstochter Emilie Ott aus Erlaheim, die er bei Arbeiten in der dortigen Kirche kennen lernte. Aus der Ehe gingen 15 Kinder hervor, von denen 6 im Kindesalter starben.

Das Alterbauergeschäft florierte in jener Zeit sehr gut. Josef Bertsch beschäftigte immer drei bis vier Bildhauer. Seine älteste Tochter Rosine wurde frühzeitig als Vergolderin ausgebildet. Josef Bertsch war künstlerisch veranlagt und ein sehr begabter Altarbauer. Deshalb wurde er in seiner Arbeit von einigen Bischöfen gefördert, für die er viele Aufträge ausführte. Seine Arbeiten

waren gefragt, er lieferte sogar ins benachbarte Ausland Österreich (Vorarlberg) und die Schweiz.

Josef Bertsch starb im Juli 1911 im Alter von 70 Jahren.

Sein künstlerisches Werk

Josef Bertsch war Altarbauer – Ornamentiker. Als Ornamentiker werden die Verzierungen an Werken der Baukunst sowie im gesamten Kunstgewerbe bezeichnet. Das Schmuckbedürfnis hat schon in allerfrühester Zeit die ornamentale Kunst begründet. Sie veränderte sich in verschiedenen Epochen, es gibt die Tierornamentik, die Pflanzenornamentik und andere Arten der Ornamentik. Während der Schaffenszeit von Josef Bertsch war der Kunststil in Kirchen hauptsächlich Neugotik mit Pflanzenornamentik. Als Ornamentiker fertigte Josef Bertsch den Aufbau der Altäre mit sämtlichen Schnitzereien und Ornamenten. Das Vergolden übernahm er ebenfalls. Für diesen Teil der Arbeit bildete er später seine Tochter Rosina als Vergolderin aus. Die Figuren bezog er von den Bildhauern Metzger aus Überlingen und Leins aus Horb. Ergänzend fertigte er auch Teile für Beichtstühle, Kerzenständer, Messpulte, Holzfelder-Decken mit Schnitzereien etc. Josef Bertsch baute eine ganze Reihe von Altären.

Dormettingen, Pfarrkirche St. Matthäus

Die Kirchenchronik Dormettingen gibt Aufschluss über seine Arbeit für die Altäre in Dormettingen, die um 1900 entstanden sind:

„1901 – es wurde ein neuer Hochaltar aufgestellt, der Altaraufbau stammt von dem Altarbauer Bertsch daher und kostet 1900 M. Das Reliefbild, nach Anweisung des hochwürdigsten Bischofs Paul Wilhelm von Bildhauer Metzger von Überlingen gefertigt: Chr. beruft Matth., den Kirchenpatron: 800 M. Die Figuren, ebenfalls von diesem Künstler Metzger, darstellend Petrus und Paulus: 200 M. Der ganze Hochaltar also 3100 M. 1902 – Sodann erfolgte die Aufstellung der 2 Nebenaltäre, der Aufbau des Marienaltars wurde von Altarbauer

Bertsch um 900 M geliefert (ein Flügelaltar), die Figuren von Leins in Horb um 500 M, zus. Um 1400 M; das ganze ist ein Geschenk des hochw. H. Pfarrer Scherer, eines gebürtigen Dormettingers, die erhabene Mutter Jesu möge es ihm belohnen! Der Josefsaltar von Bertsch, hier, gemacht um 850 M, die Figuren von Leins in Horb um 500 M, zus. 1350 M durch freiw. Beitr. bezahlt!

Altarbauer Bertsch machte für die Pieta eine Console aus Eichenholz geschnitzt und auch vergoldet für 60 M. Später wurde die Kanzel restauriert, mit einer neuen Stütze versehen von Altarbauer Bertsch, hier, um 330 M.“ Der Altar ist nicht mehr erhalten

Dotternhausen, St. Martinuskirche

Im Deutschen Volksblatt; Stuttgart von 23. November 1886 erscheint eine Beschreibung über die neue frühgotische Kirche in Dotternhausen: „Die Hauptperle im Inbau ist der Hochaltar. Der Unterbau ist von Unternehmer Faulhaber, Rottweil, ausgeführt, der Holzaufbau wie auch die Seitenaltäre von Altarbauer Bertsch in Dormettingen. Letztere sind ziemlich kleiner und viel billiger, aber im Charakter dem Aufbau des Hochaltars entsprechend, mit je 3 Figuren. ... Die Beichtstühle zeichnen sich aus durch die Originalität des Entwurfs wie durch geschmackvolle Ausführung und praktische Bequemlichkeit und sind verhältnismäßig sehr billig gefertigt. Dieselben sowie der Taufsteindeckel, Sakristeischrank und Messpult sind wieder von Altarbauer Bertsch hergestellt. Auch dieser Altar ist nicht mehr erhalten.“

Balingen, Heiliggeist-Kirche

Josef Bertsch fertigte den Hochaltar aus Eichenholz mit Gott Vater und Christus am Kreuz, den Josefsalter und den Taufstein. Aus dem katholischen Pfarrarchiv Balingen: Vertrag: Der katholische Kirchenstiftungsrat Balingen überträgt dem Altarbauer Bertsch in Dormettingen die Fertigung des Hochaltars für die katholische Kirche in Balingen nach der vom Hochw. Bischof. Ordi-

nariat genehmigten Zeichnung und Bertsch verpflichtet sich, die Arbeit unter folgenden Bedingungen auszuführen: Die Arbeit muss künstlerisch sein. Die Detailzeichnung zum architektonischen Aufbau ist vor Beginn der Arbeit der Bauleitung zur Prüfung vorzulegen. Die Statuten müssen fehlerlos und schön ausgeführt sein. Das Material ganz reines Eichenholz für die sichtbaren Architekturteile, ohne Fassung, soweit letztem nicht extra gewünscht wird, muss tadellos sein. Garantie gegen Wurmfraß ist Bedingung. Die Zusammensetzung der einzelnen Teile muss erstens strengsten Ansprüchen genügen, die Kantenblumen müssen aus einem Holz mit den Fialen sein, nicht bloß angesetzt sein, die Eckverbindungen verzinkt sein und überhaupt die Zusammenfügung nach allen Regeln meistermäßiger Schreinerarbeit gefertigt sein. Termin der Aufstellung 10. November 1898, Conventionalstrafe pro 1/2 monatliche Verspätung 50 M, Garantie für gute Arbeit und tadelloses Material 5 Jahre, Preis für die ganze Arbeit inkl. Statuen, aber den massiven Stipes (Unterbau) hinter dem einschließenden Holzantipedium ausgeschlossen, inkl. Transport und Aufstellen – 3000 M Dreitausend M. Auch dieser Altar wurde abgebaut und wohl zerstört.

Schramberg-Sulgen, St. Laurentiuskirche

Für diese Kirche fertigte Josef Bertsch 1877 den Hochaltar, den Beichtstuhl und die Kommunionbank, 1890 kam die Kanzel dazu. Nach dem Bau einer Kirche in Sulgen wurde vom „Förderkreis Alte Laurentiuskirche“ die alte Kirche in ein Museum umgestaltet. Darin sind die oben aufgeführten Teile erhalten und aufgestellt.

Altäre in Österreich

Nach Vorarlberg, sind mehrere Altäre von Josef Bertsch geliefert worden. In den Heften „Rund um Vorarlberger Gotteshäuser“ von 1936 und in „Topographische Beschreibung des Generalvikariats Vorarlberg“ sind folgende Altäre genannt:

Feldkirche, Dompfarrkirche z. hl. Nikolaus

„Die zwei Seitenaltäre im Langhaus sind Flügelaltäre . . . Die Statue des hl. Joseph (auf dem rechten Seitenaltar) ist neu und wurde in Württemberg auf Anordnung des J. Bertsch, eines geschickten Altarbauers in jenem Lande, angefertigt . . . Die schlanken gothischen Aufsätze zu diesen beiden Seitenaltären sind 1878 nach Zeichnung des Domvikars Dengler in Regensburg von J. Bertsch geliefert worden und kosten 968 fl. Südd. W.“

Weiler Pfarrkirche zum hl. Herzen Jesu

„Der Hochaltar hat einen Flügelaltar, dessen Außenseite mit Gemälden, Mariä Verkündigung und Mariä Heimsuchung darstellend, geschmückt ist; von Innen sind vier Reliefbilder, welche die Heiligen Mechthild und Juliana sowie Aloisius und Franz Xaver vorstellen. Diesen schönen Altar hat Jos. Bertsch zu Dormettingen in Württemberg verfertigt, um die Summe von 1900 Mark. An der Kanzel sieht man Reliefbilder der vier Evangelisten; dieselbe wurde vom obengenannten Jos. Bertsch gemacht und kostete 972 Mark. Die Chorstühle sind von demselben Meister. 1879.“

Meschach bei Götzis, Kuratiekirche zum hl. Wolfgang

„Der Hochaltar hat einen Flügelaltar, der, wenn geschlossen, rechts und links beim Tabernakel die Bildnisse des hl. Bernhard und der hl. Theresia zeigt und geöffnet die des hl. Georg, Thomas von Aquin, Wendelin und des hl. Bischofs Gebhard mit Buch und Lanze. Der Hochaltar wurde von Jos. Bertsch zu Dormettingen in Württemberg verfertigt, und kostete nebst Fassung und Vergoldung 1700 Mark. Zwei Beichtstühle im Langhaus, ebenfalls aus Eichenholz, wurden vom oben genannten Altarbauer J. Bertsch ausgeführt und kosteten 320 Mark, 1883.“

Mehrerau, Abteikirche

„Holzaltäre, roman. größtenteils ausgeführt durch Bertsch Dormettingen, Kongregationskapelle zum hl.

Bernhard, erbaut 1868, Inneres: Dreischiffiger Saalraum mit geradem Abschluss, sechs Rundbogenarkaden auf Säulen und hohen Sockeln – Mittelschiff leicht erhöht und wie die Seitenschiffe mit flacher Holzfelderdecke mit Schnitzereien von Josef Bertsch geschlossen.“

Bürs, Pfarrkirche zum hl. Martin

„1886 die neuen Altäre durch Bertsch Dormettingen gemacht, Hochaltar neugotischer Aufbau von Bertsch, gefasst von Hans Martin, mit Teilen des ehemaligen spätgotischen Flügelaltars von 1480.“

Bregenz, Seekapelle z. hl. Georg und zu U.L. Frau

„1882/83 Ren. der K. durch Hans Martin; die früheren Stukkmarmor-Alt. ersetzt durch die jetzigen Holzaltäre durch Bertsch Dormettingen.“

Hohenems, Pfarrkirche zum hl. Boromäus

„Jetzt Altar I 1885 durch Bertsch Dormettingen ersetzt.“

Dornbirn – Hatlerdorf

„1891 erste Arbeiten, 1908 – 1909 Seitenaltar hl. Familie, Seitenaltar Rosenkranz, Umbau des Hochaltars, neue Antependien an den alten Seitenaltären; für die schmerzhaft Kapelle ein neuer geschnitzter Tabernakel, Altartritt Podium, Betstühle Holzboden“. Die Renovierung erfolgte 2002.

Literaturverzeichnis:

- Kirchenchronik Dormettingen 1900 bis 1902
- Deutsches Volksblatt, Stuttgart, Ausgabe 23. November 1886
- Archiv des katholischen Pfarramts Balingen 1896 bis 1898
- Topographische Beschreibung des Generalvikariats Vorarlberg
- Rund um Vorarlberger Gotteshäuser, 1936

Albstädter Museenlandschaft Folge 3

Die Musikaliensammlung Jehle befindet sich im ersten und zweiten Stock des Lautlinger Stauffenberg-Schlusses. Hier findet man das Lebenswerk des Ebinger Musikers, Musikalienhändlers, Instrumentenbauers und leidenschaftlichen Musikaliensammlers Martin Jehle. Als dann seine umfangreiche Sammlung an die Stadt Ebingen kam, konnten zunächst nur einzelne Teile im Ebinger Heimatmuseum gezeigt werden, das sich seinerzeit noch im obersten Stockwerk des Rathauses befand.

Mit der Gründung der Stadt Albstadt im Jahr 1975 ergaben sich jedoch völlig neue Perspektiven: Nach dem umfassenden Umbau des Stauffenberg-Schlusses fand die Musikalien-Sammlung im November 1977 ebenda eine neue, ausreichende und auch durchaus adäquate Heimat.

Man erhält in der Musikaliensammlung Jehle einen repräsentativen Einblick in das vom 16. bis zum 19. Jahrhundert in Mitteleuropa gespielte Instrumentarium und die dazu gespielte Musik, aber auch das Mittelalter ist mit einigen sehr interessanten Exponaten vertreten.

Die dargestellten Themen reichen von den geistigen und technischen Grundlagen der Musikausübung bis hin zu den handwerklichen Grundvoraussetzungen der Kunst des Musizierens.

Natürlich kommen die in diesem Albstädter Museum gezeigten Instrumente, Noten, Choral- und Gesangbücher in erster Linie aus unserer näheren Umgebung, also aus dem südwestdeutschen Raum und hat damit auch einen wichtigen regionalen kulturhistorischen Wert.

Daneben enthält die Sammlung aber auch kunstvoll gefertigte Einzelstücke aus anderen europäischen Ländern, wie zum Beispiel aus Norwegen oder aus Österreich.

Das Foto links zeigt eine Drehleier von 1650 aus der Musikhistorischen Sammlung Jehle.



Zum Tode von Dr. Wilhelm Foth

Von Professor Christoph Roller

Studiendirektor Dr. Wilhelm Foth ist mit 81 Jahren verstorben. Die Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb trauert um ihn. Dr. Foth war Gründungsmitglied und hoch geachtetes Mitglied im Ausschuss unserer Vereinigung.

Am 7. Juli 1954 – vor 52 Jahren – war Dr. Wilhelm Foth einer der 45 Damen und Herren, die zur Gründungsversammlung für die Heimatkundliche Vereinigung mit Herrn Landrat Friedrich Roemer zusammengekommen waren. 52 Jahre später, am 31. Juli 2006, wurde Dr. Foth aus diesem Leben in die Ewigkeit abberufen.

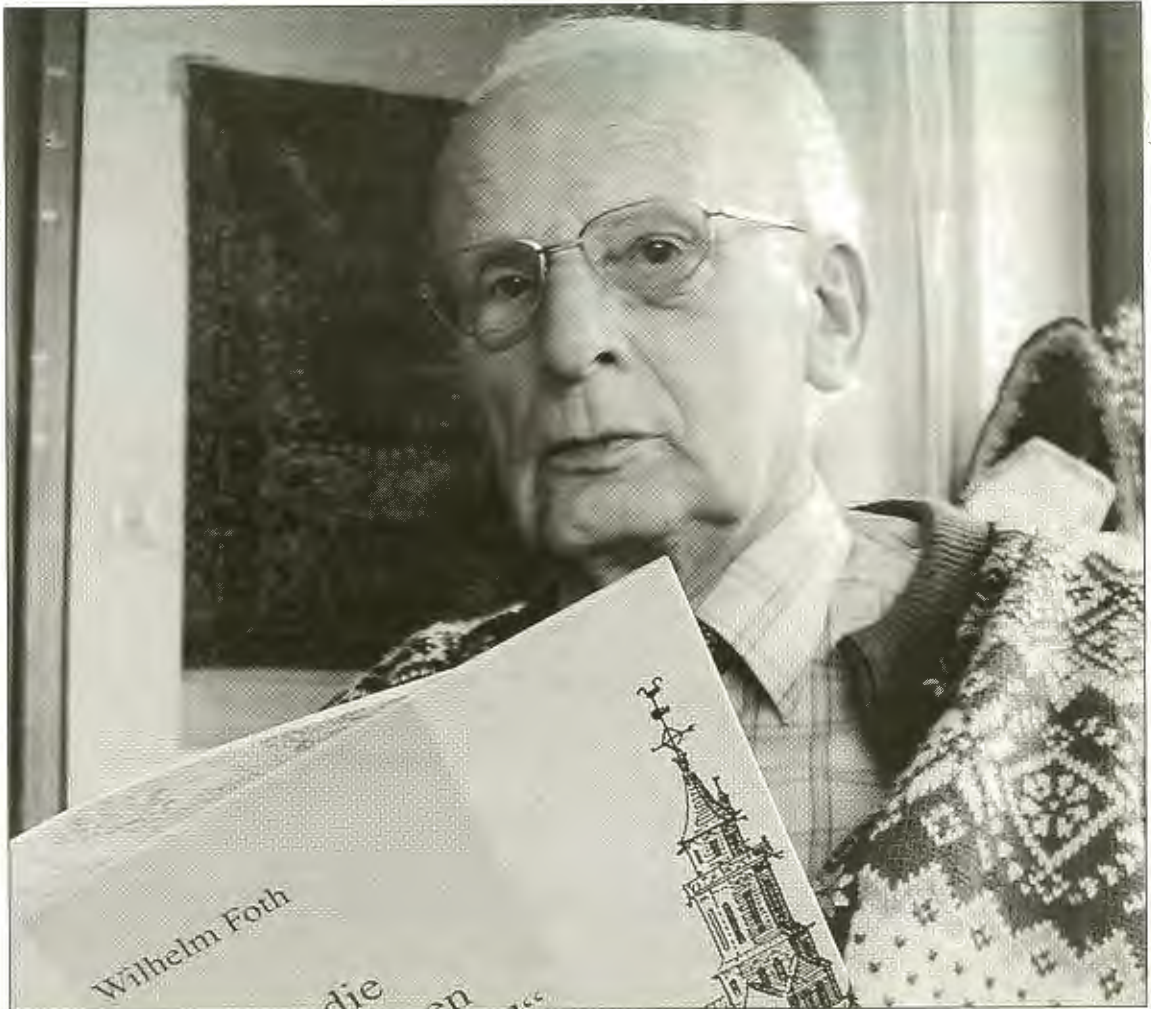
Als Ausschussmitglied hat Dr. Foth in all diesen Jahren vorausdenkend und ganz aktiv am Leben, am Wirken und Gedeihen unserer Heimatkundlichen Vereinigung mitgeplant und mitgearbeitet – und dies in Wort, Schrift und Tat.

Unvergessen sind seine guten Vorschläge und Vorträge sowie seine interessanten Führungen zu den sehenswerten Schönheiten, zu den großen kunst- und kulturgeschichtlichen Höhepunkten unseres Landes.

Dr. Wilhelm Foth war hierbei stets freundlich, humorvoll, hilfsbereit und aufmunternd bis zu seinem unerwarteten Tode.

Die Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb verliert mit Dr. Wilhelm Foth einen liebenswerten Freund, einen Menschen von ganz hohem Rang.

Seine guten Gedanken haben die Heimatkundliche Vereinigung über all die vielen Jahre begleitet. Wir werden mit guten Gedanken dankbar seiner gedenken. Unsere Anteilnahme gilt seiner lieben Frau und seiner Familie.



Starb mit 81 Jahren: Dr. Wilhelm Foth.

FOTO: MICHAEL KAISER

DAS AKTUELLE BUCH

Tipps und Morde aus dem Ländle

Zwei Krimis und zwei Ratgeber – Von Daniel Seeburger

Sommerzeit – Ferienzeit. Wer seine Urlaubslektüre noch nicht gefunden hat, für den könnten die folgenden Buchtipps von besonderem Interesse sein. Wer allerdings schon wieder am Arbeitsplatz darbt und lediglich abends im Bett, oder am Wochenende ein gutes Buch aus dem Regal ziehen kann, der wird bei der Wahl der Lektüre sehr wählerisch sein. Neben der Unterhaltung werden dann auch praktische Helfer gerne zu Rate gezogen.

Ein solcher nützlicher Ratgeber ist das kleine Büchlein „**Natürlich Gutes von der Alb und aus dem Albvorland**“ aus dem Oertel+Spörer-Verlag in Reutlingen. Auf knapp 100 Seiten bietet sich dem Leser ein kompakter Einkaufsführer mit regionalen Anbietern im Kreis Reutlingen. Hier gibt es beispielsweise eine nach Ortschaften geordnete Übersicht von Bad Urach bis Zwielfalten. Entdeckt werden können regionale Produkte von Amaranth bis Wacholder. Abgerundet wird das handliche Büchlein mit einem überaus nützlichen Adressenverzeichnis. Natürlich sind ausschließlich Betriebe und Erzeuger aufgelistet, die zertifiziert.

Ein praktisches Buch ist auch das vom Südwest-Fernsehen herausgebrachte Werk „**Schätze des Landes**“. Welcher an der Heimat interessierte Zeitgenosse kennt die gleichnamige Senderreihe im Dritten nicht, in der dem Zuschauer eben allerlei Schätze des Landes an- und dargeboten werden? Auf 128 reich bebilderten Seiten kann man eine Auswahl der Tipps nun auch nachlesen. Neben Schlössern wie dem Kloster und Schloss Bebenhausen oder dem Ludwigsburger Schloss werden auch Museen, beispielsweise das Keltenmuseum Hochdorf/Enz oder das Limesmuseum in Aalen, sowie Einrichtungen zur Technik- und Industriegeschichte vorgestellt. Daneben gibt es interessante Lesetipps für den Leser, der sich mehr in die Thematik

einlesen will und wichtige Informationen, Telefonnummern, Adressen oder Öffnungszeiten, die dem Besucher weiterhelfen. Das im DRW-Verlag in Leinfelden-Echterdingen erschienene Buch ist ein wichtiges Buch für diejenigen, die ihren Urlaub aktiv im Ländle verbringen und nicht nur Balkon und Terrasse bevölkern wollen.

Viel Spannung verspricht auch für die Zukunft die jetzt gestartete neue Krimi-Reihe im Tübinger Silberburg-Verlag. Schon die schön gestaltete Aufmachung macht Appetit auf die Morde im Ländle, die der Leser da gebannt mitverfolgen kann. Blutrote Titel auf schwarz-grauem Untergrund lassen schon Spannung aufkommen, bevor man auch nur eine Zeile gelesen hat. Was sich dann zwischen den Buchdeckeln auftut, ist eine Entdeckung wert. Helene Wiedergrün hat mit „**Apollonia Katzenmaier und der Tote in der Grube**“ einen delikaten Oberschwaben-Krimi abgeliefert. Im Mittelpunkt steht eben jene Journalistin Apollonia Katzenmaier, die mit ihrem rauen Charme das Zeug zu einer Krimiserie hat. Sie muss auf 198 Seiten einen Fall zwischen Glaube und Aberglaube, zwischen Wahrheit und Lüge lösen. Und wo könnte diese Geschichte glaubwürdiger handeln als vor der Kulisse Oberschwabens.

Auch bei Wolfgang Stahnkes Taubertal-Krimi „**Rotkäppchenmord**“ stehen zwei Vertreter der schreibenden Zunft im Mittelpunkt des Geschehens. Lokalredakteur Uli Faber und seine junge Kollegin Hebestreit klären auf 237 Seiten in Bad Mergentheim einen Mord an einer alten Dame auf – und verfolgen eine heiße Spur, die zu den Feuchtern nach Bad Mergentheim führt. Mit dabei auch eine etwas behäbige Polizei, die hie und da etwas zu spät dran ist – zum Glück für die quirligen Journalisten.

Die Autoren dieser Ausgabe

Prof. Christoph Roller
Am Heuberg 14
72336 Balingen

Waldemar Rehfuss
Hirschbergstr. 32
72336 Balingen

Lina Berner
Holderweg 7
72358 Dormettingen

Daniel Seeburger
ZOLLERN-ALB-KURIER
Grünwaldstr.15
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:
Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Erich Mahler, Mörikeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 53

30. September 2006

Nr. 9

100 Jahre Schloßberg-Realschule Ebingen

Die Entstehung eines mittleren Schulwesens zwischen Volks- und Lateinschule in Ebingen – Von Jürgen Scheff



1. Einleitung

Die Schloßberg-Realschule feiert zusammen mit der Kirchgrabenschule im Jahr 2006 ihr hundertjähriges Bestehen. Die Quellenlage diesbezüglich scheint eindeutig: Die feierliche Einweihung und der Einzug der Schülerinnen in das neu erbaute Mädchenschulhaus an der Ecke Langestraße – Kirchengraben erfolgte am Donnerstag, dem 1. November 1906. Stadtpfarrer Gottlieb Weismann, als Ortsschulinspektor oberste schulische Autorität in Ebingen, begrüßte die Festgäste und stellte in seiner Dankesrede wörtlich klar: „Der heutige Tag ist zugleich auch der Geburtstag der hiesigen Mädchenmittelschule“. (Der Alb-Bote, 2. Nov. 1906) Aber gab es in Ebingen nicht schon seit 1889 eine private Töchterchule, welche es begabten Mädchen ermöglichte, ein über das Volksschulwissen hinaus reichendes Bildungsniveau zu erreichen? Und wurde nicht bereits im Jahr 1804 der Versuch unternommen, mit der Gründung einer Realschule eine mittlere Schulform zwischen Volks- und Lateinschule zu etablieren? Wurde das eigentliche Gründungsdatum des Realschulwesens in Ebingen eventuell verschlafen? Die Antwort kann nicht eindeutig sein. Der Teufel steckt hier, wie so oft, im Detail, und je nach dem Blickwinkel des Be-

trachters sind unterschiedliche Interpretationen möglich. Deshalb sollen die diesbezüglichen schulischen Geschehnisse im 19. Jahrhundert zunächst kurz beleuchtet werden.

2. Ein mittleres Schulwesen etabliert sich zwischen Volksschule und Lateinschule

– 2.1. Anfänge des Realschulwesens im Herzogtum Württemberg im 18. Jahrhundert

Am 22. April 1783 wandte sich die Stadt Nürtingen an Herzog Karl Eugen mit dem Plan zur Errichtung einer „Bürgerschule für Künstler, Professionisten und Handwerker“. Das Vorhaben wurde als Schulversuch in Form einer „Privatanstalt“ mit der Bedingung genehmigt, dass daraus den bestehenden deutschen und lateinischen Schulen kein Nachteil entstehen dürfe. Es erwies sich offensichtlich als so erfolgreich, dass der Herzog in einem Erlass vom 2. April 1793 an die württembergischen Dekanatsämter als obere Schulaufsichtsbehörden wissen ließ: „Wir haben schon lange gewünscht, daß nach dem Beispiel der Stadt Nürtingen noch einige Real- oder Bürgerschulen in Unserm Herzogl. Landen errichtet werden möchten. Der Nutzen,

den diese Schulen gewähren, ist durch die Erfahrung bestätigt.“ Der Bildungsauftrag wird folgendermaßen umrissen: „Sie sind für die zu Handwerkern bestimmten älteren deutschen Schüler, was die lateinischen Schulen für diejenigen sind, welche sich den Studien widmen. Die Schüler sollen nämlich darin nicht nur eine weitere und höhere Anleitung in denjenigen Kenntnissen erhalten, welche in den deutschen Schulen gelehrt werden, sondern sie sollen auch noch in andern Fächern des menschlichen Wissens, die dem künftigen Professionisten nützlich, ja oft notwendig sind, z.B. in der Geographie, Naturlehre, Naturgeschichte, in fremden Sprachen, im Zeichnen etc. unterrichtet werden.“ (BLATTNER, S.4) Der herzogliche Aufruf zeigte Erfolg. In Stuttgart entstand eine Realschule 1796, in Schorndorf eine weitere 1797.

– 2.2. Gründung der Realschule in Ebingen 1804

Seit dem 16. Jahrhundert lässt sich in der Stadt Ebingen ein zweigliedriges Schulsystem belegen. Neben der Volksschule, auch Deutsche Schule genannt, existierte seit 1565 eine meist einklassige Lateinschule, welche nur von wenigen Schülern besucht wurde. Im Jahr 1804 unterbreiteten Ebinger Bürger dem Gemeinchaftli-

chen Oberamt (hiesiger Oberamtmann und Balingen Dekan) ein Gesuch für die Einrichtung einer Realschule mit der Begründung, der Lehrstoff einer Realschule entspräche eher den Bedürfnissen der hiesigen Einwohnerschaft, die überwiegend ein Handwerk oder Handel betriebe. Das Gemeinschaftliche Oberamt wandte sich wohlwollend an Kurfürst Friedrich v. Württemberg, die soeben in Ebingen frei gewordene Stelle einer Collaboratur (2. Lehrerstelle) der Lateinschule in eine Reallehrerstelle umzuwandeln. Das Konsistorium in Stuttgart genehmigte nach Vorlage eines Lehrplans die Anstellung zweier Reallehrer. Somit war die Realschule in Ebingen geboren. Es war die vierte derartige Schulform in Württemberg überhaupt.

Der Eintritt in die Schule sollte mit 10 oder 11 Jahren erfolgen, die Wochenstundenzahl wurde auf 36 bis 37 Stunden festgelegt. Lehrfächer waren Schön- und Rechtschreiben, Technologie, richtiges Reden, Französisch, Zeichnen, Arithmetik und Geometrie, Naturgeschichte und Naturlehre, Geographie und vaterländische Geschichte, Diätik und Anthropologie. Als besonders wichtig wurden Religion und Pflichtenlehre bezeichnet. Von den ersten beiden Reallehrern, Johann Jakob Rominger und Johannes Jetter, wurde insbesondere letzterer gelobt. Wegen seines Dienstfeuers und Fleißes erhielt Jetter 1807 eine Besoldungserhöhung.

Über den damaligen Zustand des Schulwesens in Ebingen haben wir Kenntnis aus der „Topographie von Ebingen“, welche der Ebinger Arzt Wilhelm Friedrich Schöffler im Jahr 1810 verfasste. Schöffler legte den infolge der Kriegswirren der Franzosenkriege desolaten Zustand seiner Stadt derart schonungslos dar, dass seine Arbeit wegen seiner damals politischen Brisanz nicht veröffentlicht werden durfte. Das Werk, das im Staatsarchiv Stuttgart schlummert, darf gerade aus diesen Gründen als authentisch gelten: „... Bey den Schulen sind angestellt: 1. Praeceptor, dessen Collaborator der 2te Real Lehrer ist. 2. Real Lehrer an der Real Schule. An den deutschen Schulen 6 Deutsche Lehrer, welche Provisores heißen, schlecht besoldet sind, und H. Fuss ausgenommen, alle Handwerk daneben treiben. Es ist wahrhaft zu bedauern, dass ein so nützlicher Stand so schlecht besorgt ist, und dass die hiesigen Schulen nicht auf den höchsten Flor gebracht sind, den sie durch Unterstützung der pium corporum erreichen könnten. Wirklich wird an dem Plan zu einer Industrie Schule für Mädchen gearbeitet, welchem nichts mehr als die Ausführung fehlt. Die Errichtung derselben ist um so nöthiger, als gerade das zweite Geschlecht hier am weitesten zurück ist. In diesen Schulen sind 502 Schüler, und zwar Lateiner 39, Deutsche Schul Knaben 213, Mädchen 250.“ Es ist zu vermuten, dass die Realschule zusammen mit der Lateinschule in der erst 1792 erbauten Neuen Schule (volkstümlich wegen des Lärms der Kinder „Judenschule“ genannt; 1944 bei einem Bombenangriff zerstört) außerhalb der Stadtmauer im Kirchengraben untergebracht war. Während dieses Gebäude sich offensichtlich in einem akzeptablen Zustand befand, bemängelte Schöffler die Zustände des Alten Schulhauses im Spitalhof (heute Heimatmuseum) an anderer Stelle aus der Sicht des Mediziners: „... Die alte Schule, diese ist alt und beinahe baufällig, ungesund eingerichtet, und die Kinder sind darinnen so zusammengehäuft, dass man fast nicht atmen kann. Es wäre daher um so nöthiger, dass ein drittes Schulgebäude errichtet würde, als auch zu der wirklich zu errichtenden Industrie Schule sich kein Platz vorfindet.“ Auf diesen bereits 1810 geforderten Schulhausneubau mussten die Schulkinder noch bis zum Jahr 1888 (!) warten.

Reallehrer Johannes Jetter wurde 1809 nach Aalen versetzt. An seine Stelle trat Georg Friedrich Oehler. Als der bisherige Präzeptor der Lateinschule Ebingen 1814 verließ, wurde seine Stelle Oehler übertragen; Rominger blieb Collaborator an der Latein- und Realschule. Damit hatte die Realschule ihre Selbstständigkeit nach nur 10 Jahren eingebüßt und wurde „lateinisiert“; im neudeutschen Börsenjargon würde man es als „feindliche Übernahme“ bezeichnen. Den Realschülern wurden wieder 13 Stunden Latein verordnet bei nur 5 Stunden Französisch, was die Stuttgarter Oberaufsicht 1824 für unangemessen hielt. Dafür enthielt die restliche Stundentafel mit 2 Stunden deutscher Sprache, 3 Stunden Religion und Sittenlehre (mit Lese- und Singübungen), 3 Stunden Arithmetik sowie 2 Stunden Geographie und Geschichte erheblich weniger an „Realia“, als der erste Stundenentwurf für die Schule vorgesehen hatte.

Über Reaktionen aus der Ebinger Bevölkerung diesbezüglich ist nichts überliefert, doch zeigte diese sich im Jahr 1823 sehr fortschrittlich, als sie beantragte, dass die Latein- und Realschule auch Mädchen zugänglich gemacht werden sollte. Die Obrigkeit in Stuttgart war offenbar nicht zu begeistern und verwies auf die „allgemeine weise Anordnung“, dass Knaben und Mädchen getrennt sein sollten. Wenig später, das Auflösungsdatum ist nicht zu ermitteln, existierte diese erste Ebinger Realschule nicht mehr. Ein zweiter Anlauf zur Gründung einer Realschule, der 1830 auf Betreiben der Stuttgarter Schulbehörde unternommen wurde, musste schon im folgenden Jahr wegen Desinteresse des Magistrats und der Bevölkerung aufgegeben werden.

– 2.3. Neugründung der Realschule in Ebingen 1838

Im August 1837 regte der Ebinger Stadtpfarrer Weiss im Stiftungsrat erneut an, eine Realschule einzurichten. Diese sollte aber, im Gegensatz zu früher, kein Institut sein, das man nach Belieben besuchen oder wieder verlassen könne, sondern diejenigen Schüler, welche die Ortsschulbehörde gemeinsam mit dem Reallehrer, dem Präzeptor und dem deutschen Knabenschullehrer aufgrund ihrer Fähigkeiten gezielt auszuwählen hatten, sollten zur Teilnahme an dieser Schule verpflichtet werden. Am 10. Dezember 1838 wurde sie eröffnet, doch Latein- und Realschule bildeten zunächst wieder eine Einheit. Als Schulgebäude diente nun nachweislich die Neue Schule im Kirchengraben. Die Zehn- bis Zwölfjährigen stellten die untere, die Zwölf- bis Vierzehnjährigen die obere Abteilung. In beiden unterrichtete der Präzeptor Religion, Deutsch, Latein, Singen und Geographie, bei den Größeren außerdem Geschichte. Der Reallehrer gab jeweils Arithmetik, Französisch, Zeichnen und Biologie, in der oberen Abteilung außerdem Geometrie und statt Biologie Physik. Das Übermaß an Lateinstunden an der Realschule sorgte erneut für Ärger. Auf Klagen des Reallehrers entschied die Schulbehörde, der Besuch der Lateinstunden sei den Realschülern frei zu stellen, andererseits könnten die Lateiner dem Unterricht in Geometrie und Physik fernbleiben. Fazit der offenbar weiter schwelenden Unstimmigkeiten war, dass 1842 Latein- und Realschule getrennt wurden. Somit waren beide Lehrer benötigt, alle Schüler in einer Klasse und in allen Fächern selbst zu unterrichten. Mit dem raschen Wachstum der Industriestadt Ebingen im 19. Jahrhundert stiegen auch die Schülerzahlen der Realschule. 1890 wurde für die nunmehr 90 Schüler eine dritte Lehrerstelle errichtet. Mitte der 90er Jahre wurden dann die Weichen gestellt, die bislang in drei Klassenstufen geführte Realschule in eine sechsklassige Realanstalt umzuwandeln, nach deren erfolgreicher Absolvierung die Schüler einen qualifizierten Abschluss vorweisen konnten: das „Einjährige“. Der Erwerb des „Einjährigen“ bedeutete für den jungen Mann das auch beruflich interessante Privileg, statt der üblichen zwei bis drei Jahre nur ein Jahr Militärdienst ableisten zu müssen und dort bessere Karrierechancen zu haben. 1894 wurde die vierte Realklasse eingerichtet, im Folgejahr die fünfte. Mit Beginn des Schuljahres 1899, als die sechste Realklasse folgte, war die Ebinger Realanstalt geboren. Die einheimischen Schüler brauchten das „Einjährige“ seither nicht mehr an auswärtigen Schulen erwerben. Mit ihrem Ausbau zur vollwertigen Realanstalt hatte die Ebinger Realschule die entscheidende Hürde zu einer höheren Bildungsanstalt genommen, in welcher nach Einführung der drei noch fehlenden Oberklassen am Ende des Schuljahres 1926/27 erstmals auch das Abitur gemacht werden konnte. Der mit dem Ausbau zur Vollenanstalt im Jahr 1926 verbundene Schultitel „Reformrealgymnasium und Oberrealschule“ zeigt indes noch deutlich, wo das heutige Gymnasium Ebingen seinen Vorläufer sehen darf: in der im Jahr 1838 wieder gegründeten Ebinger Realschule. Als Keimzelle unserer heutigen Schloßberg-Realschule kann diese hingegen nicht in Anspruch genommen werden.

– 2.4. Höhere Mädchenschule in Ebingen 1889

Im Pfarrbericht des Ebinger Stadtpfarrers Jehle vom Jahr 1890 ist zu lesen: „Zu den 5 Knaben- und 6 Mädchenklassen und der Anstaltsschule in der Augustenhilfe ist jetzt eine Töchterchule mit 21 Mädchen zwischen 12 und 15 Jahren gekommen. Lehrerin Härlin, Maria, geb. 1863, ledig. Sie hat die Schule am 2. Mai 1889 angefangen und erteilt wöchentlich 32 1/2 Stunden. Lebenswandel gut, eine tüchtige Lehrerin.“ Hinter diesen knappen Sätzen verbirgt sich ein schwieriger

Beginn des Schullebens. Es stand zunächst kein Lehrzimmer zur Verfügung, und der Unterricht fand anfangs wahrscheinlich in Privathäusern statt. Am 3. Oktober 1889 verhandelten Gemeinderat und Bürgerausschuss über den diesbezüglichen persönlichen Antrag des Vorstehers der Höheren Mädchenschule, Kaufmann Karl Groz. Daraufhin konnte am 7. Oktober ein Raum in der Alten Schule im Spitalhof bezogen werden. Die Stadt verlangte einen jährlichen Mietzins von 140 Mark, für den Groz als „Bürge, Selbstschuldner und Selbstzahler“ zeichnen musste. Im November 1891 wurde der Betrag auf Ersuchen des Vorstands der Elternschaft um Nachlass des Mietzinses auf 100 Mark reduziert. Erst im Dezember 1892 hatte eine schriftliche Eingabe der Eltern zur unentgeltlichen Überlassung des Schulzimmers Erfolg. Der Argumentation, dass durch diese Schule die Volksschule entlastet werde, „so daß der sonst notwendige weitere Schullehrer nicht habe angestellt werden dürfen, daß die Schülerinnen durchaus hiesigen Familien entstammen, welche zur Unterhaltung der Volksschule auch beizutragen haben, und daß der katholischen Schule ein Lehrzimmer auch unentgeltlich eingeräumt worden sei“, konnte sich der Gemeinderat nicht länger verschließen. Das Schulzimmer wurde ab 1. April 1893 in widerrechtlicher Weise mietfrei zur Verfügung gestellt. Diese Privatschule war für Mädchen gedacht, die nach vier Volksschuljahren eine weitergehende Schulbildung erhalten sollten, welche ihnen – im Gegensatz zu den Knaben – das bestehende Schulsystem in Ebingen bisher nicht bieten konnte. Ein hohes Schulgeld von 5 Mark monatlich lässt vermuten, dass der Besuch dieser Anstalt nur für Mädchen betuchter Eltern erschwinglich war. Das Schulgeld an Volksschulen betrug hingegen im Jahr nur 2 Mark 50 Pfennig. Zudem mussten die Kosten für Heizung und Pflege des Schulraums privat übernommen werden.

Im Anfangsjahr wurden wie in der Realschule drei Jahrgänge unterrichtet, jedoch in einer Klasse. 1892 zählte die Schule vier Jahrgänge mit 21 Schülerinnen, 1897 waren es 24. Im Gegensatz zu den überfüllten Volksschulklassen mit über 80 Schülern waren das paradiesische Zustände. Französisch kam als Pflichtfach besondere Bedeutung zu; als zweite Fremdsprache konnte freiwillig Englisch gewählt werden. Im Deutschunterricht lasen die Mädchen mit verteilten Rollen Werke aller großen deutschen Dichter und Denker wurden. Im Mittelpunkt des Geschichtsunterrichts stand die Vermittlung der griechischen und römischen Mythologie. Nur die Ergebnisse des Rechenunterrichts wurden bei einer Visitation als nicht befriedigend bemängelt. Wiederholt erhielt Fräulein Maria Härlin das Lob, eine vortreffliche Lehrerin und Erzieherin zu sein, die ihre Schülerinnen streng und zugleich mit Liebe behandelte. Noch 1957 erinnerte sich eine ehemalige Schülerin, welche die Töchterchule von 1890 bis 1895 besucht hatte: „Ich kann über diese Schule und diese Lehrerin nur sagen: Wohl dem, der in seiner Jugend so herrlich geführt und geleitet wurde.“ Zum Leidwesen aller verließ Fräulein Härlin kurz darauf die Schule und wurde Kinderkrankenschwester. Ihre Nachfolgerin Luise Unsöld war den Anforderungen gesundheitlich offenbar nicht gewachsen und mancher Respektlosigkeit ausgesetzt. Die Zahl der Schülerinnen sank permanent; zuletzt waren es gerade noch 13 Mädchen. Als Fräulein Unsöld 1905 eine staatliche Stelle in Urach antrat, beschloss der Elternrat, die Privattöchterchule aufzulösen. Die noch verbliebenen schulpflichtigen Schülerinnen mussten in die Volksschule zurückkehren. Doch die Weichen für eine bessere Schulbildung auch der Mädchen waren zu diesem Zeitpunkt in Ebingen bereits gestellt.

– 2.5. Eröffnung der Mädchen-Mittelschule Ebingen 1906

Der immer lauter werdenden Forderung nach besseren Bildungschancen für Mädchen konnte sich auch die auf sparsames Haushalten bedachten Ebinger Stadtoberen auf Dauer nicht verschließen. Aufschlussreich ist ein Protokoll der Ebinger Ortsschulbehörde vom 19. Juni 1903: „Als ein Mittel zur Verringerung der Zahl der Volksschülerinnen erscheint die Errichtung einer Mädchen-Mittelschule, die seit Jahren in weiten Kreisen als Bedürfnis empfunden und angestrebt wird. Der Wunsch auf Errichtung einer Mittelschule ist namentlich auch deshalb ein besonders lebhafter, weil die hiesige private Töchterchule den Anforderungen, welche die höheren Stände heutzutage an weibliche Bildung stellen, in durchaus unvollkommener Weise ent-

spricht.“ Dem stimmten Gemeinderat und Bürgerrat noch am gleichen Tag zu. 1904 beschloss das gleiche Gremium den Bau eines neuen Schulgebäudes für alle evangelischen Volksschülerinnen und die geplante Mädchen-Mittelschule. Dem Neubau an der Ecke Langestraße – Kirchengraben musste das stattliche Pfarrhaus weichen, bevor 1905 mit den Arbeiten unter der Leitung von Stadtbaumeister Eitel begonnen werden konnte.

Seit Frühjahr 1905 konnten interessierte evangelische Schülerinnen als Vorbereitung auf den Übertritt in die Mittelschule einen freiwilligen Französischunterricht besuchen, ab Juli durften auch katholische Mädchen daran teilnehmen, da die Mittelschule auch ihnen offen stand. Das Schulgeld wurde von den Bürgerlichen Kollegien für hiesige Schülerinnen auf 10 Mark, für auswärtige auf 20 Mark jährlich festgesetzt.

Die offizielle Einweihungsfeier des neuen Mädchenschulhauses fand am 1. November 1906 um 10 Uhr in der Turnhalle (heute Festhalle) statt. Eröffnet wurde sie durch den Ortsschulinspektor Stadtpfarrer Weismann; es schlossen sich die üblichen Festreden und Gedichtvorträge an. Mit einem „innigen Gebet“ beendete Stadtpfarrer Baur den Festakt. Anschließend sang die Festversammlung den Choral „Nun danket alle Gott“. Über die Inbesitznahme des Schulhauses und seiner Räumlichkeiten berichtet der „Neue Alb-Bote“ vom 2. November: „Nun gings im Zug zum neuen Schulhaus, wo die Uebergabe des Schlüssels durch den Herrn Stadtbaumeister mit einer Ansprache stattfand, die Herr Stadtschultheiß Hartmann erwiderte. Alsdann erfolgte der Einzug in das stattliche Gebäude, das innen den Eindruck vollständig bestätigt, den das imposante Aeußere macht. Licht, Luft und Raum erfreuen in allen

3 Stockwerken, und geschmackvolle Ausführung spricht an. 16 geräumige und anheimelnde Schulklokale können über 1100 Kinder aufnehmen. Jeder Stock hat außerdem ein Lehrerzimmer. Weiter sind vorhanden ein Zeichensaal, ein Musiksaal, ein Saal für Handarbeiten, ein Bibliothekszimmer, ein Sammlungszimmer. Da der überbaute Raum gegen 1000 Quadratmeter umfaßt, ist es erklärlich, daß neben all diesen abgeschlossenen Räumen noch breite Gänge und ein weites Treppenhaus vorhanden sind.“ Der „Alb-Bote“ vom 2. November ergänzt: „Die Kinder wurden in ihre Klassenlokale geführt und dort mit Brot und Wurst beschenkt.“ Die neue Mädchenschule, später Kirchgrabenschule, beherbergte die Mädchen-Mittelschule und nach dem Zweiten Weltkrieg die Mittelschule Ebingen bis ins Jahr 1949.

(Fortsetzung folgt)

Karl Bertsch – Wissenschaftler und Lehrer

Der Pionier der Pollenanalyse kommt aus Dormettingen – Von Lina Berner

Ein großer Forscherdrang, die Liebe zur Natur, Selbstdisziplin, Können, enormes Gedächtnis und trotzdem große Bescheidenheit – diese ungewöhnliche und seltene Mischung von Charaktereigenschaften charakterisierte den Privatgelehrten Karl Bertsch, der es allein aus eigener Kraft zu großem Erfolg und Ruhm in der Wissenschaft (Botanik und Paläontologie) brachte.

Sein Leben

Karl Bertsch wurde am 1. Februar 1878 in Dormettingen geboren. Er war der älteste Sohn des Altarbauers Josef Bertsch und dessen Ehefrau Emilie, geb. Ott. Seine Schulzeit verbrachte er in Dormettingen. Danach ging er zum Studium an das Lehrerseminar in Saulgau, das er mit einem Abschluss als Volksschullehrer verließ. Nach kurzen Einsätzen an verschiedenen Schulen absolvierte er in Genf ein Studium der französischen Sprache. Nach dem abschließenden staatlichen Examen fand er eine Anstellung in Mengen als Reallehrer. 1906 heiratete er Thekla Hengler aus Rohrdorf, 1907 wurde sein Sohn Karl und 1910 sein Sohn Franz geboren. 1913 kam er an die Oberrealschule nach Ravensburg. Dort lebte er mit seiner Familie bis zu seinem Tode im Jahre 1965. In dieser Zeit forschte er neben seiner Tätigkeit als Lehrer und später als Pensionär auf dem Gebiet der Botanik und Paläontologie und verfasste viele wissenschaftliche Arbeiten, durch die er im Laufe der Zeit berühmt und international als Kapazität geschätzt wurde. Er starb im Oktober 1965 im Alter von 87 Jahren nach einem unermüdlichen Forscherleben.

Sein wissenschaftliches Werk

Karl Bertsch war ein stiller Forscher, der ganz privat seine botanischen Forschungen betrieb, deren Ergebnisse er in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichte. Die Wurzeln der ungewöhnlichen „Karriere“ dieses Forschers liegen vielleicht in seiner Kindheit. Neben der Altarschreinerei wurde im Elternhaus noch eine kleine Landwirtschaft betrieben, in der die Kinder mithelfen mussten. Es ist anzunehmen, dass der kleine Karl Bertsch dabei die Liebe zur Natur und zu Pflanzen entdeckte.

Begonnen hat er seine wissenschaftliche Arbeit als junger Lehrer um die Jahrhundertwende. Den Grundstein dazu legte er während seiner Zeit am Lehrerseminar, als er ausgedehnte Exkursionen unter allgemeinen pflanzengeografischen und floristischen Fragestellungen machte. Anfangs unternahm er noch viele Reisen, vor allem in die Alpen. Als nach dem Ersten Weltkrieg größere Exkursionen nicht mehr möglich waren, begann Karl Bertsch die nähere Umgebung zu untersuchen. Er durchstreifte frühmorgens die Gegenden, immer auf der Suche nach Pflanzen, Moosen, Flechten und seltenen Pflanzen. Mit der Zeit wurde er unbestritten zum Experten und besten Kenner der oberschwäbischen Flora. Nebenbei entstand auch ein großes Herbarium, das inzwischen einmalig sein dürfte. Seine Veröffentlichungen und Bücher, wie z. B. „Flora von Württemberg und Hohenzollern“, trugen ihm diesen Ruf ein.

Sein ganz besonderes Interesse galt den Mooren und Seen Oberschwabens. In den alten Torfböden fanden sich Pollen, Früchte, Samen aus früheren Zeiten. Diese

fossilen Pflanzenteile untersuchte Karl Bertsch und konnte daraus Rückschlüsse auf die damalige Flora ziehen. Er entwickelte daraus ein System, die Pollenanalyse, die Aufschluss über die Pflanzen der damaligen Zeit gibt und Aussagen über Klimaveränderungen ermöglicht. Umgekehrt kann durch die vergleichende Pollenanalyse das Alter eines „Sack voll Erde“ und damit eines prähistorischen Fundes bestimmt werden. Karl Bertsch fasste seine Technik und seine Erfahrungen in einem „Lehrbuch Pollenanalyse“ zusammen. Dieses Werk machte ihn in Forscherkreisen bekannt und international berühmt. Als Anerkennung für seine großen Leistungen wurde ihm 1927 die Ehrendoktorwürde der Universität Tübingen verliehen. Seine wissenschaftliche Arbeit hat damit erstmals eine öffentliche Würdigung erfahren.

In den Folgejahren konnte er dann seine wissenschaftliche Tätigkeit mit ganzer Kraft verfolgen. Weitere Bücher und Veröffentlichungen sind danach entstanden. Er war Mitglied des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches und korrespondierendes Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften. 1955 wurde er mit dem Bundesverdienstkreuz und 1958, zu seinem 80. Geburtstag, mit dem Titel Professor geehrt. Unermüdlich arbeitete er für die Wissenschaft bis zu seinem Lebensende.

Sein Sohn Franz Bertsch ist in die Wissenschaft des Vaters mit eingestiegen und hat mit ihm zusammen gearbeitet. Diese Zusammenarbeit hat ein frühes Ende genommen – Franz Bertsch ist 1944 in Russland gefallen. Dies hat den Vater schwer getroffen. Zur Erinnerung und Würdigung der Mitarbeit seines Sohnes hat er die beiden Bücher „Geschichte unserer Kulturpflanzen“ und „Flora von Württemberg und Hohenzollern“ herausgebracht.

In vielen Veröffentlichungen und Büchern hat Karl Bertsch seine Erkenntnisse niedergelegt. Die ersten Veröffentlichungen 1924 galten den Formenkreisen der Veilchen und der Habichtskräuter. Ein Savoyer Habichtskraut erhielt daraufhin den Namen „Hieracium Bertschianum“. Weitere bedeutende Werke sind: „Pollendiagramm von Reichermoos bei Waldburg“, „Lehrbuch der Pollenanalyse“, „Moosflora“, „Flechtenflora“, „Geschichte des deutschen Waldes“, Klima, Pflanzen- und Besiedlung Mitteleuropas“, „Bibliotheca Botanica, Monographie über den Federsee“, 6-bändige Buchreihe über Lebensgemeinschaften: „Der Wald“, „Der See“, „Die Wiese“, „In den Alpen“, „Sumpf und Moor“, „Gesteinsfluren und Trockenrasen“, „Flora von Südwestdeutschland“. Bis zu seinem Tode schrieb er laufend neue Veröffentlichungen in Fachzeitschriften.

Karl Bertsch schreibt 1957 an seinen Bruder August Bertsch in einem persönlichen Brief: „Zur Zeit arbeite ich an der Neuauflage meiner Moosflora, die ich von Württemberg auf den ganzen Südweststaat ausdehnen werde. Hoffentlich bringe ich diese Arbeit noch zu stand, mit 2/3 bin ich über den Berg. Wenn ich auf meine botanische Tätigkeit zurückblicke, habe ich in Württemberg 182 neue Blütenpflanzen, 10 Moosarten und 20 Flechtenarten entdeckt. Ein Savoyer Habichtskraut trägt den Namen Hieracium Bertschianum. Mir ist ferner das erste deutsche vollständige Pollendiagramm gelungen und konnte alle vorgeschichtlichen Zeitabschnitte (Paläolithikum, Merolithikum, Neolithikum,

Bronzezeit und Latene-Zeit) darin festlegen, was vor mir keinem Universitätsprofessor gelungen war.“

Der Mensch

Als Nichte von Karl Bertsch möchte ich erzählen, was für ein liebenswerter und bescheidener Mensch mein Onkel war. Er machte kein Aufhebens um seine Person. Erst mit der Verleihung der Ehrendoktorwürde erfuhr die Öffentlichkeit und auch wir von der Bedeutung seiner Arbeit. Er war zwar als Liebhaber seltener Pflanzen bekannt, jedoch waren seine wissenschaftlichen Leistungen bis dato unbekannt. Auch als sich Ehrungen und öffentliche Anerkennung häuften, er blieb, wie er war und ging weiterhin auf Erkundungen in die Natur. So machte er noch im Alter von 78 Jahren anlässlich eines Besuchs in seinem Geburtsort Dormettingen alleine eine Tagestour auf den Plettenberg, Schafberg, Lochen und zum Wenzelstein. Dort fand er ein Moos, das er gesucht hatte, und darüber freute er sich sehr. Er erzählte gerne von seiner Arbeit. Er schilderte mir, wie er von Ausgrabungsorten große Kisten mit zentnerweise Erde zugeschickt bekommt, aus der er in tagelanger Arbeit Samen und Pollen heraus schwemmt, sortiert und daraus das Alter bestimmt. Durch all diese Arbeiten entstand in seinem Haus eine kostbare Sammlung, Herbare von Blütenpflanzen, Moosen, Flechten, vorgeschichtliches Getreide aller Art und aller Zeitstufen aus ägyptischen Pharaonengräbern und aus den Schliemann-Grabungen in Troja. Andreas Bertsch, Botanikprofessor in Marburg, ein Enkel von Karl Bertsch, hat dieses Erbe übernommen.

Wenn ich heute eines der Bücher von Onkel Karl aus der Reihe Lebensgemeinschaften in die Hand nehme, dann staune ich nach wie vor über die feinen Zeichnungen von Pflanzen und Tieren, die er zu seinen Texten selbst gemacht hat. Mein Onkel Karl ist mir als außergewöhnlicher Mensch in Erinnerung.“

Posthum

Zum 100. Geburtstag von Karl Bertsch, am 1. Februar 1978, erschien in der Schwäbischen Zeitung eine Gedenk-Laudatio von einem ehemaligen Schüler, Studiendirektor Dr. Ludwig Vetter, mit dem Titel „Professor Dr. Karl Bertsch: Großer Wissenschaftler, passionierter Lehrer, gütiger Mensch“. Daraus ist zu entnehmen, dass er ein begeisterter Lehrer war. Er galt als Freund der Jugend und der Pflanzen. Er beeindruckte jeden durch seine Fachkenntnisse in der Botanik und durch sein enormes Gedächtnis.

Im Juni 1988 hat der Ravensburger Umweltpreis einen Namen bekommen: Karl-Bertsch-Umweltpreis. Die Erklärung dazu: „Als Botaniker und Pollenanalytiker erforschte und beschrieb Karl Bertsch die oberschwäbischen Moore, trat mit Entschiedenheit für den Erhalt des Naturschutzgebietes Dornacher Ried mit Häckler Ried, Häckler Weiher und Buchsee ein. Das Feuchtgebiet sollte für Brennstoffzwecke abgetorft werden. Auf der abgetorften Fläche sollten Moorhöfe für die Heimatvertriebenen entstehen. Karl Bertsch ist es zu verdanken, dass dieses schöne und interessante Feuchtgebiet erhalten blieb.“

Im Naturkundemuseum am Löwentor in Stuttgart gibt es eine Gedenkschrift für Karl Bertsch, den Pionier der Pollenanalyse.

Albstädter Museenlandschaft

Folge 4 – Dr. Peter Thaddäus Lang

Das im April 1986 eröffnete Museum im Kräuterkasten widmet sich vornehmlich der Archäologie, oder genauer: der Vor- und Frühgeschichte der Ebinger Alb. Wie die Städtische Galerie und auch die Musikaliensammlung Jehle, so ist auch dieses kleine Museumsjuwel aus dem alten Ebinger Heimatmuseum hervorgegangen. Was nicht weiter verwundern kann, denn diese enthielt ausnehmend viele archäologische Exponate. Dieser Umstand ergab sich aus den besonderen Vorlieben der ersten beiden Leiter des Heimatmuseums, Paul Eith und Heinrich Breeg, die sich beide als Archäologen einen Namen gemacht hatten.

Gezeigt werden in insgesamt 13 Vitrinen unter anderem Werkzeuge, Keramik, Waffen und Schmuck aus der Alt- und Jungsteinzeit, aus der Bronzezeit und aus der Älteren sowie aus der Jüngeren Eisenzeit, aber auch aus der Römerzeit und der Zeit der Alamannen und der Merowinger. Um die konzeptionellen Vorarbeiten hatte sich Jürgen Scheff verdient gemacht, ein ausgemachter Kenner der archäologischen Gegebenheiten im Ebinger Raum.

In den beiden oberen Stockwerken des Gebäudes werden die Sammlungsbereiche „Fossilien der Schwäbischen Alb“ und „Einheimische Tierwelt“ gezeigt. Unter den Fossilien befinden sich so eindrucksvoll wuchtige Ammoniten wie der hier abgebildete.



DAS AKTUELLE BUCH

Vom Mittelalter ins Paradies um die Ecke Geschichte und schwäbische Leckereien – Von Daniel Seeburger

Gäbe es bei den Heimatkundlichen Blättern eine Rubrik „Buch des Monats“, so fiel die Auswahl in diesem Monat schwer. Gleich drei Werken möchte man diese Auszeichnung zugestehen. Deshalb bin ich ganz froh, dass wir diese Rubrik auch in Zukunft ruhen lassen – der Kritiker erspart sich eine unnötige Qual der Wahl.

Mit einem prächtigen Bildband über das „Mittelalter in Deutschland“ wartet der Stuttgarter Theiss-Verlag auf. Der Autor Dr. Jürgen Kaiser führt den interessierten Laien in die Geschichte dieser Zeitepoche ein. Auf den 160 großformatigen Seiten mit hochwertigen Fotos kann der Autor die Zeit zwischen 500 und 1500 natürlich nur anreißen und streifen. Wer einen umfassenden, tief gehenden Blick aufs Mittelalter haben will, ist weiterhin auf das Standardwerk „Das Mittelalter“ angewiesen, das vor zwei Jahren ebenfalls im Theiss-Verlag erschienen ist. Der Vorteil von Kaisers Buch aber ist augenscheinlich: Es bietet in kompakter Form einen flüssig zu lesenden Überblick über Macht- und Herrschaftsstrukturen, Klosterwesen sowie Wirtschafts- und Sozialstruktur des Mittelalters. Besonders interessant, weil in anderen Werken oft ausgeblendet, sind die Kapitel „Frauenleben im Mittelalter“ und „Die Lebenswelt der Bauern“. Gerade die Frauen waren wenig angesehen – trotzdem gab es gerade im Mittelalter „starke Frauen“. Hilfreich für den Leser sind die Ausflugstipps zu Orten, an denen man das Mittelalter noch sehen, erleben und spüren kann.

Ein weiterer Glanzpunkt unter den Neuerscheinungen kommt aus dem Tübinger Silberburg-Verlag. Sabine Thomsen schlägt in ihrem Buch „Die württembergischen Königinnen“ ein bislang eher unterbelichtetes Thema der württembergischen Landesgeschichte auf. Klar, die Könige Friedrich, Wilhelm I., Karl und Wilhelm II. schrieben Geschichte. Deren hochwohlgebornen Frauen allerdings lediglich als Anhängsel zum Erhalt der Dynastie zu sehen, ist offensichtlich falsch. Das sah auch der Tübinger Professor Hansmartin Decker-Hauff so, der bis zu seinem Tode wichtige Forschungsergebnisse über das württembergische Herrscherhaus ans Licht brachte. „Vergesst mit die Frauen net!“, riet Decker-Hauff im Zusammenhang mit der württembergischen Herrscher Geschichte seinen Studenten. Und so erfährt der geignete Leser in Thomsens

Werk von Glück und Unglück der Königinnen. Er lernt König Friedrichs Gattin Charlotte Mathilde kennen, die aus dem englischen Königshaus stammte und eine Seele von Mensch war. Er wird aber auch mit den Ausweifungen von Wilhelm I. konfrontiert, der es mit der ehelichen Treue nicht so genau nahm. Seine erste Frau, die Zarentochter Katharina, starb einen rätselhaften Tod, kurz nachdem sie ihren Gatten in den Armen seiner Mätresse überrascht hatte. Offiziell hatte die 30-Jährige einen Schlaganfall...

Einen grandiosen Blick ins Münsinger Hardt vermittelt das im Silberburg-Verlag aufgelegte Buch „Naturerbe Truppenübungsplatz“ von Günter Künkele. Von einer „einzigartigen Landschaft“ spricht der Autor und beweist mit seinem Bildband, dass der ehemalige Truppenübungsplatz Münsingen ein Biotop ist, das unbedingt erhaltenswert ist. 100 Jahre lang übten die Militärs auf diesem Gelände den Ernstfall – für Normalsterbliche war der Übungsplatz tabu. So hat sich hier eine Naturlandschaft entwickelt, die, wie Künkele schreibt, „zu Recht Kern eines UNESCO-Weltnaturerbes sein könnte“. Künkele lässt die Leser einen Blick ins Paradies werfen, das gleich um die Ecke liegt.

Zwei kleine Büchlein aus dem Silberburg-Verlag verdienen Beachtung. Dieter Bucks „Malerische Städteziele im Ländle“ lädt ein zu Rundgängen in baden-württembergischen Städten. Gerüstet mit Bucks Buch kann man durchaus einen Tag in Leonberg, Backnang oder Murrhardt verbringen, ohne dass auch nur eine Minute Langeweile aufkommt. An der historischen Landeskunde Interessierte, aber auch geschichtlich interessierte Ausflügler kommen um dieses Büchlein nicht herum.

Schwäbischen Leckermäulern, die bisher nur Spätzle, Maultaschen und Gaisburger Marsch kennen, kann mit dem im Silberburg-Verlag erschienenen Buch „Unsere Lieblingsrezepte. Gießbert kocht mit den Landfrauen“ von Martin Born zu noch mehr Gaumenfreude verholfen werden. Jahreszeitlich eingeteilt und sortiert nach Vor-, Haupt- und Nachspeisen lernt der schwäbische Gourmet neben dem bekannten Zwiebelkuchen oder den Sauren Kartoffelrädle auch so exotische Gerichte wie den „Rutesheimer Rohstrugel“ oder die „Fellbacher Landfrauenfleckla“ kennen. Guten Appetit!

Hauptversammlung

Am Samstag, 28. Oktober, findet um 18 Uhr die Sitzung der Heimatkundlichen Vereinigung im Staufenberg-Schloss in Lautlingen statt. Dabei wird Dr. Eberhard Fritz den Festvortrag zum Thema „Das Ende des Alten Reiches und das Haus/Königreich Württemberg“ halten. Weiter werden Regularien mit dem Rechenschaftsbericht und dem Programm für das kommende Jahr diskutiert. Die musikalische Begleitung obliegt Anita Arbesser mit dem „Trio Corda“.

Die Autoren dieser Ausgabe

Jürgen Scheff
Im Raidental 66
72358 Albstadt

Lina Berner
Holderweg 7
72358 Dormettingen

Dr. Peter Thaddäus Lang
Stadtarchiv Albstadt
Postfach 125
72422 Albstadt

Daniel Seeburger
ZOLLERN-ALB-KURIER
Grünwaldstr.15
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:
Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Erich Mahler, Mörikeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



Zur Geschichte eines Sakraments – Von Dr. Klaus Peter Dannecker



Diese schlaglichtartigen Zeugnisse aus Konstanz reichen sich in die Situation des ganzen deutschen Sprachraums ein: Regelmäßige Firmungen gab es bis weit ins 16. Jahrhundert hinein nur in den Bischofsstädten.

aber auch dort liegen die Termine oft Jahrzehnte auseinander. Der Bischof von Paderborn firmte 1586 – nach 40 Jahren wieder! „Aufs Ganze gesehen blieb die Firmung ein vernachlässigtes Sakrament.“⁴⁵ Wie es zu dieser Zeit auf dem Land ausgesehen hat?⁴⁶

Die Konstanzer Diözesansynode 1567 unter Bischof Kardinal Mark Sittich von Hohenems (1561 – 1589) griff die Beschlüsse der Trienter Kirchenversammlung und die durch sie angestoßenen Reformen auf, was sich auch auf die Feier der Firmung ausgewirkt hat. So ordnen die Beschlüsse der Synode 1567 an, der Bischofsvikar solle in der Bischofsstadt Konstanz an Tagen, an denen gewöhnlich die Niederen Weihen gespendet wurden⁷ und Kirchen, Altäre, Kapellen oder andere fromme Orte konsekriert oder reconziliert wurden und am Tag nach Pfingsten um ein Uhr (hora primarum) firmen.⁸ Zur Firmung in den Dekanaten der Diözese Konstanz stellte die Synode 1567 einen genauen Plan auf. In jedem Quartal sollten zwei Landkapitel der Diözese visitiert werden. Bei einer Anzahl von damals 66 Dekanaten wäre die Diözese also in einem Turnus von 8 Jahren vollständig visitiert und anlässlich der Visitation die Firmung gefeiert worden.⁹

Die Synode hatte sich mit diesem Plan ein ehrgeiziges Ziel gesetzt, die römischen Richtlinien umzusetzen. Das Trienter Konzil forderte eine jährliche Visitation der Diözesen, bei großen Bistümern konnte sie auch nur alle zwei Jahre erfolgen.¹⁰ Dabei und am Pfingstfest sollte nach den Empfehlungen des CatRom das Sakrament der Firmung »vorzüglich ausgespendet« werden, »teils auch an anderen Tagen, wann es die Hirten fürfügig erachten [...]«. ¹¹ Der Hauptgrund, dass der Plan der Synode von 1567 nicht verwirklicht werden konnte, war der Bischof selbst. Denn gerade Kardinal Mark Sittich von Hohenems zog es vor, seinen Verpflichtungen als Kardinalnepot am Hofe des Papstes nachzukommen und hielt sich nur sehr selten in seinem Bistum auf.¹² Die große Ausdehnung der ehemaligen Diözese Konstanz und die damaligen Verkehrsverhältnisse hätten eine Umsetzung nur gelingen lassen, wenn sowohl der Bischof ständig im Bistum geweiht und ein Weihbischof immer zur Verfügung gestanden hätte. Da dies während des Episkopats von Mark Sittich von Hohenems kaum der Fall war, blieb der lobenswerte Plan ein frommer Wunsch und Firmungen selten.¹³

In einem Bericht nach Rom meldete der Konstanzer Bischof Andreas von Österreich (1589 – 1600), im Jahre 1597 wären dreißigtausend Personen im Bistum Konstanz gefirmt worden. Zuvor sei die Firmung viele Jahre im Bistum nicht mehr gespendet worden.¹⁴ Diese Angaben sind zu ungenau, um präzise Rückschlüsse auf

die Umsetzung der Pläne zur Firmung der Synode von 1567 zu ziehen. Vermutlich wurden sie auch während der Regierungszeit Andreas' von Österreich nicht in vollem Umfang eingehalten und die Firmungen erfolgten seltener als geplant.

Die Diözesansynode 1609 fasste sich in ihren Beschlüssen zum Firmtermin etwas knapper als die Synode von 1567. Sie sah die Firmfeier im Konstanzer Münster durch den Bischof oder seinen Generalvikar, der Weihbischof war,¹⁵ vor, und sollte am »hohen Pfingstfest« und zu Zeiten, in denen gewöhnlich in der Kathedrale die heiligen Weihen gefeiert wurden, nämlich am Freitag nach dem 1. Fastensonntag (Sonntag „Invocavit“, Quatemberwoche), am Freitag nach dem 4. Fastensonntag (Sonntag „Laetare“), am Karfreitag (die Veneris sancto), am Freitag vor dem Dreifaltigkeitssonntag in der Pfingstoktav und an den Freitagen der Quatemberwoche im September und vor Weihnachten stattfinden.¹⁶ Außerhalb der Stadt Konstanz sollte bei allen Visitationen, ebenso anlässlich von Konsekrationen und Benediktionen von Kirchen, Friedhöfen, Altären und „Präläten“ gefirmt werden, wenn der Bischof oder Weihbischof diesen Feiern vorstand.¹⁷

Um den vom Tridentinum geforderten jährlichen, bei großen Diözesen zweijährigen Visitationszyklus einhalten zu können, teilte die Diözesansynode 1609 die Diözese in vier Bezirke, die von vier Visitatoren bereist wurden. Anlässlich einer Visitation wurde gewöhnlich gefirmt, sofern der Bischof oder ein Weihbischof die Visitation vornahm. Der Plan lässt jedoch nicht erkennen, ob und wie oft der Bischof oder ein Weihbischof visitierte und die Firmung feiern konnte oder wann ein Visitator kam, der als Priester nicht firmen durfte.¹⁸ Wir können aber annehmen, dass die Intervalle zwischen den Firmterminen in den Landkapiteln nicht länger werden sollten, als die von der Synode 1567 veranschlagten acht Jahre.

Einen Einblick in die Verhältnisse auf dem Land und die dortigen Firmfrequenzen geben uns die „Tauf-, Ehe- und Totenbücher“ der Pfarrei Schömburg¹⁹ mit ihren Filialen Hausen am Tann, Ratshausen und Weilen unter den Rinnen. In den Bänden von 1609 bis 1726 und 1726 bis 1784 sind die Firmungen verzeichnet: So empfingen 1709 133 Schömburger Parochianen in Nusplingen (20 km von Schömburg, d. h. vier Wegstunden von der Pfarrei entfernt) die Firmung.²⁰ Die nächste Firmung ist 1723 verzeichnet. Am 25. und 26. November marschierten von Schömburg 437 Firmlinge, von Weilen u. d. R. 79 und von Ratshausen 116 in das 50 km oder zehn Fußstunden (!) entfernte Donaueschingen, um dort von Weihbischof Franz J. A. von Sirgens-

tein die Firmung zu empfangen.²¹ Zehn Jahre später, am 12. und 13. September 1733 firmte wiederum Weihbischof Sirgenstein an einem nicht überlieferten Ort 191 Personen aus der Pfarrei Schömburg. Weihbischof Franz Karl J. Fugger firmte am 23. August 1747 in Egesheim (16 km oder 3 1/4 Stunden Fußweg von Schömburg) 129 Firmlinge aus Schömburg. Anlässlich der Kirchweihe in der Filiale Weilen u. d. R. am 9. September 1762 firmte wiederum Weihbischof Franz Karl J. Fugger 319 Firmanden aus der Pfarrei Schömburg. Die letzte Aufzeichnung liegt vom 26. August 1772 vor. Damals firmte Weihbischof August J. N. Fidel von Hornstein 171 Personen aus Schömburg im benachbarten Schörzingen (4 km).²² Anhand dieses Beispiels lässt sich zeigen, dass in der Praxis die von der Diözesansynode vorgesehenen Intervalle nicht eingehalten wurden: 1709 – 1723, 1733 – 1747, 1762 – 1772: Der kürzeste Abstand beträgt 10, der längste 15 Jahre! Ein Vergleich mit den Geburtenzahlen zeigt überdies, dass nur ein Teil der Gläubigen die Mühe des bisweilen extrem langen Fußmarsches auf sich nahm, um gefirmt zu werden: Zwischen 1733 und 1772 sind jedes Jahr zwischen 55 (1733) und 35 (1762) Taufen im Register eingetragen.²³ Berücksichtigt man die hohe Kindersterblichkeit²⁴ und die Firmabstände, müssten bei den Firmterminen alle 10 bis 15 Jahre etwa 300 bis 700 Personen gefirmt worden sein. Die tatsächliche Anzahl bleibt weit dahinter zurück.

Weitere Erschwernisse des Firmempfangs werden berichtet. Es konnte geschehen, dass der Weihbischof nur einen halben Tag firmte. Wer dann nicht an die Reihe kam, musste unverrichteter Dinge heimkehren. Oder wie es 1775 aus Villingen berichtet wird: Der Bischof war nächtens auf Auerhahnjagd gewesen und ließ. Tags darauf die Firmlinge stundenlang warten und kam nur nach langem Bitten und Betteln seiner Amtspflicht nach.²⁵

Firmungen sind uns im 17. und 18. Jahrhundert vor allem anlässlich einer Kirch- oder Altarweihe oder bei Visitationen bezeugt. Aus den Visitationen und Firmungen, die Weihbischof Conrad Ferdinand Geist von Wildeggen 1693, 1701 und 1710 im Kanton Luzern gehalten hat, lässt sich fast der von den Synodalkonstitutionen 1567 vorgesehene Achtjahreszyklus für die Firmungen erkennen. Die im Pfarrarchiv von Schömburg belegten Firmungen zeigen dort ein längeres Intervall. Die belegten Zahlen der Firmlinge lassen vermuten, dass eine relativ große Zahl von Gläubigen die Firmung nicht empfangen hat. Trotzdem nahmen die Gläubigen bisweilen lange Wege oder sogar den Gang in benachbarte Bistümer in Kauf, um gefirmt zu werden.

(Fortsetzung folgt)

100 Jahre Schloßberg-Realschule Ebingen

Die Entstehung eines mittleren Schulwesens zwischen Volks- und Lateinschule in Ebingen – Von Jürgen Scheff, Teil 2

3. Das Gebäude der heutigen Schloßberg-Realschule

Erst zu Beginn des Schuljahres 1949/50 zog die Mittelschule Ebingen von der Kirchgrabenschule in das Gebäude Hohenzollernstr. 6 um. Das nunmehr benutzte Gebäude auf der sogenannten Spitalwiese konnte im Jahr 1949 bereits auf eine recht wechselvolle Geschichte zurückblicken.

– 3.1 Mädchenschulhaus 1888 – 1906

Im 4. Quartal des 19. Jahrhunderts wandelte sich die Kleinstadt Ebingen zum dominierenden Industriestandort der Südwestalm, einhergehend mit einem starken Zuzug von Arbeitskräften aus dem Umland. Die Schülerzahlen der evangelischen Volksschule stiegen innerhalb weniger Jahre derart an, dass im Jahr 1884 von acht ständigen Lehrern 891 Schüler in völlig unzureichenden Schulräumen unterrichtet werden mussten. In drei Klassen wurde die zulässige Höchstzahl von 130 Schülern überschritten; in einer Klasse waren es sogar 155 Kinder. Deshalb forderte der örtliche Ortschulrat sowohl die Einstellung weiterer Lehrkräfte als auch den Bau eines neuen Schulgebäudes. Der anfänglich ablehnende Gemeinderat konnte 1885 von Oberschulbehörde und Oberamt überzeugt werden, dass ein Schulneubau wegen des gewerblichen Aufschwungs der Stadt oberste Priorität haben müsse, da auch die gewerblichen Fortbildungsschulen unter un-

erträglichen Raumverhältnissen litten. Stadtbaumeister Ziegler fertigte daraufhin die Pläne für ein repräsentatives zweigeschossiges Schulgebäude auf der Spitalwiese, welches acht geräumigen, hellen Schulsälen Raum bot. Baubeginn war im Herbst 1886; am 27. Juni 1888 fand die feierliche Einweihung statt. Sämtliche Mädchen der evangelischen Volksschule fanden hier eine neue Heimat. Um den direkt Betroffenen das neue Domizil schmackhaft zu machen, bekam jeder Ebinger Schüler zum Festtag eine Wurst und eine Mutschel verabreicht und wurde dann nach Hause entlassen.

– 3.2 Knabenschulhaus 1906 – 1949

Der Zuwachs der Ebinger Bevölkerung um die Jahrhundertwende übertraf alle Vorhersagen. Zählte man im Jahr 1880 noch 5555 Einwohner, so waren es 1910 bereits 11423. Auch der Bau einer zweiten städtischen Schule 1899/1900 auf der Spitalwiese (heute Hohenbergschule) als Unterkunft für die „Realschule“, der Keimzelle des heutigen Gymnasiums, linderte die Schulraumnot nur kurzzeitig. Mit dem Bau des neuen Schulhauses am Kirchengraben in den Jahren 1905/06 besaß Ebingen erstmals drei große, den schulischen Anforderungen genügende Gebäude, und ein Umzug stand bevor. Sämtliche Mädchenklassen bezogen am 1. November 1906 das neue Mädchenschulhaus; acht Jungenklassen wechselten aus Notquartieren in das ehemalige Mädchenschulhaus auf der Spitalwiese. Noch heute wird von manchen älteren Ebingern in

Erinnerung an ihre Schulzeit die Schloßberg-Realschule als „Bubenschule“ bezeichnet. Auch diesmal zeigte sich die Stadtgemeinde Ebingen spendabel: „Anlässlich der Schuleinweihung am Donnerstag sollen sämtliche Schulkinder, auch die Kleinkinderschule, mit einem 10-Pfg.-Wecken und einer 15-Pfg.-Wurst beschenkt werden.“ (Der Alb-Bote, 30. Okt. 1906)

Grundlegende bauliche Veränderung erfuhr das Knabenschulhaus in den Jahren 1936 bis 1939. Zunächst wurde an das bestehende Gebäude ein dreistöckiger Anbau mit 12 Klassenzimmern nach Süden angesetzt, der dann nach Osten abwinkelte. Die Bauleitung lag in den Händen des städtischen Baurats Reinhold sowie von Baumeister Hans Reiff. Der seit Jahren geplante Bau wurde unumgänglich, nachdem die sogenannte „Schlachthauschule“ neben dem Roten Kasten in der Altstadt 1934 aus baupolizeilichen Gründen geräumt werden und vier Klassen Notunterkünfte in der Augustenhilfe beziehen mussten. Nach Beendigung dieses ersten Bauabschnittes wurde der Anbau am 20. April 1937 – kaum zufällig der Geburtstag Adolf Hitlers – feierlich im Geiste des Nationalsozialismus eingeweiht. Ab diesem Tag wurde den drei großen Ebinger Schulen die hohe „Ehre“ zuteil, Namen nationalsozialistischer „Größen“ bzw. „Helden“ tragen zu dürfen: Die erweiterte Knabenschule hieß nunmehr „Horst-Wessel-Schule“, die benachbarte Oberrealschule (heute Hohenbergschule) „Leo-Schlageter-Schule“ und die Mädchenschule am Kirchengraben

„Hans-Schemm-Schule“.

In einem weiteren Bauabschnitt, der im Januar 1939 fertig gestellt war, wurde der Altbau der Knabenschule um ein Stockwerk erhöht und vollständig in den Neubau integriert. Von den nunmehr 21 Schulräumen konnte die Deutsche Volksschule drei an die Handelsschule Ebingen abtreten. Die festliche Einweihung erfolgte am 9. Januar 1939. Dem Zwecke der Erziehung der Jugend im Geiste des Nationalsozialismus sollte auch die „Kunst am Bau“ dienen. Unmittelbar über dem Hauptportal begrüßte die Metallplastik eines dynamisch vorwärtstrebenden Hitlerjungen mit Hakenkreuzfahne einst die eintretenden Schüler; sie wurde nach dem Krieg entfernt. Betritt man das lichte Treppenhaus, so fällt der Blick unweigerlich auf drei monumentale Glasfenster, die sich über die Höhe zweier Stockwerke erstrecken. Die Tageszeitung „Der Wille“ vom 20. April 1937 beschreibt den Sinngehalt folgendermaßen: „Den Sinn und Geist unserer Zeit atmet das ganze Haus durch drei prächtig gelungene, kunstvoll gearbeitete Fenster. Die von Kunstgewerbler A. Klaiber-Stuttgart entworfenen und von der Firma Jahn und Gaiser, Stuttgart meistermäßig ausgeführten Glasmalereien stellen drei Abschnitte im Leben der deutschen Jugend dar. Links der trommelnde Pimpf und der voranstürmende Fahnenträger auf der Wanderfahrt; in der Mitte sinnvoll gestaltet die Kameradschaft in der HJ., Arbeitsdienst und Wehrmacht; rechts die kraftstrotzende sporttreibende Jugend. Die fünf olympischen Ringe am Mittelfenster sollen spätere Geschlechter an die Bauzeit im Jahre der olympischen Spiele in Berlin erinnern. Man könnte sich kaum ein sinnvollerer künstlerisches Beiwerk denken für eine Knabenschule, als diese lebendige Darstellung der unzertrennlichen Jugend, in Liebe zum Volk, Treue in der Kameradschaft und der Bereitschaft im wehrhaften Geiste.“ Architekt Eugen Wissmann, Ebingen, nahm im Spätsommer 1945 noch vor der Wiederaufnahme des Unterrichts die Entnazifizierung der Glasbilder eigenhändig vor und übermalte Siegesruhen und sonstige Naziembleme bis zur Unkenntlichkeit. Später wurden diese problematischen Stücke durch neutrale Glasscheiben ersetzt. Ohne tieferes Hintergrundwissen dürfte sich dem heutigen Betrachter der ehemalige Sinngehalt schwerlich erschließen. Die handwerklich gut gemachten Fenster sind in ihrer Monumentalität ein wichtiges Zeugnis der Propagandakunst im Dritten Reich, von welcher nur wenige die Kriegs- und Nachkriegszeit nahezu unbeschadet überdauert haben und deshalb als zeitgeschichtliches Dokument wertvoll. (Aus der gleichen Werkstatt und ebenfalls von A. Klaiber, Stuttgart, entworfen sind die Glasfenster im Rathaus in Bitz mit Motiven aus der Geschichte der Gemeinde. Sie entstanden ebenfalls 1937.) Als ideologisch neutral können hingegen die drei kleinen Brunnen bezeichnet werden, die in jedem Stockwerk die Wände in den Gängen zieren und – zum Leidwesen der Schüler – heute nicht mehr plätschern. Die Brunnenfiguren in Form von Putten sollen die drei Elemente Feuer, Wasser und Luft versinnbildlichen. Sie wurden von dem einheimischen Künstler Rupert Gehring geschaffen.

– 3.3 Schloßbergsschule (1949 – 1966)

Im Zuge einer Umgestaltung des gesamten Schulwesens in Ebingen zu Beginn des Schuljahres 1949/50 wurden die Räumlichkeiten neu verteilt. Die Mittelschule, mit 215 Schülern in sechs Klassen, verließ die Kirchgrabenschule und wurde zur Hausherrin in der ehemaligen Knabenschule auf der Spitalwiese, welche nunmehr Schloßbergsschule hieß. Sie teilte ihr großes Gebäude aber noch über viele Jahre mit Klassen der Katholischen Volksschule, der Christlichen Gemeinschaftsschule, der Höheren Handelsschule, der Kaufmännischen Berufsschule, der Landwirtschaftlichen



Das Schulgebäude in einer historischen Ansicht.

Berufsschule und später insbesondere mit dem Gymnasium.

Für die künstlerische Gestaltung der bis zu diesem Zeitpunkt noch unverputzten Westfassade des Gebäudes gelang es 1952, mit Wilhelm Geyer (1900 - 1968) aus Ulm einen der renommiertesten Künstler seiner Zeit zu gewinnen und an der Außenfassade einen deutlichen Kontrast zur Nazikunst im Schulhaus zu setzen. Dieser spiegelt sich auch im persönlichen Schicksal des Künstlers wider. Der gebürtige Stuttgarter studierte an der dortigen Akademie, war Gründungsmitglied der „Stuttgarter Neuen Sezession“ und galt seit 1937 als „entarteter Künstler“. Seit Anfang 1939 war Wilhelm Geyer mit der Gestaltung der Glasfenster im 1933/34 neu erbauten Chor der Kirche in Margrethausen befasst, einer seiner frühesten Glasmalerarbeiten. Kriegsausbruch und Wehrdienst unterbrachen die Arbeiten bis 1942. In seinem Münchner Atelier verkehrten auch die mit ihm befreundeten Geschwister Hans und Sophie Scholl. Die Flugblätter, welche von ihnen im Lichthof der Universität München verteilt wurden und im Namen der „Weißen Rose“ zum Widerstand gegen das Hitlerregime aufriefen, waren im Keller von Geyers Atelier gedruckt worden. Auch Wilhelm Geyer wurde verhaftet, verhört und über Monate inhaftiert. Er überlebte als einer von wenigen Vertrauten dieser erfolglosen Widerstandsaktion. Zwischen 1945 und 1947 vollendete Geyer die prächtigen Fenster für Margrethausen – eines seiner bedeutendsten Meisterwerke. Da er auch 1953 für die St. Josefskirche in Ebingen Glasfenster fertigte, überrascht der Auftrag für die Gestaltung der Fassade der Schloßbergsschule nicht. Das in Schwarz-Weiß-Tönen gehaltene monumentale Sgraffito-Kunstwerk beschreibt, dem Stil alter Holzschnitte nachempfunden, einzelne Episoden des Schullebens vom Mittelalter bis in die Neuzeit. Das obere Bildfeld zeigt von links: 1. Unterricht in einer Singschule der Karolingerzeit, 2. Einzelunterricht eines Rechenmeisters des Spätmittelalters, 3. eine Grammatikstunde des Spätmittelalters. Die beiden unteren Felder bieten dem

Schulleiter und Direktoren

1. Ferdinand Link (1910 – 1915)
2. Karl Krimmel (1915 - 1924)
3. Theodor Weißinger (1924 – 1927)
4. Christian Kost (1927 – 1934)
5. Dr. Emil Schweizer (1934 – 1944)
6. Willy Conzelmann (1944 – 1945)
7. Gebhard Mayer (kommissarisch) (1945 – 1948)
8. Kurt Wedler (kommissarisch) (1949)
9. Dr. Willy Kuhn (1949 – 1952)
10. Willy Conzelmann (1952 – 1964)
11. Helmut Fink (1964 – 1978)
12. Karl-Heinz Döbereiner (1978 – 1992)
13. Herbert Schuh (seit 1992)

Betrachter eine humanistische Schule der Renaissancezeit und eine Schule des Barocks, in der Naturwissenschaften gelehrt werden. Das Sgraffito entstand in den Monaten Juli/August des Jahres 1952.

Bereits Anfang der 60er Jahre wurde der Schulraum wieder knapp. Die Mittelschule war bis 1964 auf 394 Schüler in zwölf Klassen angewachsen und auch die Schülerzahlen des Gymnasiums explodierten seit der Oberstufenreform im Jahr 1962 geradezu. Ein Anbau an den Südflügel der Schule mit sechs Klassenzimmern, der 1965 bezogen werden konnte, linderte die Raumnot nicht.

3.4 Schloßberg-Realschule Ebingen (1966 – heute)

Die offizielle Umbenennung der Mittelschulen in Realschulen erfolgte 1966; die Raumnot blieb. Selbst der Umzug des Gymnasiums in den Neubau im Mazmann im Sommer 1972 brachte keine Entspannung, da sich die Zahl der Realschulklassen seit 1964 auf 24 verdoppelt hatte. Ende April 1973 wurde mit dem Anbau eines Ost- und Nordflügels begonnen, der neben fünf weiteren Klassenzimmern endlich die lang ersehnten Fachräume für die Fächer Biologie, Chemie, Physik, Musik, Handarbeit und Hauswirtschaft brachte. Näheres hierzu ist in der Festschrift nachzulesen, welche anlässlich der Einweihung des Erweiterungsbaus am 6. Dezember 1974 erstellt wurde. Seither hat sich das äußere Erscheinungsbild der Schloßberg-Realschule, welche nunmehr ein geschlossenes Viereck um einen offenen Innenhof bildet, nicht mehr stark verändert, abgesehen von der sukzessiven Neugestaltung des Schulumfelds in den letzten Jahren. Die Raumsituation im Gebäude kann aufgrund stark rückläufiger Schülerzahlen in den letzten Jahren erstmals in der nunmehr hundertjährigen Geschichte der Mittelschule bzw. Schloßberg-Realschule als weitgehend entspannt bezeichnet werden.

4. Wichtige Daten aus der Geschichte der Schloßberg-Realschule Ebingen

1906

Der Unterricht der Mädchen-Mittelschule wird mit 70 Schülerinnen in 4 Klassenstufen im Mädchenschulhaus am Kirchengraben aufgenommen. Als erste Lehrkräfte wirken Ferdinand Link und Karl Krimmel. Verwaltungstechnisch bleibt die Mädchen-Mittelschule der Evangelischen Volksschule Ebingen angegliedert.

1907

Der neue Lehrplan für die württembergischen Volksschulen tritt mit Beginn des Schuljahres 1907/08 in Kraft und hat mit Ergänzungen auch für die Mittelschule Gültigkeit.

1909

Nach dem neuen Schulgesetz wird die Schulaufsicht verstaatlicht. Bislang war einer der beiden evangelischen Stadtpfarrer von Ebingen zugleich Ortsschulinspektor.

1910

Ferdinand Link wird am 1. Mai zum ersten Schulvorstand der Evangelischen Volksschule und der Mädchen-Mittelschule ernannt.

1922

Im Schuljahr 1922/23 werden in den vier Klassen der Mädchen-Mittelschule 147 Schülerinnen unterrichtet, davon 11 katholische und 6 ohne Religionszugehörigkeit.

1938

Alle Mittelschulen Deutschlands erhalten erstmals einen einheitlichen Lehrplan. Damit wird die bisherige württembergische Form der Mittelschule, die sich stark an die Volksschule anlehnte, abgelöst.

1941

Nach dem Erlass des Kultministers vom 20. Februar 1941 (Nr. II 955) tritt die „Hauptschule“ als Pflichtschule der Begabten aus allen Volksschichten an die Stelle der Realschulen. Mit dem Schuljahr 1941/42 erhält die bisherige Mädchen-Mittelschule die fünfte Klassenstufe und wird zur Vollenstanz ausgebaut.

1942

Mit der Einrichtung der sechsten Klassenstufe im Schuljahr 1942/43 ist die „Hauptschule“ Ebingen voll ausgebaut und führt zur Mittleren Reife.

1947

Bestrebungen der französischen Besatzungsmacht, die Mittelschule aufzulösen, können abgewendet werden. Im Schuljahr 1947/48 besuchen 173 Schüler die Mittelschule in fünf Klassen, darunter erstmals 9 Knaben.

1949

Mit Beginn des Schuljahres 1949/50 zieht die Mittel-

schule in das „Bubenschulhaus“ auf der Spitalwiese um.

1957

Die Mittelschüler müssen kein Schulgeld mehr bezahlen.

1965

Ein vierstöckiger Erweiterungsbau am Südflügel der Schloßbergschule mit sechs Klassenzimmern kann die Schulraumnot nur vorübergehend lindern. Mittlerweile besuchen 426 Schüler/innen in 14 Klassen die Mittelschule.

1966

Die Mittelschulen werden in Realschulen umbenannt.

1973

Ende April beginnen die Bauarbeiten für den zweistöckigen Anbau mit Fach- und Sammlungsräumen und weiteren Klassenzimmern. An der Schmiedestraße entsteht eine Großturnhalle.

1974

Die Einweihung des neuen Gebäudetrakts erfolgt am 6. Dezember.

1977

Die Schloßberg-Realschule überschreitet mit 1008 Schülern in 33 Klassen erstmals die magische Tausendergrenze.

1978

Ein Pavillon (heute Kindergarten), in Fertigbauweise neben der Festhalle erstellt, bietet fünf Klassen Unterricht; drei weitere werden in der Hohenbergschule unterrichtet.

1979

Die Schülerzahl erreicht im Schuljahr 1979/80 mit 1073 Personen in 35 Klassen ihren Höchststand.

1980

Mit dem Collège de Bissy aus Chambéry wird eine Schulpartnerschaft begründet.

1981

Die Zahl der Klassen erreicht im Schuljahr 1981/82 mit 39 ihren Höhepunkt. Trotz Belegung des Pavillons (5 Klassen) und der Hohenbergschule (3 Klassen) gibt es im Schulhaus sieben Wanderklassen ohne eigenes Klassenzimmer.

1993

Um den Bedürfnissen eines modernen Natur und Technik-Unterrichts zu genügen, werden vier Werkräume komplett erneuert.

1994

Der Einzug neuer Medien in die Schule macht sich im neuen Bildungsplan mit dem Pflichtthema "Informationstechnische Grundkenntnisse" (ITG) bemerkbar.

1997

Engagierte Eltern gründen den Förderverein der Schloßberg-Realschule Ebingen.

2000

Mit den Worten „Dies ist eine Schule, bei der Eltern davon ausgehen können, dass die Schüler gut aufgehoben sind“ fasst Kultusministerin Annette Schavan ihre Eindrücke bei ihrer Schulvisite am 27. Oktober zusammen.

2004

Ein neuer Bildungsplan stellt neue Weichen im Schulleben und fordert ein verstärkt selbsttätiges Lernen der Schüler. Die Firma Groz-Beckert in Ebingen ermöglicht im Rahmen ihrer Lernpartnerschaft mit der Schloßberg-Realschule einen freiwilligen Chinesischunterricht für Schüler ab Klasse 9.

2005

Mit Geldern der Medienoffensive des Landes Baden-Württemberg werden 3 Computerräume mit jeweils 16 Arbeitsplätzen vollständig neu ausgestattet und alle Unterrichtsräume im Anbau mit Internetanschlüssen versehen.

2006

Im Jubiläumsjahr besuchen 607 Schüler/innen in 22 Klassen die Schloßberg-Realschule.

Literaturverzeichnis

A. A. [Koll.] (1974): Festschrift Realschule Ebingen 1974 [Hrsg. Realschule Ebingen]. Ebingen.

A. A. [Koll.] (2000): 100 Jahre Hohenbergschule [Hrsg. Hohenbergschule Ebingen]. Albstadt.

A. A. [Koll.] (2001): Pfarrkirche St. Margareta Albstadt-Margrethausen [Hrsg. Katholisches Pfarramt St. Margareta]. Beuron.

BLATTNER, T. (2000): Anfänge und Aufbau des württembergischen Realschulwesens (1783-1834). - Materialien Realschule 26, Landesinstitut für Erziehung und Unterricht. Stuttgart.

HELBERT, I. (2001): Kunst- und Kulturdenkmale im Zollernalbkreis. - Zollernalb-Profil Reihe B, Bd. 1. Stuttgart.

HUMMEL, G. F. (1919): Kriegschronik der Stadtgemeinde Ebingen. Stuttgart.

HUMMEL, G. F. (1936): Geschichte der Stadt Ebingen (2. Aufl.). Ebingen.

SCHMIDT, W. (1957): Eine private Töchterchule in Ebingen. - Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen, 4. Jg., Nr. 2, S. 149 f. Balingen.

STETTNER, W. (1980): 500 Jahre Schule in Ebingen. Albstadt.

STETTNER, W. (1986): Ebingen. Die Geschichte einer württembergischen Stadt. Sigmaringen. sowie Schulakten des Stadtarchivs Albstadt. Schulchronik der Schloßberg-Realschule. Zeitungsberichte zu den aktuellen Ereignissen (Kopien in der Schulchronik archiviert).

DAS AKTUELLE BUCH

Spitzbüble und Melchinger Lesebuch

Köstlichkeiten auf dem Backblech und im Brevier – Von Daniel Seeburger

Nein, nein und nochmals nein! Draußen scheint die Sonne. Mit Temperaturen über 20 Grad neigt sich ein goldener Oktober dem Ende zu und Advent und Weihnachten sind noch weit. Denkst! Schon flattern die ersten Kataloge ins Haus mit weihnachtlichen Dekorationsideen, in den Kaufhäusern schmelzen die ersten Schokolebkuchen in der Spätsommer-Sonne und in der Fernsehwerbung tauchen, zwar noch verschämt, die ersten rotgewandeten, weißbärtigen Rentierbänder auf.

Eigentlich wollte ich mich dieser alljährlich etwas früher stattfindenden Festverschiebung mit aller Macht entgegen stemmen – und dann kommt ein Päckchen des Silberburg-Verlags. Darinnen lockt ein reich bebildertes Buch namens „Spitzbüble, Anisbrötle, Bärentatzen und weitere köstliche Familienrezepte“. Schon allein das Durchblättern lässt mir das Wasser im Munde zusammenlaufen. Da gibt es goldgelbe Safrankringel, deftige Nougatstangen, luftige Kissinger Brötchen oder, besonders kaloriengespickt, Marzipan auf bayrisch Butter. Vergessen sind alle guten Jogging-Vorsätze, die Asics werden in den Keller gestellt – bye, bye, der nächste Frühling kommt bestimmt. Die Zeit, die man in den vergangenen Monaten mit sinnlosem Umhergehopsen in der Natur vergeudet hat, wird jetzt wieder nützlicheren Aktivitäten geopfert – ist genug Mehl, Zucker, Marzipan, Kuvertüre, Bourbon-Vanille, Honig und Sahne im Haus? Wo habe ich denn im vergangenen Jahr die Ausstecherle-Formen versteckt? Reicht die Anzahl der Backbleche noch? Die Rezepte, die die Zuschauerinnen der SWR-Landesschau eingesandt haben, sind göttlich – der Wunsch nach Advents- und Weihnachtszeit kann sich beim Durchblättern dieses Buches zur Sucht entwickeln. Mit dabei ist auch eine Hobbybäckerin aus dem Zollernalbkreis. Julie Weinmann aus Rosswangen lädt zum Backen ihrer Nougatringe ein – absolut lecker! Trotz sommerlicher Temperaturen – **unser Buch des Monats!**

Doch halt! Ein weiteres Werk hat den Titel nur um wenige Millimeter verfehlt. Seit 25 Jahren gibt es nun den Melchinger Lindenhof. Ein Theater inmitten der tiefsten schwäbischen Provinz. Ganze Heerscharen von Li-

teraten und solchen, die meinen, dazu zu gehören, pilgern seit Jahren in die kleine Albgemeinde. Jetzt haben die beiden Theatermacher Bernhard Hurm und Uwe Zellmer im Verlag Klöpfer und Meyer „s Melchinger Brevier. Eine Sammlung zum Sinnieren“ herausgebracht. In diesem bunten Sammelsurium an Lyrik und Prosa, unterteilt in die Rubriken „Anfänge“, „Landschaft“, „Leute“, „Wege“, „Bühne“, „Träume“ und „Zeit und Räume“, kommt man den Lindenhöflern näher – und den Menschen aus der schwäbischen Provinz auch. Durchaus kontrovers kann man über die ausgesuchten Texte diskutieren – man lese beispielsweise Utz Jeggles „Das Dorf war nie eine Idylle“ („die Stadt aber auch nicht“, möchte man ihm zurufen). Neben Altbekanntem, fast schon Abgedroschenem, wie Fontanes Ballade „Herr von Ribbeck“ oder Heines „Mein Kind, wir waren Kinder“ (das dereinst schon „Zupfgeigenhansel“ vertont hatte), darf Hölderlin nicht fehlen („Der Gang aufs Land“ natürlich, aber auch ein Brief an Casimir Ulrich Böhlendorff), ebenso Peter Härtling und Walter Jens. Aber mit Thaddäus Troll endet das Brevier nicht. Der geniale Portugiese Fernando Pessoa findet ebenso seinen Platz wie Rosa Luxemburg oder Hermann Lenz. Mit dabei auch Nikodemus Frischlins „Descriptio urbis Balingae“ (Beschreibung der Stadt Balingen) in einer Übersetzung von Albstadts Stadtarchivar Dr. Peter Thaddäus Lang und dem kürzlich verstorbenen Dr. Wilhelm Foth. „Für mich soll's rote Rosen regnen“, wird Hildegard Knef im Brevier zitiert – nicht nur der Knef wünscht man diesen Rosenregen, auch dem Lindenhof.

Harald Schukrafts im Silberburg-Verlag erschiene „Kleine Geschichte des Hauses Württemberg“ und Wolfgang Hugs im Theiss-Verlag erschiene „Kleine Geschichte Badens“ sind wichtige, prall mit historischen Fakten gefüllte und doch gut lesbare Zusammenfassungen der Landesgeschichte. So umfassend und doch prägnant wie bei Wolfgang Hug konnte man sich selten über den badischen Landesteil informieren. Harald Schukrafts größter Verdienst liegt in der logisch nachvollziehbaren Darstellung der nicht ganz einfachen frühen Geschichte der Württemberger.

Filmrückschau

Die Heimatkundliche Vereinigung veranstaltet am Mittwoch, 29. November, ab 18 Uhr im Sitzungssaal des Landratsamtes eine Filmrückschau auf die Studienreise nach Piemont, die im vergangenen Frühjahr stattgefunden hat. Anschließend an die Filmrückschau können in gemütlicher Runde bei Gebäck und Getränken wieder wach gewordene Erinnerungen ausgetauscht werden. Gäste sind willkommen.

Die Autoren dieser Ausgabe

Dr. Klaus Peter Dannecker
Theologische Fakultät Trier
Deutsches Liturgisches Institut
Weberbach 72a
54290 Trier

Jürgen Scheff
Im Raidental 66
72358 Albstadt

Daniel Seeburger
ZOLLERN-ALB-KURIER
Grünwaldstr. 15
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:
Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Erich Mahler, Mörikeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 53

30. November 2006

Nr. 11

Ein Leben an der Schwelle zum Mittelalter

Martin von Tours und die Ebinger Martinskirche – Von Herbert Friederich – Teil 1

Diese Doppelfigur des Heiligen Martins bei der Mantelteilung war vor 1905 im Tympanon des Nordeingangs der Ebinger Martinskirche. Heute steht das Kunstwerk im Chorraum.
FOTO: HOLGER MUCH



Die Martinskirche in Albstadt-Ebingen wurde in der architektonischen Gestaltung, wie wir sie heute vor uns haben, in den Jahren 1905/06 nach Plänen der Stuttgarter Architekten Schmohl und Stähelin erbaut. Im Dezember 1906 wurde sie eingeweiht. Im Rahmen des Veranstaltungsprogramms zum 100-jährigen Jubiläum hielt Herbert Friederich in der Friedhofskapelle in Albstadt-Ebingen den folgenden Vortrag über den Schutzpatron der Kirche:

I. Einleitung

Schon in frühester Kindheit bereitete mir dieser Martin, oder besser gesagt, die nach ihm benannte Kirche am Rande der Altstadt Ebingens, großes Kopfzerbrechen. Es war dieses „St.“, das vor den Namen gesetzt wurde. Sollte dies „Sankt“ Heiliger bedeuten? Unsere Martinskirche ist eine evangelische Kirche. Schon früh wurde uns beigebracht, dass ein sehr gravierendes Merkmal, das uns Evangelische von den Katholiken unterscheidet, das sei, dass wir keine Heiligenverehrung betrieben. Das „St.“ konnte folglich kaum „Sankt“ bedeuten. Aber was dann? Vielleicht „städtisch“. Im benachbarten Balingen gab es ja auch eine Stadtkirche. Spätestens dann, als ich zum Stamm Sankt Martin der

Christlichen Pfadfinder stieß und dort lange Jahre aktiv mitarbeitete, war der Fall für mich endgültig klar.

Was hat es nun mit diesem Schutzpatron unserer Ebinger Kirche auf sich? Wer war dieser Martin? Der reformierte Schweizer Pfarrer, Theologe und Honorarprofessor Walter Nigg, dessen Lebenswerk darin bestand, sich mit dem Leben der Heiligen auseinanderzusetzen, beklagte sich einmal: „Alle Redner, die sich bei Vereinsfesten, in Akademien oder sonst wo über den Heiligen Martin zu Wort melden, wissen von ihm nur die bekannte Mantelgeschichte zu berichten, jene Teilung, die man früher sogar auf der Schweizer Banknote betrachten konnte... Über eine der größten Gestalten aus der Welt der Heiligen wissen sie nicht mehr als jeder Erstklässler.“ Wenn dies tatsächlich so sein sollte, so soll diese Abhandlung dazu dienen, dass der Leser am Ende eine Menge mehr über Martin von Tours weiß, als nur von der Mantelteilung.

II. Lebenslauf

Wenden wir uns also zunächst seinem Lebenslauf zu: Um 316/17 wurde Martin in Sabaria (heute Szombathely), der Hauptstadt der römischen Provinz Pannonien, in West-Ungarn geboren. Am 22. Juni 2006 erschien im Reiseblatt der „Frankfurter Allgemeinen Zei-

tung“ ein ausführlicher Bericht über diese Stadt. Natürlich wurde darin auch Martin erwähnt. Es heißt dort, er sei „der wichtigste Heilige des spätantiken Christentums“ gewesen. Sein Name bedeutet „kleiner Mars“ (Kriegsgott). Er war kein Sklave. Er war Römer. Sein Vater war Offizier in diesem römischen Militärstützpunkt.

Martin wurde in ein unerfreuliches Jahrhundert hineingeboren. Das 4. Jahrhundert stand im Zeichen des Umbruchs, des Zerfalls. Das Heidentum lag in den letzten Zügen und löste sich unter schweren Zuckungen auf. Unter dem Ansturm wilder Völkerscharen brach das Römische Reich zusammen. Neues hielt Einzug und das ganze Leben Martins wird davon geprägt werden. 313 hatten Kaiser Konstantin I., dem man später den Titel „der Große“ gab, der Kaiser des Westens und Licinius, der Kaiser des Ostens, im Mailänder Toleranzedikt „sowohl den Christen als auch überhaupt allen Menschen freie Vollmacht, der Religion anzuhängen, die ein jeder für sich wählt“, gewährt. (Zur offiziellen Staatsreligion des Römischen Reiches erklärt wurde der christliche Glaube erst im Jahre 380 unter Kaiser Theodosius I.).

Aufgewachsen ist Martin in Pavia, in Oberitalien. Über seine Ausbildung ist nichts bekannt. Der Vater war römischer Tribun. Die Familie bekannte sich zum Heidentum. Es wird berichtet, dass sich Martinus im

Alter von zwölf Jahren in eine Kirche flüchtete und gegen den Willen der Eltern um Aufnahme unter den Katechumenen verlangte. Unter dem Druck des Vaters trat Martin ins römische Militär ein. Er wurde der Kavallerietruppe der kaiserlichen Garde zugeteilt. Fortan trug er einen großen *weißen* Uniformmantel. Schon nach kurzer Dienstzeit wurde er Offizier.

Um 334 – er war gerade 17 oder 18 Jahre alt – war Martin als Gardeoffizier in Amiens in Frankreich stationiert. In diese Zeit fiel jenes Ereignis, das bis heute das Andenken an Martin vor allen Dingen wach hält, diese Szene, die uns heute Abend in den Bildern rundum an den Wänden umgibt (im Anschluss an den Vortrag wurde eine Ausstellung mit dem Titel „Darstellungen von Martin von Tours in der Kunst, von Ravenna bis HAP Grieshaber“ eröffnet). Eines Tages, mitten im Winter, der derart hart war, dass viele Menschen der strengen Kälte zum Opfer fielen, begegnete Martin am Stadttor von Amiens einem armen, unbedeckten Mann. Martin trug außer seinen Waffen nur seinen Militärmantel und sonst nichts bei sich. Als der Bedauernswerte nun die Vorübergehenden bat, sie möchten sich seiner erbarmen, diese jedoch den armen Mann übersahen, verstand Martin, vom Geist Gottes erfüllt,

dass der Bettler ihm zugewiesen sei, da die anderen Menschen kein Erbarmen zeigten. Aber was sollte er tun? Außer seinem Militärmantel den er trug, besaß er nichts. Deshalb nahm er sein Schwert, das er umgürtet trug, teilte den Mantel in der Mitte entzwei und gab die eine Hälfte dem Armen, die andere Hälfte behielt er. Einige aus seiner Begleitung machten sich über ihn lustig, da ihn der zerschnittene Mantel entstellte. Durchaus glaubhaft ist, was später erzählt wurde, weil es militärischem Denken entspricht: Außer dem Spott seiner Mitmenschen habe Martin auch noch eine Arreststrafe seitens seiner Vorgesetzten hinnehmen müssen: Drei Tage Haft wegen mutwilliger Beschädigung von Militäreigentum.

Dieses zentrale Ereignis im Leben des Heiligen erinnert uns an eine neutestamentliche Szene: An Priester und Levit im Gleichnis vom Barmherzigen Samariter.

In der Nacht, die auf die Mantelteilung folgte, erschien Martin im Traum Christus, bekleidet mit Martins halbem Militärmantel. Zu den ihn umgehenden Engeln sprach Christus: „Martinus, der noch nicht getauft ist, hat mich mit diesem Mantel bekleidet.“ Wenige Wochen später, an Ostern 334, empfing Martin das

Sakrament der Taufe, nach einer mehrjährigen Vorbe-reitungszeit.

Zwei Jahre später, im Jahre 336, kam es in Worms zu der entscheidenden Begegnung des christlichen Gardeoffiziers und Kaiser Julian, dem die Geschichte den Beinamen „Apostata“ (d. h. der Abtrünnige) gegeben hat, weil er selbst das Christentum ablehnte. Wie in jener Zeit üblich, rief der Imperator vor dem Kampfeinsatz seine Soldaten einzeln zu sich, um ihnen das „Donativum“, eine Prämie, zu übergeben. Als Martin aufgerufen wurde, nahm er kurz entschlossen diese Gelegenheit wahr, um seine Entlassung aus dem Militär zu erbitten. Weil er sich als Christ nicht berechtigt sah, mit der Waffe zu kämpfen und Blut zu vergießen, wollte er folgerichtig auch keine Prämie annehmen. Es folgte ein Disput zwischen Kaiser und Martin mit dem Ergebnis: Der Kaiser ließ ihn gefangen nehmen, um ihn am folgenden Tag den Feinden gegenüber zu stellen. Ehe es jedoch dazu kam, sandten die Germanen eine Botschaft und ergaben sich dem Kaiser. Martin ist der erste Kriegsdienstverweigerer, den wir kennen, deshalb steht er dafür, dass er in unserer Zeit zum Fürsprecher der Kriegsdienstverweigerer gemacht wurde.

Fortsetzung folgt

Freibier-Marken für den Stammtisch

Als die Brauereien in Balingen noch intakt waren – Von Waldemar Rehfuss

„Geben Sie dem Mann am Klavier, noch ein Bier. . .“. Ja, wer erinnert sich von uns noch an jenen Schlagertext? Der Straßenverkehr stieg inzwischen in die Höhe und die Promille-Grenze aber nach unten. Auch der einstige Bierumsatz stagnierte und ein Brauereisterben begann. Heute ist im Zollernalbkreis nur noch eine Privatbrauerei in Betrieb. Ganz anders um das Jahr 1887.

Im Knopf oben auf der Spitze des Turmes der evangelischen Stadtkirche befindet sich eine von Joh. Zinsmeister im Auftrag von Stadtschultheiß Eisele handgeschriebene Urkunde. Darin ist unter anderem eine Aufstellung der damaligen Wirtschaften und Brauereien in Balingen. Alleine 14 Wirtschaften werden mit eigener Brauerei namentlich aufgeführt. Ihre Betriebsdauer war sehr unterschiedlich, so dass um die vorige Jahrhundertwende nur noch elf Betriebe überlebt haben. Dann ging es auch hier mit dem Brauerei-Sterben rasch voran.

Mit der Gründung der Genossenschaftsbrauerei Balingen-Ebingen AG (der späteren Adlerbrauerei und Malzkaffee-Fabrik AG) im Jahre 1925 war das Schicksal der übrigen Brauereien bald besiegelt.

Im Jahr 1919 hat Paul Huber die 1688 gegründete Hirschbrauerei von Jakob Roller übernommen. Er hat sich einer Fusion widersetzt. Bis zur Übernahme durch die Adler-Brauerei AG im Jahr 1972 war dies die letzte und einzige Privatbrauerei hier in Balingen. Inzwischen ist auch bei der Adlerbrauerei das „letzte Licht“ erloschen.

Als beide Brauereien noch intakt waren, konnte es geschehen, dass entweder der Biervertreter oder der Chef selbst in einer ihrer Vertragslokale auftauchte. Sie waren immer sehr gern gesehene Besucher, hatten sie doch stets in ihren Taschen „Freibier-Marken“ dabei. Mancher Stammtischabend wurde lang und länger, dienten doch diese Chips mehr oder weniger auch der Geselligkeit und einer nach dem anderen flog über den Tisch. Ein Hoch der Brauerei!

Am Stammtisch allerdings lag sonst üblicherweise ein „Knopfring“ unter dem Bierfilz. Beim Abrechnen am Schluss musste die Bedienung nur lediglich die fehlenden Knöpfe mit dem Einzelpreis addieren. So einfach ging es damals!

Wie man jedoch auch anders mit diesen Knöpfen umgehen konnte, verrät das folgende, auf Wahrheit beruhende Gedicht aus dem Jahr 1954:

Titel-Teilhaber

Dr Hans, dear isch beim Landratsamt
e Schaffer mit gar veil Verstand.
D Kanzleie hoizt r fuchtig ei',
dass oim dren wurd danz zwoierloi;
guckt, dass koa Stäuble auf de Tisch
ond Postsach emmer pünktlich isch.
Am liebste macht r Gäng en d Stadt,
rutscht au gearn nei' zom Robert Flatt,
kippt zairscht en kurze, druf e Blonde

ond guckt om sich en dr Ronde,
nemmt au gearn teil an deam Dischkus
ond moant, des sei e leerer Schmus.
Zmol riaft vo hente oaner vor:
„Prosit, Herr Landrat!“ voll Humor.
Dr Hans, der sotte Spaß schao kennt,
sait glei: „Wer mi en Landrat nennt,
dear mueß dra glaube uf dr Stell:
zuar Strof e Viertele, aber schnell!“
Dr nächste, mo en falsch betitelt,

a Fremder isch es auch vermittelt.
Dr dritt, dr viert ond au dr fempft
mueß bleche, ob er no so schempft.
Zletzt nemmt dr Hans als ganzer Heller
bloß Bierknöpf weg vom Unterteller
ond zahlt drmit lang bargeldlos –
j, so e Titel isch famos“!

So konnte von unserem Hans bequem die „Promille-Grenze“ eingehalten werden. Beide, Wirt und Hans sind mir persönlich noch in guter Erinnerung.



Die Firmung im ehemaligen Bistum Konstanz

Zur Geschichte eines Sakraments – Von Dr. Klaus Peter Dannecker – Teil 2



Der Bischof bei der Firmung. Nachdruck aus dem Pontificale Romanum von 1595/96. Aus: Sodi, Manilo und Triacca, Achille Maria, (Hg): Pontificale Romanum. Editio princeps (1595-1596). Città del Vaticano 1997.

Die Firmvorbereitung

Die Zeugnisse zur Firmvorbereitung aus der Diözese Konstanz zeigen eine Fortführung des Ansatzes, der mit den Diözesansynoden 1567 und 1609 im Anschluss an die nachtridentinische Reform gefunden wurde. Die gesamte Pfarrgemeinde sollte demnach durch Predigt und Katechese mit der Lehre über die Firmung vertraut gemacht werden. Darüber hinaus wurde für die Firmkandidaten ein eigener Unterricht zur besonderen Vorbereitung auf den Empfang des Sakramentes gefordert. Viele Theologen der Aufklärungszeit forderten die Einhaltung und Umsetzung der Beschlüsse. Vorlagen und Überlegungen zur Gestaltung der Predigten und Katechesen wurden erstellt und veröffentlicht. Der Impuls der vom Geist der Aufklärung erfassten Autoren sorgte für eine wesentliche Verbesserung der Sakramenten-katechese im beginnenden 19. Jahrhundert.²⁶ Der Inhalt der Katechesen konzentriert sich auf eine historische-theologische Erschließung der Firmung, die den Zweck verfolgte, in den Menschen das Verlangen nach der Firmung zu wecken oder Dankbarkeit für sie zu empfinden. Die in der Aufklärungszeit typische Akzentuierung auf den moralisch-sittlichen Aspekt ist bei den Katechesen zwar zu verzeichnen, aber weniger deutlich ausgeprägt als in den Ansprachen bei der Taufe oder Erstkommunion.

Neben den traditionellen gottesdienstlichen Elementen wird in der Aufklärungszeit die Erneuerung des Taufversprechens zumeist in einem eigenen Gottesdienst am Sonntag vor der Firmung üblich. Die Verbindung der Initiationssakramente Taufe und Firmung wird damit deutlich. Diese Zusammengehörigkeit wird in den beiden weiter unten vorgestellten Entwürfen noch deutlicher, die die Taufenerneuerung in die Firmfei-

er selber einbinden, so wie es auch in der nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil erneuerten Firmfeier vorgesehen ist.²⁷

Der Verlauf der Firmfeier nach dem PontRom 1596 Der Firmordo des PontRom 1596 lässt den Bischof, der zur Firmung Rochett, Amikt, Stola, weißes Pluviale und Mitra trägt, auf ein Faldistor, einem Armlehnenstuhl, das in der Mitte vor dem Altar oder an einem anderen geeigneten Platz steht, Platz nehmen. Nachdem er sitzend die Hände gewaschen und die Mitra abgelegt hat, spricht er, die Hände vor der Brust gefaltet den Firmkandidaten zugewandt den Segenswunsch: „Der Heilige Geist komme auf euch herab und die Kraft des Höchsten bewahre euch vor Sünden.“²⁸

Nach dem bestätigenden „Amen“ der Gemeinde sind die einer Oration oft voran-gestellten Versikel: „Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn [...]“ und „Herr, erhöhe mein Gebet [...]“ sowie Gruß und Gegengruß („Der Herr sei mit euch – Und mit deinem Geist“)²⁹ vorgesehen. Zu dieser Gebetseinladung bekreuzigt sich der Bischof. Anschließend breitet er die Hände über die geordnet vor ihm stehenden Firmlinge aus. Diese kollektive Handauflegung wird von dem uralten Gebet zur Handauflegung begleitet, das uns schon im 6. Jahrhundert begegnet;³⁰ in seinem Kern reicht es sogar bis ins 3. Jahrhundert zurück.³¹ Der mit den Worten „Omnipotens sempiternus Deus, qui regenerare [...]“ („Allmächtiger, ewiger Gott, der du neuschaffen [...]“) beginnende Text erinnert zunächst an den Tröstergeist mit seinen siebenfachen Gaben (vgl. Jes 11, 2f). Deren paarweise Aufzählung wird jeweils mit „Amen“ beantwortet. Nach der Nennung des „Geistes der Gottesfurcht“ bittet der Bischof: „[...] besiegle sie mit dem Kreuz Christi zum ewigen Leben.“³² Bei diesen Worten zeichnet er das Kreuz über die Firmlinge.

Ist die Anzahl der Firmlinge überschaubar, nimmt der Bischof anschließend auf seinem Sitz Platz und firmt die nacheinander einzeln vor im niederknienden Kandidaten im Sitzen. Bei einer großen Zahl von Firmlingen geht er an den in nachrückenden Reihen vor ihm knienden Firmanden vorbei. Dabei erfragt er jeweils den Namen und zeichnet dann dem vom Firmpaten oder der Firmpatin präsentierten Firmling mit dem zuvor in Chrisam getauchten Daumen ein Kreuz auf die Stirn. Zur Chrismation spricht er das Begleitwort: „N. ich bezeichne dich mit dem Zeichen des Kreuzes und firme dich mit dem Chrisam des Heiles.“ Den trinitarischen Abschluss „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“³³ begleitet ein dreifaches Segenskreuz des Bischofs über die gefirmte Person.³⁴ Mit dem anschließenden Friedensgruß „Friede sei mit dir.“³⁵ ist die unterschiedlich gedeutete, bei der jüngsten Liturgiereform abgeschaffte Gebärde des „Bäckenstreiches“ (alapa) verbunden.³⁶

Nach der Chrismation mit ihrem Begleitwort wird die Stirn durch das Chrismale bedeckt. Dabei handelt es sich um ein längliches, meist weißes Tuch, das deshalb auch den Namen „Firmbinde“ trägt und die Firmkandidaten mitbringen mussten.³⁷ Es wird dem Gefirmten um den Kopf gebunden und verbleibt so lange dort, bis das Chrisam eingetrocknet ist oder abgewischt wird.³⁸

Sind alle gefirmt, singt man, während der Bischof seine Hände reinigt, die Antiphon „Bestätige, Gott; was du unter uns gewirkt hast von deinem heiligen Tempel aus, der aufragt in Jerusalem.“³⁹ Anschließend betet der Bischof nach den einleitenden Versikeln, dem Altar zugewandt, das Schlussgebet „Deus, qui Apostolis tuis [...]“ („Gott, der du deinen Aposteln [...]“) Es erinnert

an die den Aposteln zuteil gewordene Geistgabe und deren Vermittlung durch die Nachfolger der Apostel und erbittet dann den Gefirmten, dass der ihnen einwohnende Heilige Geist sie zu „einem Tempel seiner Herrlichkeit“ vollende.⁴⁰

Die anschließend ebenfalls vom Bischof gesprochene Antiphon „Seht, so wird jeder Mensch gesegnet, der den Herrn fürchtet“⁴¹ leitet über zum Schlussegens. Der Bischof wendet sich dazu der Gemeinde zu und segnet sie mit den Worten „Es segne euch der Herr vom Zion her, damit ihr alle Tage eures Lebens das Glück Jerusalems schauen könnt und das ewige Leben gewinnt.“⁴² Nach dem „Amen“ der Gemeinde, ehe sich die Versammlung auflöst, ermahnt der Bischof die Firmpaten, ihre geistlichen Kinder zu einem guten Lebenswandel anzuhalten und sie das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser und das „Gegrüßet seist du, Maria“ zu lehren.

Die Paten bei der Firmung

Zum Zeichen der Übernahme der Patenschaft lässt das römisch-germanische Pontifikale des 10. Jahrhunderts die unmündigen Firmlinge auf dem Arm tragen. Größere Firmlinge setzten ihren linken Fuß auf den rechten ihres Paten als Zeichen der Stütze und des Schutzes.⁴³ Diese Geste ist sehr gut in einer Darstellung im Pontifikale Romanum 1596 (PontRom) zu erkennen.⁴⁴ Papst Benedikt XIV. (1740 – 1758) ließ diese Handlung zur Übernahme des Patenamtes fallen. Die Übernahme des Patenamtes sollte fortan durch die Auflegung der rechten Hand auf die Schulter des Firmlings während der sakramentalen Kernhandlung angezeigt werden.⁴⁵ In Biberach a. d. Riss war es zu Beginn des 16. Jahrhunderts Aufgabe des Paten und Zeichen für die Übernahme der Firmpatenschaft das Chrimale

nach der Firmung anzulegen, die Patin nahm es dem Kind am dritten Tag wieder ab.⁴⁶ In Überlingen legten 1605 angesehene Männer und Frauen die Firmbinde um.⁴⁷ Diese Zeugnisse deuten darauf hin, dass im Bistum Konstanz das Patenamt bei der Firmung durch das Umlegen der Firmbinde übernommen worden ist. Einen Beleg für die Übernahme durch den „Fußtritt“ gibt es aus dem untersuchten Gebiet nicht. Die Abnahme der Firmbinde durch die Patin oder den Paten wird auch in Konstanz, wie es in verschiedenen Ritualien des deutschen Sprachraums belegt ist, nicht ganz ohne Feierlichkeiten abgelaufen sein, die allerdings nicht näher greifbar sind.⁴⁸ Das abgenommene Chrimale wurde verbrannt.⁴⁹ Die Verwendung des Chrimale verschwand allgemein spätestens zu Beginn des 19. Jahrhunderts.⁵⁰ In der Diözese Konstanz wurde die Verwendung des Chrimales mit den Hinweisen zur Firmung im RCon 1766 abgeschafft. Ersatzweise sollten die dem Bischof assistierenden Priester sofort nach der vollzogenen Firmung das Chrimale mit Watte abwischen; die Firmbinde war nicht mehr nötig.⁵¹ Der Pate legte seine rechte Hand auf die rechte Schulter des Firmlings, um dadurch die Übernahme des Firmpatenamtes zu erklären. Dieser Hinweis im RCon 1766 zeigt die bis dahin übliche, dem PontRom entsprechende Verwendung des Chrimale. Er bezeugt ebenfalls die relativ frühe Aufgabe der Verwendung des Chrimales in der Diözese Konstanz.

Die Geschenkpraxis der Firmpaten gab Anlass zu verschiedenen Bestimmungen: Kirchenversammlungen schritten dagegen ein, verlangten eine Mäßigung im Schenken oder verboten Firmgeschenke gänzlich.⁵²

Die Konstanzer Synodalen von 1567 und 1609 mussten sich mit den Firmgeschenken beschäftigen. Vor allem im 16. und beginnenden 17. Jahrhundert führten

übermäßige Geschenke zu einer Veräußerlichung der Firmung und zur Versuchung, diese zu wiederholen. Die Konstanzer Synodalen beschlossen jeweils ein Verbot von »reichlichen« Firmgeschenken, um die Verlockung einer Wiederholung der Firmung auszuschließen.⁵³ Trotzdem blieben die Firmgeschenke noch lange ein Problem, wie entsprechende Warnungen aus der Aufklärungszeit belegen.⁵⁴

Trotz dieser Bestimmungen kann das Problem nicht übermäßig groß gewesen sein: Gerade im 16. und 17. Jahrhundert waren die Firmtermine in der Diözese Konstanz so selten, dass es höchstens zu vereinzelt Versuchen gekommen sein kann, die Firmung zu wiederholen.

Geschenke der Paten an die Patenkinder waren keineswegs nur unmittelbar bei der Firmfeier üblich. In der Rottenburger Gegend haben die Firmpaten im 18. und 19. Jahrhundert an Allerheiligen und Allerseelen ihre Firmpatenkinder mit „Seelen“ beschenkt. Dabei handelte es sich um einen länglichen, beidseitig zugespitzten mitteldicken Kuchen, der mit Eigelb bestrichen war. Die Größe variierte je nach Vermögen des Paten. Ähnliches gab es auch für die Taufpatenkinder.⁵⁵

Offenbar war es notwendig, eine ebenfalls im PontRom 1596 enthaltene Vorschrift durch zusätzliche diözesane Richtlinien zu bekräftigen. So begegnet uns in den Konstanzer Ritualeausgaben von 1776 und 1775/I die Mahnung, sich aus der Firmfeier nicht zu entfernen, bevor nicht der Bischof allen gemeinsam den Schlussegens erteilt hatte. Doch angesichts der damals üblichen Massenfirmungen konnte dies zu ungebührlich langen Wartezeiten führen. Deshalb gestatteten die erwähnten Ritualeausgaben, bei ungewöhnlich vielen Firmlingen schon einen Weggang vor dem Segen des Bischofs.⁵⁶ (Fortsetzung folgt)

Fahrt zur Landesaussstellung

Sonderführung im Alten Schloss – Von Hans Kratt

Vor 200 Jahren – am 1. Januar 1806 – wurde Württemberg zum Königreich erhoben. Dieses historische Ereignis mit seinen grundlegenden Veränderungen ist Anlass zur großen Landesaussstellung im Alten Schloss in Stuttgart, dem Sitz des Landesmuseums Württemberg. Nach 112 Jahre, mit Ende des Ersten Weltkriegs fand mit der Ausrufung der Republik auch die württembergische Monarchie ein Ende. Mit 850 Objekten wird die Entwicklung Württembergs in dieser Zeit dargestellt. Hochkarätige und ungewöhnliche Objekte werden hierzu gezeigt.

Am Samstag, 16. Dezember, hat die Heimatkundliche Vereinigung eine Sonderführung dort gebucht. Man fährt mit der Eisenbahn. Zusteigemöglichkeiten sind in Ebingen um 8.06 Uhr, in Balingen um 8.23 Uhr

und in Hechingen in 8.35 Uhr. Rückfahrt ab Stuttgart ist um 18.15 Uhr, Ankunft in Hechingen um 19.21 Uhr, in Balingen um 19.33 Uhr und in Albstadt um 19.48 Uhr.

Neben der Führung durch die Ausstellung ist Gelegenheit gegeben, die erst am 15. November eröffnete Gedenkstätte für die Gebrüder Stauffenberg im selben Gebäude zu besuchen, in dem sie ihre Kinderjahre zubrachten, da der Vater Alfred von Stauffenberg Oberhofmarschall des letzten württembergischen Königs war. Ein weiterer Anziehungspunkt in Stuttgart ist der Christkindlesmarkt rund ums Alte Schloss.

Die Fahrkarten werden zentral besorgt. Die Reiseleitung hat Hans Kratt.

Anmeldung bei Geschäftsführer Erich Mahler, Mörikeweg 6, 72379 Hechingen, Telefon (0 74 71) 155 40, Fax (0 74 71) 122 83 bis spätestens 5. Dezember.

Termine

Am Samstag, 16. Dezember, findet eine Fahrt zur Ausstellung des Landesmuseums Württemberg im Alten Schloss in Stuttgart statt. Die Leitung hat Hans Kratt.

Am Mittwoch, 17. Januar findet eine Krippenfahrt nach Oberschwaben unter der Leitung von Ingeborg Pemsel statt.

Die Autoren dieser Ausgabe

Herbert Friedrich
Schloßbergstraße 23
72458 Albstadt-Ebingen

Waldemar Rehfuss
Hirschbergstraße 32
72336 Balingen

Dr. Klaus Peter Dannecker
Theologische Fakultät Trier
Deutsches Liturgisches Institut
Weberbach 72a
54290 Trier

Daniel Seeburger
ZOLLERN-ALB-KURIER
Grünwaldstraße 15
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:
Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Erich Mahler, Mörikeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

DAS AKTUELLE BUCH

Pakistan und Albvorland

Ausflüge in die Ferne und in die Nähe – Von Daniel Seeburger

Wenn der Schwabe genügend Bücher über die eigene Heimat gelesen hat, wagt er auch gerne einmal einen Blick über den eigenen Tellerrand. Vor allem dann, wenn Weihnachten vor der Tür steht, die Abende länger werden und man auch einmal ein paar Stündchen mehr zur Pflege der Literatur nutzen kann.

Einen ganz weiten Blick über den Tellerrand wagte Christiane Fladt mit ihrem im Verlag Neue Literatur in Jena erschienen Werk: „Mekka gen Westen. Unterwegs in Pakistan“. Die Verbindung zum Schwabenlände ist auf den ersten Blick nicht sofort auszumachen. Es gibt sie aber. Denn Christiane Fladt kommt aus dem Zollernalbkreis, ist in Balingen geboren. Das große Steckenpferd der jetzt in Leutkirch tätigen Gymnasiallehrerin sind die Berge. Sie war Mitglied im Kader der deutschen Bergläufer und holte sich 1985 die erste deutsche Berlaufmeisterschaft. In ihrem Buch hat sie den 7000er des Karakorum-Gebirges und den Menschen, die in dieser Gegend leben, ein faszinierendes Denkmal gesetzt. Sie bereiste das Land vor vier Jahren,

kurz nach den Anschlägen in New York. Sie erlebte ein Pakistan ohne Touristen, beschreibt die große Gastfreundschaft der Menschen und die unbeschreiblichen Landschaften. Ein überaus interessantes Buch, geschrieben ohne Scheuklappen, dafür mit viel Fingerspitzengefühl.

Während Christiane Fladt ihr Kraft in Pakistan findet, füllt Ursel Maichle-Schmitt ihre Akkus auf der Alb und im Albvorland auf – sie beschreibt ihre „Tankstellen“ im Buch „Kraftorte und Kraftwege – Wegweiser zu Orten der Ruhe auf der Alb und im Albvorland“, das im Reutlinger Oertel und Spörer-Verlag erschienen ist. Es sind nicht die allseits bekannten und beliebten Touristenpfade die Ursel Maichle-Schmitt da beschreibt. Es sind die unbekannten und unberührten Schönheiten der Alb, die hier zu ihrem Recht kommen. Obwohl ich dem ansprechenden Buch viel Erfolg wünsche, bin ich doch in einem Zwiespalt. Wenn sich nun alle Leser auf den Weg dieser Orte der Ruhe, Besinnung und Kraft machen würden – was dann?

Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 53

31. Dezember 2006

Nr. 12

Im Rüttelflug auf Mäusejagd

Der Turmfalke – Vogel des Jahres 2007 – Von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch



Vogel des Jahres 2007: Der Turmfalke.

FOTO: NABU/ M. HENG

Der Naturschutzbund Deutschland und der Landesbund für Vogelschutz in Bayern wählten nach einem kleinen Singvogel, dem Kleiber, einen bekannten Greifvogel, den Turmfalke, zum Vogel des Jahres. Es ist bereits der zweite Falke, der diese Auszeichnung erhält. Die Reihe der Titelträger begann 1971 mit dem damals vom Aussterben bedrohten Wanderfalken. Die darauf folgenden Schutzmaßnahmen waren ein voller Erfolg. Heute brüten in Deutschland wieder etwa 800 Paare. Der wesentlich präsentere und kleinere Turmfalke kann in Städten an Kirch- und Wassertürmen, in höheren Gebäuden oder in der freien Landschaft beobachtet werden. Charakteristisch sind der Rüttelflug und die schnellen wendigen Flugmanöver während der Jagd und bei der Balz. Dieser Falke ist weder bedroht, noch steht er auf der Roten Liste. Seine Lebensräume und Nistmöglichkeiten werden jedoch stark eingeengt, so dass die Bestandszahlen seit Jahren rückläufig sind. Die Verbände machen mit dieser Wahl darauf aufmerksam und sie geben praktische Hinweise für den Schutz des Turmfalken. Sie setzen sich ferner dafür ein, dass der Flächenverbrauch eingedämmt wird und freie Flä-

chen erhalten bleiben, die der Falke zum Jagen dringend benötigt.

Verbreitung und Name

Der Turmfalke kommt in unterschiedlichen Formen, die sich z. B. in der Färbung und Größe unterscheiden, in der Alten Welt auf den Kontinenten Afrika und Eurasien vor. Nur die tropischen Regenwälder, die Kernzone der Wüste Sahara und die Tundragebiete sind nicht besiedelt. Das Brutareal der europäischen Form erstreckt sich vom Mittelmeerraum nach Norden bis jenseits des Polarkreises in den skandinavischen Ländern. Dieses große Verbreitungsgebiet, über verschiedene Klimazonen hinweg, dürfte damit zusammenhängen, dass er an seine Lebensräume geringe Ansprüche stellt. In Baden-Württemberg brütet der Turmfalke in allen Landesteilen. Er ist außerhalb größerer zusammenhängender Waldgebiete, die er meidet, neben dem Mäusebussard einer unserer häufigsten Greifvögel. Im Raum Balingen brütet und jagt der Turmfalke z. B. auf dem Heuberg, im Tal, auf den Freiflächen auf Hangen und in Ostdorf. Zahlreiche Trivialnamen, in denen sich

Nist- und Ernährungsgewohnheiten spiegeln, weisen auf den hohen Bekanntheitsgrad hin. So z. B. die Namen: Mauer-, Dom- und KirCHFalke, Rüttel- und Mäusefalke, Roter Sperber oder Lerchensperber. Der gebräuchlichste Name Turmfalke ist eine Übersetzung aus dem Schwedischen „Tornfalken“ (nach Piechocki, 1979). Die lateinische Artbezeichnung „tinnunculus“ bedeutet „klingend, schellend“ und ist auf die scharfe durchdringende Ruffolge ki, ki, ki zurückzuführen.

Bei uns gehört der Turmfalke mehrheitlich zu den Stand- oder Strichvögeln. Diese halten sich normalerweise ganzjährig im Brutgebiet auf bzw. wandern außerhalb der Brutsaison innerhalb oder in nächster Nähe des Brutareals umher. Es gibt aber auch Kurzstreckenzieher, die vorwiegend von Ende August bis November in südwestlicher Richtung in die Schweiz, nach Frankreich, Norditalien, Spanien oder Nordafrika abziehen. Im Dezember und Anfang Januar flüchten gelegentlich manche Tiere bei starken Schneefällen z. B. von der Albhochfläche, so dass gebietsweise, verstärkt durch Individuen nördlicher und östlicher Populationen, die bei uns überwintern, beachtliche Winterbe-

stände zu verzeichnen sind. In Baden-Württemberg sind dies Gebiete am Oberrhein, im Donaauraum, in Oberschwaben und am Bodensee.

Kennzeichen:

Der Turmfalke ist im Flug schon von weitem an seinem stromlinienförmigen Körper, seinen spitzen Flügeln und seinem langen Schwanz zu erkennen. Kopf, Bürzel und der am Ende schwarz gebänderte Schwanz sind beim Männchen graublau gefärbt. Der rostrote Rücken hat dunkle Flecken ohne ausgeprägte Querbänderung. Auf der gelblichen Unterseite sind kleine Flecken in Längsreihen angeordnet. Beim Weibchen sind Kopf, Oberseite und der mit einer schwarzen Endbinde versehene ansonsten quergebänderte Schwanz rostbraun. Die Flecken auf der Unterseite sind stärker ausgeprägt. Der Falke misst von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende etwa 32 bis 39 cm. Die Spannweite beträgt 72 bis 80 cm und die Durchschnittswerte des Gewichtes schwanken zwischen 190 und 220 g. Die jeweils höheren Werte kommen dem Weibchen zu. Der Turmfalke hat, ebenso wie die anderen Falken, einen kräftigen stark nach unten gekrümmten Oberschnabel. An diesem befinden sich oberhalb der Spitze beidseitig durch Einkerbungen gebildete Zacken, die sogenannten Falkenzähne, ein weiteres charakteristisches Merkmal. Die gelben Füße sind im Vergleich zu den langen Fängen z. B. der Weißen relativ kurz. Die Zehen tragen schwarze gekrümmte Krallen. Der Turmfalke fängt Beutetiere, die am Boden sitzen oder laufen. Mit den Krallen werden diese festgehalten und mit dem starken Schnabel durch Genickbiss getötet und zerkleinert. Flugjagden auf Insekten sind selten. Faszinierend sind die Flugleistungen. Durch Anziehen der Flügel verän-

dern die Falken sowohl die Fläche und dadurch die Flächenbelastung als auch das Verhältnis der Breite zur Tiefe der Flügel. Diese sind ganz ausgestreckt, wenn der Falke seine Kreise zieht. Beim stärkeren Gleiten werden sie zurückgebogen. Befindet er sich auf Nahrungssuche, dann setzt er den Rüttelflug ein. Er verharrt dabei in der Luft und beobachtet den Boden. Den nötigen Auftrieb erfährt der Vogel durch Vor- und Rückschläge der im Ellenbogengelenk stark gebeugten Flügel. Der schräg abwärts geneigte Schwanz ist – je nach Windstärke – mehr oder weniger stark gespreizt. Er dient zur Stabilisierung und unterstützt feine Lagekorrekturen. Erspäht der Vogel eine Beute, dann stürzt er sich mit ganz nach hinten gezogenen Handschwingen auf das Beutetier. Die Abbremsung geschieht mit steil angestellten und dann abgeknickten Flügelhälfen sowie mit aufgefächerten nach unten gebogenen Schwanzfedern. Diese fallschirmähnlichen Konturen erzeugen einen hohen Widerstand und damit einen guten Bremsseffekt.

Lebensraum und Brutbiologie:

Der Turmfalke bewohnt die offene Kulturlandschaft mit Wiesen und Ackerflächen, in die Feldgehölze und kleinere Wäldchen eingestreut sind. Im Gebirge reicht seine Verbreitung von den Tälern bis zu hochalpinen Schotterhalden. Durch seine Anspruchslosigkeit konnte er sich hervorragend an den menschlichen Siedlungsraum anpassen, so dass man ihn nicht selten mitten in Städten, sogar auch in Großstädten findet. Als ursprünglicher Felsenbrüter baut er, wie die anderen Falken auch, keine eigenen Nester, sondern benutzt alte Krähen- oder Elsternester. Gelegentlich brütet er in Baumhöhlen, Felswänden oder auf dem Boden. In den

Siedlungen nistet er in Scheunen und in höheren Gebäuden, in Nischen, auf Simsen oder in Nistkästen. Tab. 1 informiert über die Verteilung von Brutstandorten im Bereich der mittleren Schwäbischen Alb. Die Eiablage beginnt Mitte/Ende April. Die Gelege bestehen aus 4-9 ockergelben, stark braunrot gefleckten Eiern, die einen Monat lang überwiegend vom Weibchen ausgebrütet werden. Nachgelege sind möglich, die Anzahl der Eier ist aber in der Regel geringer. Das etwa um ein Drittel kleinere Männchen, auch Terzel genannt, versorgt das Weibchen während der Brutzeit. Die Futterübergabe erfolgt dabei jeweils nach Ankündigung durch leise Rufe entweder in der Nähe oder direkt am Brutplatz. Die geschlüpften Jungvögel haben vom ersten Tag an ein weißes Dunenkleid. Die Zerkleinerung und Übergabe der Nahrung übernimmt das Weibchen. Nach zwei Wochen kröpfen die Jungen selbst und beide Altvögel schaffen nun unabhängig voneinander Nahrung heran, die hauptsächlich aus Feld- und Wühlmäusen besteht. Gelegentlich gibt es Eidechsen, Libellen und Kleinvögel, vor allem Sperlinge. Der Aufenthalt im Nest dauert etwa vier Wochen. Danach führen und füttern die Altvögel ihre Jungen noch einen weiteren Monat. Der Familienverband löst sich dann auf.

Im vergangenen Frühsommer brütete ein Turmfalkenpaar im Turm der Stadtkirche in Balingen. Aus der Brut gingen zwei Jungvögel hervor. Herr Gulde, Mesner an der Stadtkirche, nahm einen davon, der noch nicht ganz flügge und gestrandet war, auf und fütterte ihn bis er die volle Flugfähigkeit erlangte. Diese erwarb er sich in einem von Herrn Gulde extra bereit gestellten Zimmer. Der Jungvogel integrierte sich sofort in den Familienverband nachdem er freigelassen wurde und machte zusammen mit einem weiteren Jungfalken und den Altvögeln Flugübungen (Beobachtungen und Auskunft: Herrn W. Gulde).

Fortsetzung folgt

Die Firmung im ehemaligen Bistum Konstanz

Zur Geschichte eines Sakraments – Von Dr. Klaus Peter Dannecker – Teil 3

Die Firmung zu Beginn des 19. Jahrhunderts

Die Bestrebungen zu einer erneuerten Pastoral in der Aufklärungszeit führten zu Beginn des 19. Jahrhunderts auch zu Überlegungen hinsichtlich der Firmpastoral und -feier.

Der zeitlich erste Entwurf für die Firmfeier von 1802 ist im Büchlein „Neue Liturgie“ des Schörzinger Pfarrers Beda Pracher enthalten. Er ist auch derjenige, der kaum die bisherige Ordnung des PontRom aufgriff. Mit dieser radikalen Umformung will der Autor der Firmfeier wieder die „wahre Zweckmäßigkeit“⁵⁷ verleihen, die sie verloren habe. Durch ihre Gestaltung soll die Feier zu einem emotionalen und religiösen Höhepunkt für die Menschen werden; darauf ist die äußere und innere Gestaltung der Feier abgestimmt. Leider legt uns der Autor die Texte nicht vollständig für die ganze Feier vor. Aus den vorhandenen wird deutlich, dass es Pracher vor allem um eine ansprechende Feier ging. Die Betonung liegt dabei auf der emotionalen Zuwendung, wenn sich die Kinder und Eltern zum Zeichen der Liebe umarmen. Wenig ausgeprägt ist das Christusbild der Texte. Vor allem tritt Christus als Lehrer auf, dessen Lehre es im Leben zu verwirklichen gilt. Dazu ist vor allem die Nächstenliebe zu üben. Alles, was nicht dem moralisch-sittlichen Vorbild Christi entspricht, ist zu meiden bzw. zu bereuen. Die Firmung, d. h. insbesondere die Salbung und Handauflegung der sakramentalen Handlung geschehen mit Worten, die die Stärkung zum Guten herausheben. Pracher betont also sehr stark die emotionale Seite der Feier durch die Handlungen, während er auf der verbalen Ebene die sittlich-moralische Verpflichtung des Menschseins herausstellt. Die theologische Bedeutung der Firmung kommt so gut wie nicht vor.

Der sehr wortreiche Vorschlag zur Firmfeier im Ritualeentwurf des Kolbinger Pfarrers Joseph Peter Blanchard zeigt hingegen eine andere Ausrichtung. Blanchard geht es um eine korrekte Feier, die er auf das PontRom stützt und durch eigene Elemente erweitert. Bei diesen Erweiterungen kommen inhaltlich verschiedene Aussagen zum Tragen: Die Firmung wird als Vollendung der Taufe verstanden und zugleich als Eintritt in den Waffendienst für den Heerführer Jesus Christus. Die Firmanden werden aufgefordert, ein ethisch hochstehendes Leben zu führen und das Böse zu meiden.

Ausgeprägt ist der Gedanke des Bundes, der in der Taufe geschlossen und in der Firmung besiegelt und bekräftigt wird. Auffallend ist die militärische Sprache bei Blanchard; auch Christus wird mit militärischen Bildern beschrieben. Das Firmformular in Blanchards Ritualeentwurf ist das erste von Konstanzer Herkunft, das die vom PontRom übernommene Firmordnung in eine Wortgottesfeier einbettet. In der Folge scheint sich die Idee durchzusetzen, die Firmfeier des PontRom mit gottesdienstlichen Elementen zu umrahmen.

Neben diesen privaten Entwürfen, die Vorschlagscharakter hatten, wurde für den Bereich der späteren Diözese Rottenburg 1818 die Feier der Firmung durch einen amtlichen Erlass verbindlich geregelt. Diese Ordnung sieht vor, dass die Firmlinge zu Beginn der Firmfeier zu ihrem Platz geführt werden. Dann wird die Feier eröffnet mit einer Anrufung des Hl. Geistes. Findet die Feier morgens statt, soll der Firmung die Feier der Hl. Messe vorausgehen. Unmittelbar vor der Firmung spricht ein Priester laut ein Gebet vor. Die Firmung, die auf die im PontRom vorgesehene und oben dargestellte Weise erfolgt, wird durch eine „väterliche Ermahnungs-Anrede“ eröffnet. Nach der Firmung spricht wiederum ein Priester ein Dankgebet laut vor, das die Gefirmten wiederholen und als „Denkzettel“, also als Firmandenken, gedruckt mit nach Hause bekommen.⁵⁸

Diese Firmfeier für die Gebiete der späteren Diözese Rottenburg rahmt die aus dem PontRom übernommene Ordnung der Firmung durch liturgische Elemente, allerdings keine ausgeprägte Wortgottesfeier, wie sie auch vorgeschlagen wurde. Die ebenfalls vorgeschlagene Taufenerneuerung, die den Zusammenhang der Firmung mit der Taufe deutlich gemacht hätte und verschiedentlich vorgeschlagen wurde, fand in der offiziellen Regelung ebenfalls keine Aufnahme. Der vorstehende Bischof wird von Priestern unterstützt.

Der ehemalige Konstanzer Generalvikar und Bistumsverweser Ignaz Heinrich von Wessenberg sammelte die Erfahrungen vieler Entwürfe und gab sie 1830 im in seinem Ritual heraus.⁵⁹ Der Entwurf zeigt beispielhaft den Wunsch der Liturgen aus der Aufklärungszeit, eine verständliche, aufbauende und festliche Feier zu gestalten. Darüberhinaus sanierte der Entwurf Schwachstellen des damaligen Firmritus, in dem er eine biblische Lesung, die Homilie und fürbittendes Gebet hinzufügte. Dabei ging Wessenberg einen ver-

mittelnden Weg zwischen der liturgischen Tradition, deren Kernritus er in lateinischer Sprache aus dem PontRom beibehielt und der zeitgenössischen Pastoraltheologie, deren Forderungen er in der Wortgottesfeier einbrachte, in die die Firmspendung eingebettet war. Als Schwachpunkte in Wessenbergs Entwurf könnte man die dürftige Christologie und die stark moralische Ausrichtung der Texte werten. „Jesus wird vor allem als Vorbild, Lehrer und Freund der Menschen gesehen und der Aspekt der Kreuzes-nachfolge vor Augen gestellt. Die ethische Bedeutung Jesu tritt in den Vordergrund und die theologische Bedeutung Jesu Christi als des 'eigentlichen Spenders' bleibt undeutlich. Dafür wird die Rolle des Liturgen stark betont.“⁶⁰

Wessenberg legte Wert auf eine ästhetisch gut gestaltete Liturgie. Dies sollte dazu beitragen, bei den Mitfeiernden einen starken Eindruck zu hinterlassen. Dazu bediente er sich verschiedener Hilfsmittel, wie die Mitwirkung der Firmlinge und der Gemeinde. Die Anreden sprachen die Menschen direkt an und erschlossen ihnen das liturgische Geschehen.⁶¹

Die Firmfeier in Wessenbergs Ritual beeinflusste verschiedene spätere Firmordnungen, so z. B. die im Würzburger Rituale von 1836 und in der Rottenburger Gottesdienstordnung von 1838.⁶²

Die Firmung heute

Dieser Streifzug durch die Geschichte der Firmfeier hat gezeigt, dass unsere heutige Feier auf dem Boden der Geschichte gewachsen ist. Die nicht nur guten Erfahrungen aus der Geschichte wurden aufgegriffen. Durch die Ausweitung der Firmvollmacht auf dazu beauftragte Priester kann heute ein Firmintervall von zwei Jahren eingehalten werden. Wer das Sakrament der Firmung empfangen möchte, kann dies heute in einem vertretbaren Zeitraum zumeist im eigenen Pfarrverband tun. Die liturgische Gestalt der Firmfeier zeigt ebenfalls die Ernte der Geschichte: Die Feier findet in der Hl. Messe statt, d. h. sie ist mit einem Wortgottesdienst verbunden und die Taufenerneuerung stellt die Verbindung mit der Taufe her. So wird auch die theologische Bedeutung der Firmung als Vollendung und Besiegelung der Taufe deutlich. Schließlich ermöglicht es die Feier in der Muttersprache den Mitfeiernden unmittelbar am liturgischen Geschehen teilzuhaben. Fortsetzung folgt

Ein Leben an der Schwelle zum Mittelalter

Martin von Tours und die Ebinger Martinskirche – Von Herbert Friedrich – Teil 2

Übrigens: Fast 1200 Jahre später stand in Worms wieder ein Martin vor einem Kaiser, unbeugsam, seine Lehre verteidigend: Martin Luther vor Kaiser Karl V. beim Reichstag.

Nach seinem Ausscheiden aus dem Militärdienst ging Martin nach Poitiers zu Hilarius, dem dortigen Bischof, um sein Schüler zu werden. „Als Christ kämpfte Hilarius erbittert gegen die arianische Häresie und rettete den nizänischen Glauben im Westreich.“ So ist es bei Walter Nigg nachzulesen. Es war jene Lehre des Arius, die im Gegensatz zur Trinitätslehre der lateinischen Kirche stand. Wir können im Rahmen dieser Abhandlung nicht auf Einzelheiten dieses theologischen Streites eingehen. Da Martin Schüler von Hilarius war, wird ihm nachgesagt, er habe die Arianer blutig verfolgt. Er sei der erste christliche Christenverfolger gewesen. Einen Beleg hierfür könnte uns jene Geschichte von der öffentlichen Auspeitschung liefern.

Durch seinen entschlossenen Kampf gegen den Arianismus in Oberitalien kam Martin deswegen mit den dortigen arianisch gesinnten Bischöfen in Konflikt. Einer der Bischöfe ergriff Martin und ließ ihn öffentlich von sechs Soldaten auspeitschen. Die Passionsgeschichte mit Dornenkrönung und Schlägen steht im Hintergrund. Dieser Aspekt seiner Biografie steht allerdings in gewissem Widerspruch zu einer Begebenheit, auf die wir unter dem Stichwort „Prisillian“ später noch zu sprechen kommen.

Ausbildung zum Exorzisten

Martin weigerte sich zunächst, die höheren Weihen zu empfangen. Er fühlte sich nicht würdig und ließ sich nur zum Exorzisten, zu einem der Macht über satanische Kräfte hat, ausbilden. Auch hier finden wir wieder eine Parallele zum Neuen Testament: Jesus in der Geschichte von der Heilung der zwei besessenen Gadarenern (Matthäus 8, 28 – 33).

In der Vita des Heiligen taucht zwischendurch wieder seine Familie auf: ein Besuch bei den Eltern. Dabei konnte er seine Mutter für das Christentum gewinnen, während der Vater weiterhin im Heidentum verharrte.

Auf dem Rückweg von diesem Besuch verirrte sich Martin im Gebirge und fiel einer Räuberbande in die Hände. Sie fesselte ihn und plünderte ihn aus und wollte auch wissen, wer er sei. Martin gab den Straßenräubern die schlichte Antwort: „Ich bin Christ“. Im weiteren Gespräch erwähnte er, er habe Angst um sie, weil sie durch ihre räuberische Tätigkeit das ewige Heil verscherzten. Einer der Räuber wurde gläubig, die übrigen ließen Martin des Weges ziehen. Wir werden an den Schächer am Kreuz erinnert, von dem im Lukasevangelium berichtet wird.

Martin zog sich nun auf die Gallinaria-Insel zurück, die dem Golf von Genua vorgelagert ist. Hier suchte er das Ideal der Wüstenväter zu verwirklichen. Sein Verlangen nach Einsamkeit fand eine erste Erfüllung. Äußerst bedürfnislos lebte er dort von Kräutern und Wurzeln. Martin war aber der Kräuter unkundig und aß vom bitteren Heleborus niger, der Christrosenpflanze. Er zog sich eine schwere Vergiftung zu, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Die ganze Zeit, die er auf der unbewohnten Insel verbrachte, war dem Gebet gewidmet.

Auf der Insel erfuhr Martin, der Kaiser habe den verbannten Hilarius die Rückkehr nach Poitiers gestattet. Sofort machte er sich auf, um Hilarius in Rom zu besuchen. Dort war er aber schon abgereist. Martin folgte ihm deshalb nach Poitiers nach.

Um nicht auf die ihm lieb gewonnene Einsamkeit verzichten zu müssen, baute sich Martin in Ligugé eine Zelle. Der Raum war nicht gemütlich. Sein Biograph spricht von „einer rohgezimmerten Zelle“. Bald schloss sich ihm ein Katechumene an und hernach noch weitere Männer. Ohne sein Zutun kam es schließlich zur Bildung des Klosters Ligugé. Es war das erste Kloster auf gallischem Boden und Martin wurde schließlich zum Patriarchen der Mönche von Gallien. Es ist nicht bekannt, nach welcher Regel die Mönche gelebt haben. Wahrscheinlich gab Martin Anweisungen und war seine Person ihnen Norm. Nach ihm richteten die Brüder sich aus. Das Kloster überlebte seinen Gründer über Jahrhunderte. Erst 1880 wurde das Kloster aufgehoben. Heute sind nur noch ganz dürftige Ruinen erhalten.

Das asketische Leben Martins und seiner Brüder machte auf seine Umgebung großen Eindruck. Im Jahre 371 musste der bischöfliche Stuhl von Tours neu besetzt werden. Damals gab es die kirchengesetzlichen Bestimmungen noch nicht, wie sie heute bestehen. Die Wahl lag in den Händen der benachbarten Bischöfe und das Volk stimmte zu. Das Volk hegte den Wunsch, Martin möge zum Bischof erkoren werden.

Diesem Wunsch traten etliche Bischöfe entgegen. Zum zweiten Male im Leben Martins lehnte der Klerus ab. Das erste Mal war es, als der arianisch gesinnte Bischof ihn öffentlich auspeitschen ließ. Jetzt traten die rechtgläubigen Bischöfe ihm mit seltsamen Argumenten entgegen. Martin sei eine verächtliche Persönlichkeit und der bischöflichen Würde nicht wert. Sie bemängelten sein unansehnliches Äußeres, seine armselige Kleidung und seine ungepflegten Haare. Ihrer Meinung nach müsse der Bischof eine repräsentative Persönlichkeit sein, ein Mensch, der durch würdevolles Auftreten zu imponieren vermöge.

Martin widersetzt sich der Bischofswahl

Martin selbst war über den Vorschlag des Volkes zu tiefst erschrocken. Der Mönch verspürte nicht das Bedürfnis, an der Spitze zu stehen. Deshalb sann er darüber nach, wie er sich der Wahl entziehen könne. Entsetzt sagte er: „Ich? Bischof?“ und im gleichen Augenblick war er verschwunden. Niemand wusste, wo er hingegangen war. Hier sind wir nun mittendrin in der Legende, die wir unter dem Stichwort „Martinsgans“ kennen und die sich im Martins-Brauchtum bis in die Gegenwart erhalten hat. Dieser Legende zufolge brauchte man nicht lange zu suchen, denn Gänse in einem benachbarten Stall erhoben ein lautes Geschnatter. Man schaute nach und fand Martin dort im Gänsestall versteckt. Die Gänse hatten ihn verraten. Nachdem man ihn in seinem Versteck aufgestöbert hatte, wurde er vom Volk auf den Platz geholt. Die Menschen bekundeten, dass sie Martin als ihren Bischof haben wollten. Die Kleriker waren machtlos und auch Martin musste klein begeben. Er wurde zum Bischof gewählt. Allerdings stellte er eine Bedingung: er wollte auch als Bischof seine mönchische Lebensweise beibehalten; er dachte nicht daran, seine Gewohnheiten zu ändern. Wie bisher wohnte er in seiner Zelle, die an eine Kirche angebaut war. Die Künstler des Mittelalters, ob Maler oder Bildhauer, haben sich mit diesem Aspekt der Biografie des Heiligen wohl wenig auseinander gesetzt. Wir finden viele Kunstwerke, die Martin in prunkvollem Ornat in Glanz und Herrlichkeit zeigen.

Viele Besucher konnte der eben geweihte Bischof nicht ertragen. Er schien fast etwas menschenscheu zu sein. Er gründete deshalb sechs Kilometer außerhalb von Tours, auf der anderen Seite der Loire, das Kloster Marmoutiers. Bis zu etwa 80 Jüngern entwickelte sich diese klösterliche Gemeinschaft. Alle suchten sie sich nach dem Vorbild des Meisters zu bilden. Keiner besaß Eigentum, alles war Gemeingut.

Leider kann man sich von seiner bischöflichen Wirksamkeit nur ein unvollkommenes Bild machen. Vor allen Dingen wissen wir nicht, wie er zu seiner Gemeinde sprach. Worauf beruhte der außerordentliche Eindruck, den er auf seine Zeitgenossen und vor allen Dingen auf die Nachwelt hinterließ?

Er war der Mann, der Wunder wirkte. Da ist die Rede von einem Katechumenen, der wieder zum Leben erweckt wurde. Einen Gehängten hat Martin ins Leben zurückgerufen. Einen Aussätzigen hat er durch einen Kuss von seiner Krankheit geheilt. Einem stummen Mädchen gab er die Sprache zurück. Die Liste ließe sich noch lange fortsetzen. Die wesentlichsten Wunder finden wir auf einem gestickten Wollteppich aus Island vom 13. Jahrhundert und einem Zyklus mit Szenen der Martinslegende vom 15. Jahrhundert. Walter Nigg führt in seiner Arbeit über Martin nicht weniger als zehn solcher Legenden und Wunder auf.

Zur Zeit Martins herrschte in Gallien immer noch das Heidentum. Es gab überall Tempel, in denen man den Götzen opferte. Bischöflicher Auftrag war es, Gallien missionierend zu durchziehen. Es wird berichtet: „Er verhielt sich keineswegs duldsam gegenüber den zahl-

reichen Überresten des Heidentums. Bei aller Barmherzigkeit war Martin kein sanfter Mensch, war er doch von einem missionarischen Eifer erfüllt. Er sah im Heidentum eine gegnerische Macht, schwang deshalb kämpferisch die Axt und zeigte sich keinesfalls tolerant. Wo immer ihm eine heidnische Kultstätte begegnete, schreckte er nicht zurück, die zu zerstören.“

Hier ist die Legende vom „Baumwunder“ angesiedelt. Dazu eine persönliche Begebenheit: Bei einer Burgundreise besuchten wir die berühmte romanische Wallfahrtskirche Ste-Madeleine in Vézelay. Faszinierend ist dort unter anderem der Zyklus mit etwas mehr als 150 Kapitellen. Laut Kunstführer sollte es auch eine Darstellung des heiligen Martin geben. Ich dachte natürlich, dort den mantelteilenden Reiter anzutreffen. Was ich sah, waren einige menschliche Gestalten unter Bäumen. Was sollte diese Szene darstellen? Als Martin einmal einen Tempel niederriss, baten die anwesenden Heiden, doch wenigstens den heiligen Baum stehen zu lassen. Martin redete eindringlich auf sie ein, sich auch von diesem Götzen zu trennen. Sie aber wollten nicht einwilligen und schlugen ihm zuletzt eine Art Gottesgericht vor. Der Baum würde gefällt, aber Martin müsse ihn im Sturze aufhalten. Der Heilige ging auf das Angebot ein und die Föhre wurde umgehauen. Martin musste sich auf jene Seite stellen, auf die der Baum fallen würde. „Als sich der Baum schon neigte und anfangen gegen ihn zu sinken, erhob Martin seine Hand gegen sie und setzte das Zeichen des Heils entgegen. Wie von einem Wirbelsturm erfasst, wurde sie da zurückgeworfen und stürzte nach der entgegengesetzten Richtung.“

Getrübter Lebensabend

Inzwischen hatte Martin bereits ein hohes Lebensalter erreicht. Er war in seiner Diözese unterwegs zur Seelsorge und zur Visitation. Sein Lebensabend war nicht ungetrübt. Ein Ereignis machte ihm schwer zu schaffen, das in den späteren Bildnissen um Martin nie aufgetaucht ist. In Spanien trat ein Mann Namens Prisillian auf. Er vertrat von der Kirchenlehre abweichende Ansichten. Er war ein gebildeter Laie. Er beeindruckte das Volk, das ihn zum Bischof von Avila wählte. Die Bischöfe lehnten seine Lehre ab, weil sie sie mit jener der Kirche für unvereinbar hielten. Kurzerhand erklärten sie Prisillian für einen Häretiker. Es war und ist bis heute Pflicht der Bischöfe, auf die Reinheit der Lehre zu achten. Auch Martin hat danach gelebt. Die Bischöfe ergriffen den Ketzer, setzten ihn in Haft und traten beim Kaiser als Ankläger gegen ihn auf. Martin lehnte sich dagegen auf, war er doch der Meinung, das Schwert dürfe nicht über eine Frage der Lehre richten. Prisillian und sechs seiner Anhänger wurden nach Trier überführt. Sie legten ein so genanntes Geständnis ab. Daraufhin ließ der Kaiser sie auf Begehren der Bischöfe enthaupten. Es war die erste Ketzerhinrichtung in der Christenheit.

Martin empfand das Unchristliche im Verhalten gegenüber Prisillian und fühlte sich davon schwer betroffen. Fortan mied er die Gemeinschaft mit den Bischöfen, die die Hinrichtung von Prisillian veranlasst hatten und nahm deshalb an keiner Synode mehr teil.

Inzwischen war Martin über achtzig Jahre alt geworden, für jene Zeit ein sehr hohes Alter. Er fühlte deutlich sein Ende nahen. „Von einem heftigen Fieber ergriffen, legte er sich, angetan mit einem härenen Hemd, auf seine mit Asche bestreute Lagerstätte. In dieser Lage gab er am 8. November 397 seine Seele dem Schöpfer zurück; sein Antlitz leuchtete dabei wie ein helles Licht“, wird berichtet.

Martin starb in Candes. Seine Leiche wurde nach Tours überführt, um an seiner bischöflichen Wirkungsstätte begraben zu werden. Welche Wege der Leichenwagen auch immer einschlug, stets begannen die Wiesen zu grünen und zu blühen, als wäre es Frühling, obwohl dies im November geschah. Die Berichterstattung erreicht hier ihren legendären Höhepunkt. Tausende von Klerikern, Mönchen und Laien wohnten am 11. November 397 dem Begräbnis bei. Das Geleitete glich einem wahren Triumphzug und hob nochmals die Beliebtheit des Bischofs von Tours hervor.

Fortsetzung folgt

Sehenswerte Krippen in Oberschwaben

Exkursion der Heimatkundlichen Vereinigung am Mittwoch, 17. Januar

Die Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb führt am Mittwoch, 17. Januar, zu sehenswerten Krippenausstellungen in Oberschwaben. Die Leitung der Exkursion liegt in den Händen von Ingeborg Pemsel.

Das erste Ziel ist Schloss Waldburg-Zeil bei Leutkirch. In der Schlosskapelle, die sonst nicht zu besichtigen ist, ist eine Davoser Krippenlandschaft auf-

gebaut. Dann Ochsenhausen. Im Klostermuseum wird den Besuchern eine Krippenschau mit historischen Kastenrippen aus dem 18. Jahrhundert geboten, sowie zeitgenössische Krippen im alpenländischen und orientalischen Stil.

Auf der Rückkehr wird noch die Ausstellung „Weihnachtliche Bräuche von Advent bis Dreikönig“ in der

Alten Kirche in Rufingen bei Mengen besucht. Abfahrt ist um 7.30 Uhr an der Stadthalle Balingen und um 8 Uhr am Busbahnhof in Ebingen. Rückkehr ist gegen 19 Uhr. Anmeldungen nehmen der Geschäftsführer der Heimatkundlichen Vereinigung Erich Mahler, Telefon (0 74 71) 155 40, oder Ingeborg Pemsel, Telefon (0 74 36) 210, entgegen.

Exkursion nach Potsdam und Berlin

Vom 10. bis 17. Juni 2007 – Anmeldung schnellstmöglich – Option gilt bis 18. Januar

Vom 10. bis zum 17. Juni 2007 findet eine Exkursion nach Potsdam und Berlin statt. Die Anreise erfolgt mit dem ICE. Unterkunft wird im Hotel Ascot-Bristol genommen.

Die Weltkulturerbe-Stadt Potsdam mit ihrer Lage an der Havel bietet als ehemalige Residenzstadt des preussischen Königshauses eine Fülle von Sehenswürdigkeiten – Schlösser, Parks, ein historisches Stadtbild in

landschaftlich herrlicher Lage – die in gewöhnlich flüchtigen Besuchen gar nicht erkannt und erfasst werden können. Neben Sanssouci, Babelsberg, Neuem Garten und dem Pfingstberg mit einem Blick über die Stadt und die Seenlandschaft der Havel, sind auch zwei Tage für Berlin vorgesehen, einmal mit der S-Bahn und einmal mit einer Schifffahrt über Havel und Spree, mitten durch die Stadt. Berlin-Mitte mit dem renovierten

Bode-Museum, dem Dom, der Straße „Unter den Linden“ und anderem gilt die besondere Aufmerksamkeit.

Reisepreis für Fahrt, Hotel mit Frühstück, allen Eintritt, Führungen. Stadtrundfahrten pro Person im Doppelzimmer 525 Euro, EZ-Zuschlag: 155 Euro. Die Option des Reisebüros gilt bis 18. Januar.

Auskunft und Anmeldung schnellstmöglich bei Hans Kratt, Telefon (0 74 33) 353 20 und Erich Mahler, Telefon (0 74 71) 155 40, Fax (0 74 71) 122 83.

DAS AKTUELLE BUCH

Zisterzienser und Loipenspaß

Neue Bücher von der Geschichte bis zum Sport – Von Daniel Seeburger

Wer einen kleinen Ausflug ins Kloster Bebenhausen machen will, sollte sich vorher den prächtigen Bildband „Bebenhausen – Kloster und Schloss“ von Nikola Hild und Katharina Hild zu Gemüte führen. Die Lektüre dieses im Tübinger Silberburg Verlag erschienen Werks lohnt sich ganz außerordentlich. Man wird mit offenen Augen durch die alte Klosteranlage gehen. Zum einen besticht der 130 Seiten starke Band durch seine Übersichtlichkeit. So wird Geschichte im modernen Layout präsentiert. Aber auch inhaltlich gehen Nikola und Katharina Hild modern ans Werk – nicht die geringste Spur von staubiger Geschichtsmuffigkeit. Flott geschrieben, aber keineswegs flapsig, bekommt der Leser einen Überblick über das mittelalterliche Klosterwesen im allgemeinen und in die Zisterzienser in Bebenhausen im speziellen. Auch die Zeit nach der Reformation kommt nicht zu kurz, genau so wie Bebenhausen als Domizil des letzten württembergischen Königs. Der Leser erhält, und das ist bisher einmalig in der einschlägigen Literatur, einen tiefen Einblick ins Privatleben des Monarchen. Aber auch auf die demokratische Tradition geht das Werk ein. War Bebenhausen von 1946 bis 1952 doch Sitz des Landtags von Württemberg-Hohenzollern. Ein prächtiges Buch. Unser Buch des Monats!

Mit „Friedrich-Wilhelm Constantin – der letzte Fürst. Teil II: Die Zeit in Schlesien“, erschienen im Hechinger Glückler Verlag, komplettiert Michael Hakenmüller die äußerst wichtige Biographie über den letzten Fürsten von Hohenzollern-Hechingen. Friedrich-Wilhelm Constantin wurde 1801 in Sagan geboren und starb 1869 in Polnisch-Nettkow. Hakenmüller beschreibt im zweiten Teil der Biographie minutiös das Leben des Bohemien und Musikliebhabers von 1848 bis zu seinem Tode. Nach den Revolutionswirren 1848/49 verließ Friedrich-Wilhelm Constantin Hechingen, dankte ab und siedelte ins schlesische Löwenstein über. Die Herrschaft übernahm sein Vetter, der preussische König Friedrich Wilhelm IV. Friedrich-Wilhelm Constantin galt fortan in Schlesien als großer Förderer der Musik. Besonders Franz Liszt, Richard Wagner und Hector Berlioz lagen ihm am Herzen.

Hakenmüller schreibt sehr geläufig und leicht verständlich, vermittelt die historischen Fakten lesbar und durchaus spannend. Wer Interesse an der Heimatgeschichte hat, kommt an dieser Biographie nicht vorbei.

Mit dem im Tübinger Silberburg-Verlag erschienenen Buch „Die Region erleben: Schwarzwald-Baar-

Heuberg. Ein Führer zu Kultur, Geschichte und Natur“ von Karin Gessler und Jörg Becker wechseln wir von der Heimatgeschichte in die Sparte Kulturführer. Und wir wechseln in die Nachbarlandkreise Rottweil, Tuttlingen und den Schwarzwald-Baar-Kreis. Der Leser wird überrascht sein, was es in diesen drei Landkreisen so alles gibt, das man noch nicht kennt. Nehmen wir Rottweil. Der Turm der Kapellenkirche ist wohl bekannt. Wer aber weiß, dass die drei großen Tympana, die Mariä Verkündigung, die Geburt Christi und das Weltgericht zum Thema haben, die kleinen Tympana mit dem Braut- und dem Buchrelief sowie 27 frei stehenden Figuren der größte zusammenhängende Zyklus im Schwaben des 14. Jahrhunderts ist?

Mit solchen Details überrascht das reich bebilderte und vor allem übersichtliche Werk immer wieder. Ein großer Vorteil: Nicht nur die „großen“ Städte kommen zu ihrem Recht. Auch kleine Kostbarkeiten, abseits der großen Straßen finden Beachtung – und lohnen es, entdeckt zu werden. Zum Beispiel die leuchtenden Glasfenster von Albert Birkle in der Dorfkirche St. Gallus in Wilflingen oder die Burgruine Lichtenfels bei Glatt.

Doch nicht nur für historisch Interessierte ist das 215 Seiten starke Buch unentbehrlich. Immer wieder finden sich informative Einschübe mit kulturellen Tipps. Da finden die Rottweiler Festivals „Sommersprossen“ und „Ferienzauber“ genau so Beachtung wie das „Southside“-Festival in Neuhausen o.E. Das Buch ist ein großartiger Reisebegleiter, der einem die Region schmackhaft macht und zeigt, dass man nicht in ferne Länder schweifen muss, wenn man Kultur erleben will.

Wir warten auf den Winter – doch Väterchen Frost will nicht. Für Skibegeisterte, die es jetzt kaum noch in den eigenen vier Wänden hält, gibt es jetzt ein schmales Bändchen im Tübinger Silberburg-Verlag, das das Warten auf den Schnee etwas erträglicher macht. „Langlaufen in Baden-Württemberg“ heißt das Buch. Ralph Hahn stellt 80 Loipen für Anfänger und Geübte im Landle vor. Dabei fehlen die Loipen auf der Schwäbischen Alb genau so wenig wie Touren im Allgäu, im Schwarzwald und im Schwäbisch-Fränkischen Wald. Dazu gibt es praktische Tipps für den Langläufer, der seine Leidenschaft gewissenhaft betreibt. Aber auch Anfänger werden nicht vergessen. Von der Wahl der Technik bis zum geeigneten Ski werden dem Neuling viele Hilfestellungen gegeben. Und damit das Après-Ski genau so lustig wird, dürfen auch die Einkehrtipps entlang der Loipe nicht fehlen.

Termine

Am Donnerstag, 1. Februar, steht ein Besuch der Firma Interstuhl auf dem Programm. Die Anfahrt erfolgt im eigenen Wagen. Treffpunkt ist um 13.45 Uhr in Meßstetten auf dem Lidl-Parkplatz. Zunächst wird die Ausstellungshalle von Interstuhl besucht. Anschließend fährt man zur Produktionsstätte nach Tübingen.

Die Autoren dieser Ausgabe:

Dr. Karl Eugen Maulbetsch
Am Stettberg 9
72336 Balingen

Herbert Friedrich
Schloßbergstraße 23
72458 Albstadt-Ebingen

Dr. Klaus Peter Dannecker
Theologische Fakultät Trier
Deutsches Liturgisches Institut
Weberbach 72a
54290 Trier

Daniel Seeburger
ZOLLERN-ALB-KURIER
Grünwaldstraße 15
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:
Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Erich Mahler, Mörikeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53